WEISTUM UND WISSEN IN MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM

Einführung

Alles Leben vollzieht sich zwischen Geburt und Tod. Aber unser Verhalten in dieser Zeit ist nicht nur durch die Gene, die stofflichen Erbanlagen für den Aufbau und die Funktion der körperlichen Prozesse, die die Eltern an uns weitergaben, erklärbar. Stehen wir vor Problemen, vor neuen Anforderungen des Lebens an uns, so dringen aus der Tiefe unseres Gemütes Bedenken, Ziele, neue Gebote hervor, die unser Verhalten bestimmen. Das gewählte Verhalten ist im wesentlichen ein artgemäßes, das sich im Norden der Erde in Jahrtausenden anders entwickelt hat, als etwa im südlichen oder östlichen Mittelmeerraum. Es findet in den alten, längst vorchristlichen Märchen Verhaltensbeispiele im Bereich des Rechts, der Fürsorge, der ethischen Grundlagen der Ehe, der Lebensentwicklung, des Wissens über Geist und Seele und Weiterem.

Es ist dies auch ein Problem der Willensfreiheit. Die getroffenen Entscheidungen für das Verhalten haben Wirkungen, und diese haben weitere Folgen. Hierbei zeigen sich Gesetzmäßigkeiten, in die unser Leben eingeordnet ist. Diese wollen uns insbesondere jene Märchen veranschaulichen, die wir aus der Sammlung der Brüder Grimm im Nachfolgenden ausgewählt haben. Ihre anschauliche Bildwelt beweist ihre Herkunft aus vorchristlicher Zeit, wo die Priesterinnen in den Frauentürmen oder die Priester, die als Goden bezeichnet wurden, in heiligen Hainen über die Gesetzlichkeiten bei der Entfaltung der menschlichen Seelenkräfte tiefe Erkenntnisse gesammelt hatten.

Diese sind heute nun noch genauso wahr wie in vorchristlicher Zeit, weil ja der Mensch, insbesondere der nordische Mensch, indogermanischer Art, in seinem Wesen immer noch derselbe ist. Wir können das bestätigt finden, wenn wir an die Philosophie der Griechen denken. Platos Ideenlehre, die Weisheit eines Sokrates oder Pythagoras, die Lehren Mithras´ über die Lebensstufen der Menschen und im ferneren Osten die Seelenlehre des Indo-Germanen Buddha, die aus dem Gedankengut der VEDEN und Upanischaden erwuchsen, sprechen uns heute durch ihren Erkenntnis- und Wahrheitsgehalt immer noch voll an. Das liegt daran, weil diese Denker und Schauenden den Menschen als ein Glied der beseelten Natur erkannt hatten. Aber diese Beseeltheit ist das eigentliche Wunder, sie ist das Göttliche, das alle Materie erst belebt, sie ist insbesondere das Gestaltende dieser gegenüber. Diese belebenden Kräfte sind seelischer und geistiger Natur und daher nicht erfaßbar durch alle unsere Geräte, die nur physikalische oder chemische Erscheinungen zu erfassen vermögen.

Nach gemanischem Mythos steht aber dieses Leben auf der Erde zwischen zwei, das Leben bedrohenden Polen: dem Feuer der Sonne und der Eiseskälte im Kosmos, soweit dieser von den Strahlen des Sonnenlichts nicht erfaßt wird.

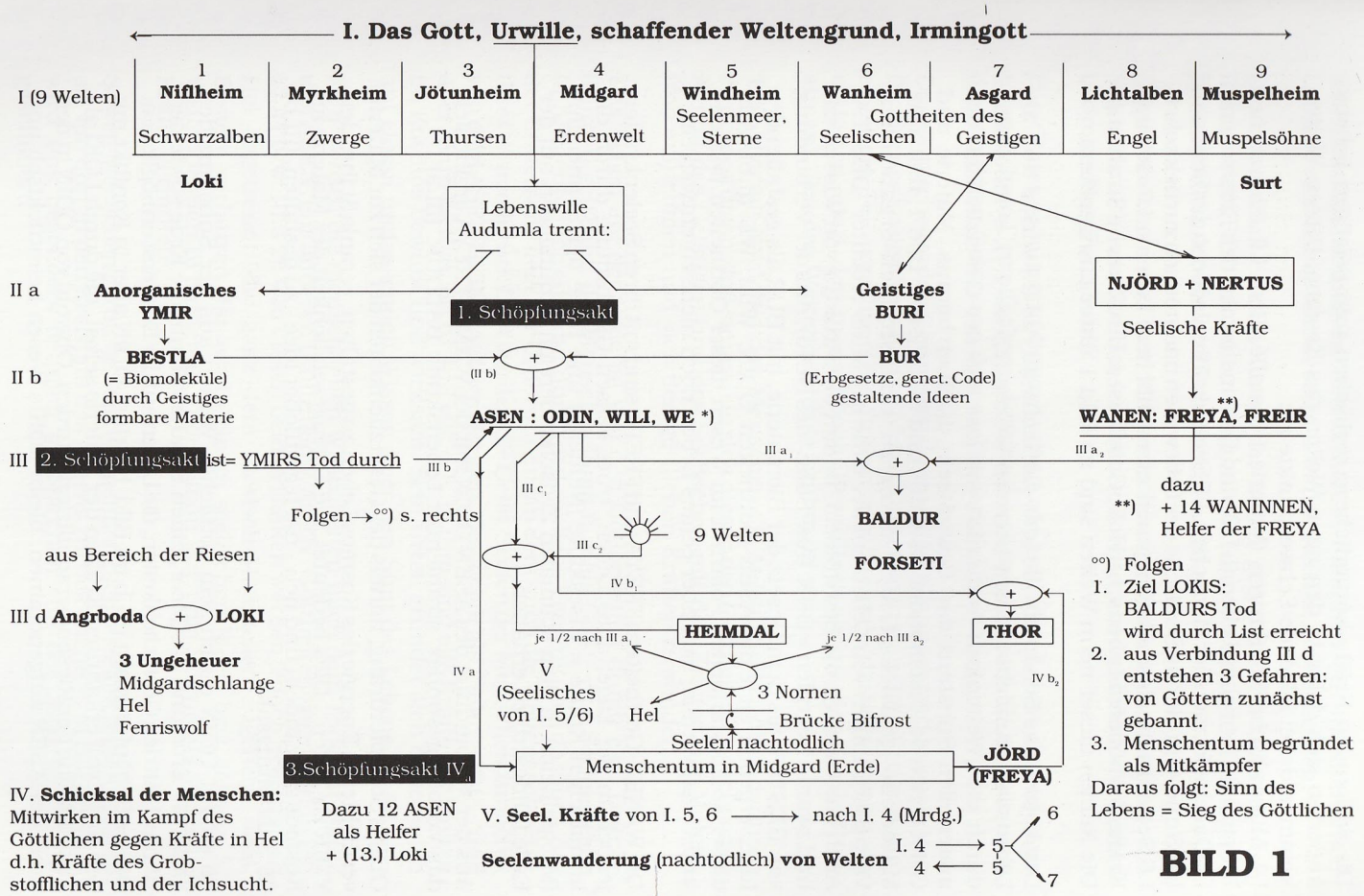
Das religiöse Weltbild bei den germanischen Völkern in vorchristlicher Zeit zeigt uns die Grundlage, von der aus sie die Gesetzmäßigkeiten im Lebensprozeß erklärten. Der Mensch ist dabei nicht nur Glied des Lebens in der Natur, sondern auch des Göttlich-Geistigen im Kosmos. Wir müssen uns daher dieses religiöse Weltbild kurz vor Augen führen. Wir können dann die eigentliche Aussage und den Sinn dieser Märchen leichter erkennen als eine Deutung eigenen Lebens, das ja in dieselben Lebensgesetzlichkeiten eingeordnet ist wie in alter Zeit.

1. Die germanische Götterwelt und die Aufgabe der Menschen darin:

1a) Diese bedeutende und umfassende germanische Götterwelt bildet für das Verstehen vieler unserer Märchen die Grundlage. Hierauf ausführlicher einzugehen, würde aber unsere Absicht, die Märchen selbst für sich sprechen zu lassen, zu sehr verdrängen. Es wurde daher der Göttermythos im Bild 1 in einer Übersicht dargestellt und es folgt nun eine kurze Erklärung dazu insoweit, wie es für das Verstehen unserer Märchen erforderlich ist.

Das Verhalten der Menschen ist ja wesentlich durch ihr Weltbild bestimmt. Wenn sich auch unser heutiges Weltbild hinsichtlich des materiellen Anteils des Seins im Kosmos ungeheuer erweitert hat, so stehen wir dessen immateriellem Anteil doch fast mit denselben Fragen gegenüber, wie die Menschen in vorchristlicher Zeit.

Nach dem germanischen Weltbild ist der gesamte Kosmos vom Geist des Irmingottes, des Allvaters, durchdrungen (siehe Bild 1 (I.) Seite 9). Symbol hierfür ist die Weltenesche, deren Wurzeln man teils in der zur Materie verdichteten Weltenenergie, der Erde, teils in den seelischen und geistigen Energiebereichen des Kosmos liegen sah.


I. Das Gott, Urwille, schaffender Weltengrund, Irmingott
I (9 Welten)
1 Niflheim Schwarzalben
2 Myrkheim Zwerge
3 Jötunheim Thursen
4 Midgard Erdenwelt
5 Windheim Seelenmeer, Sterne
6 Wanheim Gottheiten des Seelischen
7 Asgard Gottheiten des Geistigen
8 Lichtalben Engel
9 Muspelheim Muspelsöhne
Loki
Surt
Lebenswille Audumla trennt:
II a
Anorganisches YMIR
1. Schöpfungsakt
Geistiges BURI
NJÖRD + NERTUS
Seelische Kräfte
II b
BESTLA
(= Biomoleküle) durch Geistiges formbare Materie
(II b)
BUR
(Erbgesetze, genet. Code) gestaltende Ideen
ASEN : ODIN, WILI, WE *)
WANEN: FREYA, FREIR **)
III 2. Schöpfungsakt ist= YMIRS Tod durch
III b
III a1
III a2
III c1
Folgen→°°) s. rechts
III c2
9 Welten
BALDUR
FORSETI
dazu
**) + 14 WANINNEN, Helfer der FREYA
aus Bereich der Riesen
III d Angrboda LOKI
3 Ungeheuer
Midgardschlange
Hel
Fenriswolf
IV b1
HEIMDAL
THOR
je 1/2 nach III a1
je 1/2 nach III a2
IV a
V
(Seelisches von I. 5/6)
Hel
3 Nornen
Brücke Bifrost
Seelen nachtodlich
IV b2
3.Schöpfungsakt IV a
Menschentum in Midgard (Erde)
JÖRD (FREYA)
°°) Folgen
1. Ziel LOKIS: BALDURS Tod wird durch List erreicht
2. aus Verbindung III d entstehen 3 Gefahren: von Göttern zunächst gebannt.
3. Menschentum begründet als Mitkämpfer
Daraus folgt: Sinn des Lebens = Sieg des Göttlichen
IV. Schicksal der Menschen: Mitwirken im Kampf des Göttlichen gegen Kräfte in Hel d.h. Kräfte des Grobstofflichen und der Ichsucht.
Dazu 12 ASEN als Helfer + (13.) Loki
V. Seel. Kräfte von I. 5, 6 → nach I. 4 (Mrdg.)
Seelenwanderung (nachtodlich) von Welten
I. 4 → 5 → 6
4 ← 5 → 7
BILD 1

Die wirkenden Kräfte körperlichen, seelischen und geistigen Lebens äußerten sich dabei in den neun Welten des Kosmos. Diesen Welten kommen dabei folgende Schwerpunkte zu:
I.1 Mineralische Strukturen (Materie, Kristalle, Eis), I.2 Pflanzliches Leben, I.3 Tierisches Leben (I.1-3 sind Daseinsformen des Riesischen), I.4 Daseinsformen der Menschen, I.5 Seelenkräfte als Ideen der Bereiche I.2, 3 und 4, in die das Seelische der Lebewesen nachtodlich zurückkehrt, I.6 Seelenkräfte des höheren (auch menschlichen) Lebens, I.7 Geistige Kräfte des höheren Lebens, I.8 Hohe Geistwesen, I.9 Göttliche Strahlung. Die Namen dieser neun Welten sind im Bild 1 unter I. angegeben.

Der kosmische Schöpferwille (das Göttliche im All) (I.) wirkte nun als Lebenswille zunächst in den höheren Welten (I.5 bis I.7), symbolisiert durch die „Weltenkuh Audumla"; sie löst aus der Gesetzlichkeit der materiellen Substanz das Bewußtsein darüber heraus. Materie und Geist treten so auseinander als YMIR und BURI (siehe Bild 1, II.a). Das Materielle entwickelt sich dann zu den stofflich-organischen Voraussetzungen von Leben auf der Erde in YMIRs „Tochter" BESTLA. Auch das Geistige, als Bewußtsein, nimmt die Struktur von Wissen an, und zwar in Begriffen = BUR. (Als „Sohn" des BURI). Aus der Verbindung von BESTLA, als dem Gesetz der Biomaterie, mit BUR als gestaltender Idee, ergeben sich die ASEN-Gottheiten ODIN, WILI, WE (II.b). Aus dieser so entstandenen Polarität im Wesen dieser Gottheiten (Materie und Geist) vermag sich aber echtes Leben noch nicht zu entwickeln.

Die WANEN-Gottheiten (FREYA und FREIR) sind mit ihren Seelenkräften jedoch in der Lage, alles Leben, trotz dessen Gefährdung durch die kosmischen Kräfte = Eiseskälte (Niflheim) und Hitze der Sonnenglut (Muspelheim) in dem schmalen Zwischenbereich Ginungagap auf der Erde (Midgard) zu erhalten.

Aus der Verbindung des ASEN ODIN mit der WANIN FREYA ergibt sich das Vorbild gesunder, strahlender Lebenskraft: BALDUR. (III.a)

ODINs Schöpferdrang, mittels der Gesetzlichkeiten der sich zur Materie verdichteten Energie des Kosmos Leben zu gestalten, veranlaßt ihn, den YMIR zu „töten". Dies bedeutet, die Eigengesetzlichkeit der Materie im Kosmos zu wandeln und neu - nach göttlicher Idee - zu gestalten. (III.b) (2. Schöpfungsakt)

So erbaut ODIN durch sein göttliches Wirken aus der Substanz des YMIR die Erde und das Meer, einen Schutzwall um die Erde sowie den Himmel mit den Gesetzlichkeiten, die Leben auf der Erde erst ermöglichen. Dieser Schöpfungsakt (III.b im Bild 1) bringt ODIN aber in Konflikt mit den nicht voll erkannten Kräften der Materie selbst, die durch LOKI als Abkömmling der Riesen personifiziert wurden. Obwohl von ODIN in den Kreis der ASEN aufgenommen, bleibt LOKIs Wesen heimtückisch und

feindselig. Er vermag es, den BALDUR, das Idealbild harmonischen Lebens, den Hüter der Gesetze und des Rechts, zu vernichten.

Danach kommt es zum Kampf der Götter gegen die von LOKI mit der Riesin ANGRBODA (d.h. „Angstbereiterin") erzeugten, Midgard bedrohenden, lebensfeindlichen Kräfte. (III.d)

Diese bestehen aus der Midgardschlange (Erde umschlingend wie Schwerkraft), aus der Hel (erdfernes Totenreich) und dem die Sonne bedrohenden Fenriswolf.

Die Götter schützen Midgard, die Erde und das Leben darauf. Aus pflanzlichem Urstoff bilden sie dazu das Menschentum (IV.a), indem sie diesem ihren Geist und ihre seelischen Kräfte eingeben.

Das Göttliche ist den Germanen daher nicht allein Jenseitiges; sondern ihr eigenes Seelisches steht mit dem Göttlichen in ständiger Verbindung, es ist ein Teil von ihm. (Die Brahmanen meinten dasselbe, wenn sie erklärten, daß der menschliche Bewußtseinskern, das „Selbst" (= atman), Teil des Weltengeistes (= brahman) sei.)

1.b) Hiermit erwächst den Menschen die Aufgabe, die Götter dadurch zu unterstützen, daß sie auch in sich diesen den Gottheiten erwachsenen Kampf des Geistigen und des Seelischen mit den Kräften der Materie froh aufnehmen und sich den göttlichen Kräften zuwenden.

Das Leben auf der Erde ist von den Götterwelten durch eine Brücke (Bifrost) getrennt; der Mensch gelangt nur als Geist- und Seelenwesen (d.h. nachtodlich oder nur durch gedankliche Versenkung) darüber. Auf der Götterseite liegt der Urdbrunnen (an dem auch die Weltenesche eine ihrer Wurzeln hat). Dort werden die Geist-Seelen der Menschen zunächst von dem ASEN HEIMDALL empfangen. Dieser gilt als „Sohn" ODINs und aller neun Welten; (III c1 + III c2); d.h. in ihm sind alle Kräfte der Welten im Kosmos bewußt und wirksam. Sein Urteil gründet sich daher auch auf einem umfassenden Wissen über den Sinn des Lebens im All.

Nun werden die menschlichen Wesenheiten nach dem Tode zur Hälfte den ASEN, zur anderen Hälfte den WANEN- Gottheiten zugeführt (nach III.a1 bzw. III.a 2). Von diesen beiden Hälften werden jedoch Seelen nach Hel abgetrennt, die ganz dem Riesisch-Materiellen zugeneigt sind. Erstere verharren danach in einem seelischen Meer, bzw. in dem 5. Weltenbereich (Windheim), in dem man auch die Sterne als seelische Kräfte vermutete.

Soweit Menschen göttliche Vollkommenheit nicht erreicht haben, kehren sie von dort in den Kreislauf des Lebens zurück (siehe V. in Bild 1). Dies wird uns besonders deutlich im Märchen von der „Nixe im Teich" geschildert.

1.c) Beim Urdbrunnen weilen auch die drei Nornen. Alle Menschen sind in ihrem Kreislauf dem Schicksalsgesetz unterworfen, das im seelischen Bereich so wie das Kausalgesetz in der Raum-Zeitlichkeit wirkt. Die drei Nornen (URD, WERDANDI, SKULD) ordnen das Lebensgeschehen nach diesem Gesetz. URD ist die Unvollkommenheit der Erkenntnis als Ursache, wegen der der Mensch zur Wiedergeburt drängt; WERDANDI ist das Schicksal des Menschen auf der Erde, das sich aus seiner seelischen Struktur (URD) ergab, das er aber auch neu durch sein Erleben und Bedenken formt, und SKULD ist dann die seelische Struktur, mit der ein Mensch die Erde wieder verläßt; sie bestimmt seinen weiteren Weg im Kreislauf zwischen der Erde und den Bereichen der ASEN oder WANEN. (siehe Bild 1, V.) Unser irdisches Dasein wird daher in den Märchen immer als ein Erkenntnisweg gesehen, in dem das Verhalten, das Handeln der Menschen nach Ursache und Wirkung durchschaut werden kann. Nur die eigene Erkenntnis vermag den Menschen zu erlösen, d.h. in seine göttliche Struktur (mit dem umfassenden Weitblick des HEIMDALL) zurückzuführen. Außer den schicksalsbestimmenden Kräften, die in ODIN (Denken), FREYA (Fürsorge), BALDUR (Recht) ihre begriffliche, personifizierte Gestalt fanden, begegnet uns in den Märchen aber noch der Gott THOR. Es ist dieselbe Gestalt, die im griechischen Mythos als Prometheus erscheint. Er ist aus der Verbindung des Geistprinzips ODIN mit der Erdmutter JÖRD hervorgegangen, deren Wesen sich im Willen zum Leben alles Lebendigen auf der Erde offenbart (entsprechend dem Wesen von FREYA – siehe Bild 1 IV.b). THOR gilt daher nicht nur als Bekämpfer aller lebensfeindlichen, riesischen Mächte der unteren Welten, sondern ist Berater der Menschen in ihrem Daseinsringen, berät sie in allem praktischen Tun. Er gehört aber auch zum Kreise der ASEN. Insbesondere in den Märchen „Der Eisenhans" und „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" begegnet er uns. Dieses von solchen Gottheiten belebte Weltbild, als den vom Metaphysischen her gestaltenden Kräfte des Lebens, vermag auch uns wieder an die Wurzeln unserer wesensgemäßen religiösen Bindungen heranzuführen.

Diese hier sehr kurzgefaßte Vorstellung der durch Götter erklärten kosmischen Kräfte aus Geist, Seelischem und der Materie mag zunächst etwas schwierig erscheinen. Sie gibt aber doch ein Bild der Kräfte, die auch im Inneren jedes Menschen als Lebenskräfte wirksam sind. Dies wird im Folgenden aber noch leichter verständlich werden, insbesondere wollten ja die Märchen selbst es ihren Hörern schon in alter Zeit zum Bewußtsein bringen.

2. Die drei Daseinsbereiche

Die 9 Welten des Kosmos umfasen 3 mal 3 Bereiche, in denen drei besondere Kräfte des Kosmos hauptsächlich wirksam sind. Es sind dies die Weltstoffenergien des Grobstofflichen, der Materie, die in den unteren drei Welten vordringlich wirken (Bild 1,I (1-3)). Der vierte Bereich (Midgard I.4) bildet das Übergangsfeld zu den von den seelischen Kräften gelenkten Seinsbereichen I.5 und I.6, und von der Welt Asgard ab (I.7 bis I.9) herrschen allein die geistigen Kräfte. Der Mensch erlebt sich dabei als von allen drei Weltstoffenergien aufgebaut, aber er muß sie ordnen und zwar müssen die geistigen Kräfte die Führung gewinnen, indem er den Sinn in deren Zusammenwirken versteht. Viele Märchen wollen das Walten dieser drei Energien und das Gebot, diese harmonisch zu ordnen, verdeutlichen. In den Upanischaden, der Urschrift der indogermanischen Völker, sind diese drei Energieformen bereits unter dem Begriff der drei „GUNAS" beschrieben. Wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich wird, unterschied man dabei die drei Weltstoffenergien als das Lichte (sattva), das Glühende (rajas) und das Dunkle (tamas). In den Märchen ordnete man ihnen die Farben gold oder weiß, silber oder rot, schwarz oder sternenbedeckt zu.

Die drei Gunas
(svetasvatara Upanishad)

				im Märchen	Christl.
	1. sattva	das Lichte	das Geistige	gold + weiß	Erzengel: Gabriel
	2. rajas	das Glühende	das Seelische (Tendenzen)	silber + rot	Michael
Weltstoff-energien	3. tamas	das Dunkle	das Stoffliche (Atome)	(sternbes. Kleid) schwarz	Raphael

Bild 2

Wir treffen diese Symbolik in den Märchen von „Allerleirauh", „Die Rabe", „Die drei Männlein im Walde", „Aschenputtel", u.a. an. Aber auch die mittelalterliche, im Grunde auch heute noch geltende Ständeordnung, enthielt diese Dreigliederung, indem sie unterschied zwischen (1.) dem Nährstand (Bauern, Holzfäller, Gärtner, Bärenhäuter, Arbeiter ...., die die Lebensgrundlage hauptsächlich durch ihren körperlichen Einsatz sicherten), (2.) dem Wehrstand (Ritter, Königs- und Grafensöhne, Minnesänger, ... denjenigen, die sich durch ihre innerseelische Haltung zu bewähren hatten) und (3.) dem geistigen Stand, zu dem auch die

weisen Frauen gehörten (die Priesterinnen auf den Frauenbergen, vom Christentum so häufig zu Hexen umgefälscht). Die Menschen dieses 3. Standes waren Hüter des Rechts, Wahrer der Ehre, Zuteiler von Pflichten und auch Vorbilder. Diese Rangordnung wird deutlich in den Märchen „Froschkönig", in den „Zwei Goldkindern", im „Eisenhans", in „Gänsehirtin am Brunnen" u.a. Die Märchen „Jorinde und Joringel" sowie „Rapunzel" zeigen dabei das Wirken germanischer Priesterinnen.

3. Die Idee der Wiedergeburt

Der Mensch bildet wie jedes Lebewesen mit seiner Dreigliederung zwar eine Ganzheit, aber dabei schloß man nicht aus, daß diese Einheit nicht wieder in ihre Wesensbestandteile aufgelöst werden könnte oder daß diesen Teilen nicht auch ein eigener Seinsbereich zugehörte. Auch Eis kann wieder in den flüssigen und das Flüssige in den gasförmigen Daseinsbereich übergehen. Ein Schmetterlingsei geht in die Form der Raupe über; indem diese stirbt, baut eine unsichtbare Antriebskraft aus ihrer organischen Substanz die Puppe, und in dieser baut dieselbe Kraft nach mitgebrachtem, bzw. in langer Zeit erworbenem Bauplan in den Genen dann den Schmetterling. Die molekulare Struktur der Gene ist dabei ein elektromagnetisches Schwingungssystem, ein Kraftfeld, in dem das Bild dessen, das werden soll, enthalten ist. Wenn vergleichsweise ein Autofahrer das Gas wegnimmt, verliert das Fahrzeug seine Antriebskraft — das Seelische –, und wenn er aussteigt, seine Lenkung bzw. seine geistige Führung. Jedes Tier, ja schon die Urzelle erhält so nur vom Lebenswillen (dem Seelischen) seine Kräfte, aber es ist zusätzlich in der Erbmasse ein Bauplan festgehalten und damit ein Wachstumsziel vorhanden, nach dem diese Kräfte so gelenkt werden, daß der Lebenswille, der Daseinswille, hier auf der Erde zum Erfolg kommt. Die hinzutretende, aufbauende Kraft hat aber bei den Menschen nicht nur eine durch die Wesensart der Eltern oder deren Erbmasse bestimmte besondere Struktur. Der neugeborene Mensch ist ein „gerufenes Wesen", das sich zwar aus dem Gesetz der befruchteten Eizelle körperlich neu aufbaut, aber es hat auch ein eigenes, seelisch bestimmtes, Lebensziel. Dieses ist zwar dem Menschen bei seiner Geburt noch nicht bewußt, weil das naheliegende Ziel, die körperliche und seelische Selbstbehauptung in der Lebensgemeinschaft, das Fernziel der inneren Reife und Fortentwicklung noch verdeckt. Dieses Fernziel fällt unter den Begriff der Erlösung (siehe unter Abschnitt 6.).

Alle älteren Märchen - entsprechend dem Denken der indogermanischen Völker überhaupt - gehen von dem Gedanken aus, daß der Mensch schon vor der Geburt als Geistwesen existierte, daß er schon vorgeburtlich - gelenkt durch sein ihm noch anhaftendes, bzw. auferlegtes Lebensziel - in eine Strömung seelischer Kräfte (im Bereich Windheim) gelangt und dementsprechend eine bestimmte Form der Wiedergeburt anstrebt.

Dadurch erstrebt er auch ein seiner seelischen Struktur gemäßes Schicksal als erkennendes und sich dadurch wandelndes Wesen. Die drei Nornen URD, WERDANDI und SKULD symbolisieren diese Situation: URD meint die in der individuell geprägten seelischen Struktur wirkenden Kräfte als Voraussetzungen des kommenden Schicksals im neuen Leben. WERDANDI ist die Kraft und das Bewußtsein darüber, wie wir unsere Lebensaufgabe in der irdischen Lebenszeit meistern. (Dies hängt von unserer Einsicht ab, die ja auch die Märchen vermitteln wollen). SKULD erfaßt dann in der Rückschau unseres Lebens die Unvollkommenheiten, die uns hinderten, zur vollen geistigen Freiheit als unserem eingeborenen menschlichen Lebensauftrag zu gelangen. Dieses umfassende Weltbild liegt u.a. den Märchen „Nixe im Teich", „Brüderchen und Schwesterchen", „Allerleirauh", „Bienenkönigin", „Fitchers Vogel", „Machandelboom" und „Drei Männlein im Walde" zugrunde.

4. Der Erkenntnisweg

a) Schon in den indogermanischen Völkergemeinschaften gab es religiöse Kultgemeinschaften, in denen man den innerseelischen Aufbau des Menschen genau beobachtet hatte. Man strebte die innere Freiheit des Menschen an und hatte dazu erkannt, wie es von einem Reiz unserer Sinne (durch Gesehenes, Gehörtes, Geschmecktes, Gerochenes, Getastetes) zu einer seelischen Reaktion darauf und zu einem ungestörten Bewußtsein darüber kommt.

Im Märchen „Die sechs Diener" wird dies z.B. eingehend erläutert. Es ist erstaunlich, daß die Brüder Grimm mit diesem Märchen altes indogermanisches Wissensgut noch erfassen konnten, das sich auch in den Upanischaden sowie im Mithraskult dargestellt findet. Auch in der Lehre Buddhas findet sich in den sogenannten fünf Daseinsgruppen (Khandas) dieser Zusammenhang erklärt, der hier aber nur kurz an Hand von Bild 3 wiedergegeben werden kann.

1. Aus der Außenwelt gelangt ständig eine Fülle von Reizen an den Menschen heran. Für deren Empfang und ihre Auswertung hat der Mensch seine fünf Sinne.
2. Die Sinnesreize lösen Empfindungen aus (Gefühl), wobei bereits eine Auswahl stattfindet.
3. Diese Gefühle führen zur Wahrnehmung und treffen dabei auf das Feld, der im Menschen vorhandenen (mitgebrachten!) seelischen Struktur. Dadurch erfolgt individuell-typische Reaktion.
4. Entsprechend wird Aktivität ausgelöst (die auch nur aus „Erwägen" bestehen kann).
5. Das Ergebnis der Aktivität wird im Bewußtsein erfaßt.

Die 5 Daseinsgruppen

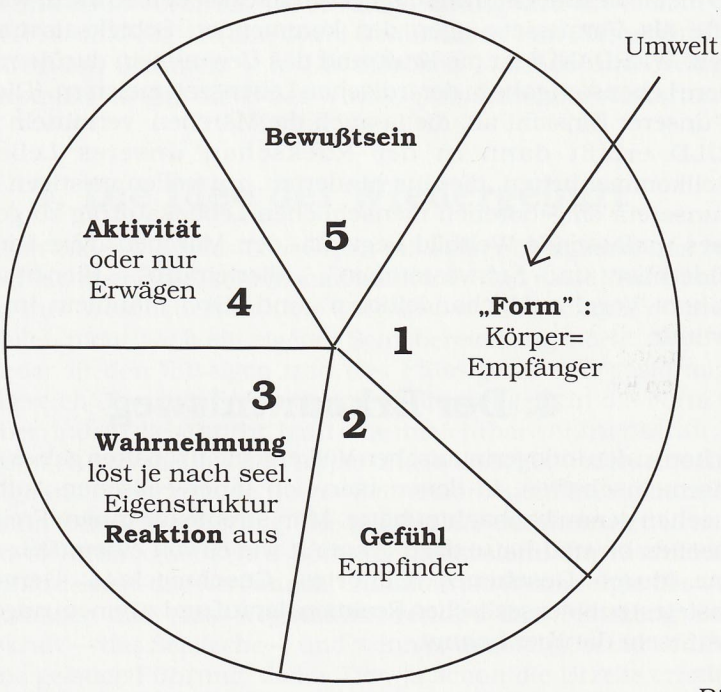


Bild 3

Der Mensch gilt als „frei", wenn seine Handlungen sich (aufgrund des Erwägens) nach Gesichtspunkten richten, die er mit seinem Gewissen vereinbaren kann. Dieses Gewissen hat dabei Wertmaßstäbe als Bewußtseinsinhalte. Sie sollen der Gesetzlichkeit im Kosmos entsprechen. Solche innere Freiheit wird erstrebt. Die Problematik darin liegt in der 3. Daseinsgruppe. In dieser offenbart sich die ganze Fülle unserer seelischen Kräfte bzw. Neigungen sowie die Spanne, mit der wir entweder mehr der Erde oder dem Göttlichen verbunden sind. Der Vorgang menschlicher, seelischer Entwicklung und Reife, seine Schicksalsgestaltung vollzieht sich in diesem Bereich. Hier begegnen sich Umwelt und eigene Innenwelt. Viele Märchen wollen gerade dies zum Bewußtsein bringen. Im Märchen „Die sechs Diener" treten die fünf Daseinsgruppen besonders deutlich hervor. Der seelische Prozeß, der sich in der 4. Daseinsgruppe beim „Erwägen" vollzieht, wird jedoch in anderen Märchen noch mehr verdeutlicht. Dies ergibt sich aus folgendem:

b) Unsere gesamte Erlebnisfähigkeit vollzieht sich dabei in vier Grundrichtungen, denen im Mythos ja auch die vier großen Gottheiten entsprechen, weil es Grundformen der Lebensentfaltung überhaupt sind. Innerhalb dieser vier Grundrichtungen nimmt der Mensch nun aber je eine bestimmte innere Haltung ein, die zwischen egoistischem Habenwollen und Genußsucht (ICH) oder selbstloser Hinwendung zum Sinn und Wesen der kosmischen, überpersönlichen Gesetzlichkeit steht (ES). In der folgenden Tabelle ist dies veranschaulicht. Hierbei sind die genannten einzelnen Neigungen (d.h. Formen unseres Verlangens) in den Spalten 1-4 Beispiele, für die es im Leben vielerlei Variationen gibt. Die Formen unseres Verlangens zeigen sich entweder mehr durch unser ICH bestimmt, also egoistisch (auf das körperliche Wohl ausgerichtet), oder auf das Erleben überpersönlicher Zusammenhänge. Wir erkennen hieraus aber auch, daß die Götter für den indogermanischen Menschen allgemein nichts „Jenseitiges", nichts Getrenntes von ihnen sind, sondern je mehr der Mensch sich der das Leben vom ES her ordnenden Kräfte bewußt wird, umso mehr erkennt er, daß er selbst von den den Kosmos durchwirkenden göttlichen Lebenskräften erfüllt und belebt ist (wie die Sonne von einem Tautropfen eingefangen wird und diesen zum Strahlen bringt). In die 4. Grundrichtung wurde noch der Gott HEIMDALL als die von umfassender göttlicher Weisheit erfüllte Kraft eingefügt. In dem Märchen „Die Bienenkönigin" ist er anschaulich beschrieben. Auf der jenseitigen Seite der Brücke Bifrost empfängt er ja die von ihrer Körperlichkeit gelösten Menschen und beurteilt ihre seelische Struktur.

Das Göttliche Sein

ES	Die 3 Gunas	THOR	FREYA	FORSETI (BALDUR)	ODIN (HEIMDALL)
menschl.	1. Lichtes, Geistiges (sattvas)	(1) Sinnliches	(2) Soziales	(3) Moralisches	(4) Intellektuelles
Erlebens-bereich:	2. Glühendes, Seelisches (rajas)	(Erleben der Welt durch unsere 5 Sinne) z.B. geistliche Musik, edle Formen Marsch-musik Tanz	selbstlose Fürsorge Familie Sippe, Volk Hilfsbereit-schaft Saat und Ernte	Rechtswesen Sitte, Vorbilder Ordungen Gebräuche	Erkenntnis-streben Meditation, Wissen, ratio-nales Denken
	3. Dunkles, Körperliches (tamas)	Körperliches Verlangen Hunger Genußgier	Egoist Asozialer, Dieb	Ich-Mensch Anarchist Verräter Lügner	Hinterlist Neugier
ICH		ANGRBODA			LOKI

Das Riesische Sein

Bild 4

Beispiele für den Erkenntnisweg, bzw. Reifeweg im Rahmen dieser seelisch-geistigen Gegebenheiten, geben die Märchen: „Der Trommler", „Die sechs Diener", „Die Rabe", „Brüderchen und Schwesterchen", u.a.

In allen diesen Märchen wird der Mensch zu einer inneren Reife geführt, die darin besteht, daß er nicht von seinen naturhaften Trieben, sondern nur von Kräften der reinen Erkenntnis, der Wahrheit und der Selbstüberwindung geleitet wird, durch die der Mensch dem Göttlichen zustrebt.

5. Die Lebensstufen

Hierbei durchlaufen die Menschen Lebensstufen, in denen sich der Sinn ihrer Aktivitäten jeweils wandelt und von Stufe zu Stufe auf umfassendere, höhere Ziele gerichtet wird. Dabei hatte man schon im vorchristlichen Mithraskult bestimmte Lebensstufen klar unterschieden. Das Wissen darüber gehörte auch noch zum mittelalterlichen Klosterwissen, aber aus vorchristlichem Wissen wird es auch in unseren Märchen vermittelt, hier insbesondere in dem vom „Goldenen Vogel". Da nun unser aller Leben durch das Wissen um diese Lebensstufen verständlicher wird, sollen sie im Folgenden kurz erklärt werden (siehe Bild 5).

Die Lebensstufen

Bezeichnung In der Märchen-darstellung*)	im christlichen Mittelalter	im Mithras-kult	Erlebnismerkmal ungefähre Altersstufe
1. Rabe	Merkur	Rabe	Kindheit / Jugend. Erfassen der Umwelt.Begriffsbildung (1-7/7-14)
2. goldener Vogel	Venus	Myste	Schweiger; Seelenkräfte werden bewußt. Gefühlswelt wird bewußt. Reifung zur Gattenliebe. Sinnfrage taucht auf (14-21/21-28)
3. goldenes Pferd	Mars	miles (Kämpfer)	Selbstbehauptung. Eigene Lebens-aufgabe wird entwickelt. Ehe als Kampfgemeinschaft verstanden. Lebenssicherung in Kampfgemein-schaften (Volk). Nach Vorbereitungs-zeit: 28 – 42)
4. Jungfrau v.goldenen Schloß	Jupiter	Leo (Löwe)	Erfassen der überpersönlichen Ideen. Einordnen in Ganzheiten. Volksidee. Glaubensgemeinschaften. Lebensgesetzlichkeiten werden erkannt und verkündet. Begeisterung. Anschluß an Führerpersönlichkeiten als Erkennende.
5. Berg ab-graben Auf „Glasberg" gelangen Der König als Idealgestalt	Saturn	Mond	Verwirklichung tragender Ideen durch Vorbilder.Herausstellen des Typischen. Setzen von Lebens-ordnung. Verehrung des Göttlichen. Geistige Freiheit (im christl. Mittel-alter wird Saturn zum Symbol der Verzweiflung. Der christliche Gottesbegriff führt dazu: Wie kann Gott soviel Leid zulassen? (Hexen-wahn, Inquisition! „Kreuzzüge". Vgl. Buch von H. Künkel: die Sonnenbahn)
6. wer dem Tod begegnet, hat Lebensgesetze durchschaut, kehrt „als Bettler" heim	Uranus	Heliodromos	Höchste Erkenntniskraft. Erfassen religiöser Ideen als Träger des Lebens und über das vergängliche Leben Hinausweisendes. Das „Selbst" als Anteil des Allgeistes erkannt. (kein dualistisches Weltbild!)
7. Selbstloses Wirken	Neptun	Vater	Weltganzes wird übersehen. Alliebe erfüllt den Schauenden. (Bodhisattva kehrt zur Menschheit als Helfer zurück. (Buddha flieht aus menschlichem Erdenschicksal)

*) z.B. in den Märchen: „Der goldene Vogel", „Die Rabe", „Der Trommler"

Bild 5

Wenn ein Kind geboren ist, so hat es die ersten 2 x 7 Jahre vorwiegend damit zu tun, alles das, was es mit seinen Sinnen in seiner Umwelt aufnimmt, in Begriffe zu fassen. Es gilt zu verstehen, was ein Pferd ist, ein Hund, ein Schmetterling. Vater und Mutter sind dabei der sichere Hort der Geborgenheit. Dieser 1. Lebensabschnitt galt in der vorchristlichen Mithrasreligion (Griechenland) als der des „Raben", da auch dieser ja überall so neugierig in die Welt schaut. Nicht zufällig heißt dann auch eines unserer tiefsinnigen Märchen „Die Rabe". Es wurde deshalb so genannt, weil ein ungeduldiges junges Mädchen in dieser Lebensstufe schon in die Welt eilt.

Mit 12 - 13 Jahren taucht dann beim Jungen erstmalig das Bewußtsein der inneren Schönheit eines Mädchens auf und Entsprechendes gilt für das Mädchen. Man erfaßt dabei ein Inbild, eine Idealgestalt, die sich in der Wirklichkeit erst bewähren muß. Dieses Ergriffensein will nicht in Worte gefaßt sein, daher wird der Lebende zum Schweiger, zum „Mysten". Es löst aber bald die Frage aus, wie man das Schöne auf der Erde verwirklichen kann. Der Kampf um das tägliche Brot läßt sich nur gewinnen durch die Tat. Daher tritt die 3. Stufe bei Menschen früher ins Bewußtsein, weil es gilt, die Gesetze der Natur und die des Zusammenlebens zu erkennen: Der Kampfgeist THORs gegen das Riesische in der Natur ergreift die jungen Menschen. Aber auch FORSETI, als Idee des Rechts, wird erkannt und als gerechter Richter und Lenker menschlichen Handelns durch Gesetze anerkannt. Er bildet das Vorbild aller Könige. Der Kämpfer („Miles"), der sich dabei als Glied von Lebensgemeinschaften erlebt, erkennt dabei aber auch das Überpersönliche, die ständische Ordnung zum Beispiel. Dadurch reift er in die 4. Lebensstufe hinein (Löwe). Wie er durch die Gedankenkraft in seine Gemeinschaft einbezogen ist, so fühlt er sich auch (soweit er ein besinnlicheres Denken entwickelt) mit dem Göttlichen in der Natur verbunden. Seine Glaubenskräfte erwachen, er erkennt sich dadurch als über seiner eigenen Körperlichkeit stehend, die er vom Geist her ordnet. Das Nachdenken führt den Menschen zur Erkenntnis des Wesentlichen. Dadurch wird er Vorbild und sucht Vorbilder.

Der Mond gilt als Symbol der die Menschen lenkenden Ideen, insbesondere auch der Kräfte der Fürsorge. Mit dieser Erkenntnis hat der Mensch die 5. Lebensstufe erreicht. („Die Gänsehirtin am Brunnen" bezeugt diese Stufe z.B.). Der meditierende Mensch kann seine Innenschau des Wesentlichen aber noch sehr vertiefen. Er wird dadurch unter Umständen zum „Sonnenläufer" (Heliodromos).

Der Mensch der 6. Lebensstufe steht über aller Triebhaftigkeit des Lebendigen. Seine innere Ruhe überträgt sich auf die Mitwelt. Er kann durch väterliche Güte die kämpfende Menschheit zum Frieden führen (Stufe 7). Das Durcheilen dieser Lebensstufen ist im Grunde ein Reifeprozeß der menschlichen Seele und des Geistes. Er ist beispielsweise

dargestellt in den Märchen „Der goldene Vogel", „Der Trommler", „Die sechs Diener" und „Hans im Glück". Es sei noch erwähnt, daß es irrig wäre einzuwenden, daß etwa durch das Hineinwachsen in eine höhere Lebensstufe die davorliegenden als sinnlos erkannt würden. Jede Lebensstufe hat für die Erhaltung des Lebensganzen ihren eigenen, wenn auch unter Umständen begrenzten Sinn.

6. Die Idee der Erlösung in vorchristlicher Zeit

Im Christentum steht die Idee der Erlösung im Mittelpunkt der Lehre und des Kultus. Hierbei wird davon ausgegangen, daß der Mensch seinen naturhaften Triebkräften, insbesondere dem Fortpflanzungstrieb, soweit unterworfen ist, daß er sich nicht selbst davon befreien kann. So sagt richtungsweisend Paulus: „Ich weiß, daß in meinem Fleisch nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Gute zu vollbringen habe ich nicht." Und Augustin bekennt: „Das Gute in mir ist Gottes Werk und Gnade; das Böse in mir ist meine Schuld und sein Gericht!" (S. Hunke, Europas andere Religion, Seite 39). Der so von Natur aus „sündige" Mensch bedarf danach der Fürsprache des Erlösers, ja dessen Opfertodes, um trotz seiner Sündhaftigkeit von dem jenseitigen Gott in dessen Reich aufgenommen zu werden! Solche Vorstellungen waren natürlich zum Glück den Germanen völlig fremd. Das Problem, das jedem Menschen dadurch erwächst, daß er einerseits durch seine Körperlichkeit als Lebewesen der Erde zur Selbsterhaltung und Fortführung des Lebensstromes gedrängt wird, andererseits aber durch seinen Geist und sein Verantwortungsgefühl genötigt wird, diesen Kräftedrang zu ordnen und sinnvoll zu leiten, diese Lebensaufgabe wurde durch Selbsterziehung und tapferes Handeln gelöst. Sehr viele Märchen erklären das Bewußtwerden und entsprechendes Handeln hierzu als Weg der Erlösung. (In den unten genannten Märchen ist die germanische Antwort auf diese Frage lebensnah verdeutlicht). Der germanische Mensch erlebte in sich und in seiner Umwelt die Naturgewalten als riesische Kräfte. Aber er erlebte in sich auch die göttlichen Kräfte, die geeignet sind, jene zu beherrschen. Dazu gehört Erkenntnis und eine von ihr geleitete Sinngestaltung. Es kommt darauf an, nicht Diener oder Sklave der Naturkräfte, des Riesischen zu sein, sondern diese Gewalten sinnvoll einzuordnen. Der Mensch ist allgemein und insbesondere bei der Gattenwahl erst dann frei, wenn er in dem Kampf um Selbsterhaltung und in der Pflege der Nachkommenschaft den Partner gefunden hat, mit dem die Vereinigung dadurch sinnvoll wird, daß beide zugleich ein überpersönliches Lebensziel anstreben. Nicht die Triebkräfte bilden die Grundlage der Gemeinsamkeit, sondern jenes Überpersönliche, das uns die Kraft gibt, einerseits den Lebensprozeß auf der Erde in harmonischer,

idealer und gesunder Weise fortzuführen, das andererseits aber den Menschen als Geistwesen erkennen läßt, in dem die Sehnsucht lebt, das Göttliche in sich zu verwirklichen, sei es selbstlos durch den Fürsorgegedanken oder durch das Erkenntnisstreben und das praktische Tun. Daher bildete im Germanischen die Achtung des Partners als Wesen, das sich auch auf dem Wege zum Göttlichen befindet, die Grundlage für Liebe und Ehe.

Hierzu finden wir Aussagen in folgenden Märchen: „Die Rabe", „Der Trommler", „Der gläserne Sarg", „Brüderchen und Schwesterchen", „Die Kristallkugel" und andere.

7. Das Karmagesetz

Zur Idee der Erlösung gehört noch das Wissen darum, daß der Mensch selbst Herr seines Schicksals ist infolge der Tatsache, daß das Gesetz von Ursache und Wirkung auch im seelischen Bereich gilt. Es ist das sogenannte Karmagesetz. Allen menschlichen Handlungen liegt ja eine bestimmte Gesinnung zu Grunde und diese ergibt sich aus der Struktur der seelischen Neigungen entsprechend Bild 4. Indem der Mensch diese Struktur durch Einsicht formt, wandelt sich auch seine Gesinnung und damit auch die daraus fließenden Handlungen, die aber wieder für ihn schicksalbestimmend sind. Die aus der Umwelt auf uns zukommenden Herausforderungen sind demnach in vieler Hinsicht die Folgen eigener Einwirkungen auf diese. Hieraus folgt dann die Lehre, daß gute Einwirkungen auch gute Antworten herausfordern. Diesen Zusammenhang wollen uns viele Märchen verdeutlichen, so u.a. „Die Bienenkönigin", „Frau Holle", „Die drei Männlein im Walde".

8. Über Meditation

Die geistigen Führungskräfte unseres Volkes in vorchristlicher Zeit haben sicher nicht nur durch das Erzählen von Erlebnisberichten mittels der Märchen auf edle Gesinnung und innere Haltung der Heranwachsenden und ihrer Mitmenschen formend einwirken wollen. Sie zeigten, daß durch Wissensschulung und gedankliche Versenkung (Meditation) eine eigene vergeistigende Entwicklung erreicht werden kann. Prof. W. Hauer hat in seinem bedeutenden Werk „Der Yoga" nachgewiesen, daß in Kultgemeinschaften der indogermanischen Völker der Frage nach dem innersten Wesenskern des Menschen, nach dem Wesen des Erkennens und des Bewußtseins schon immer mit tiefer Gewissenhaftigkeit nachgegangen wurde. Wir finden daher diese Frage auch in vielen Märchen als Aufgabe gestellt. In diesen tritt sie jedoch in verhältnismäßig einfacher Form auf, und zwar als Gebot des Gewinnens

einer inneren Freiheit, z.B. als Bedingung für das Ja zur Ehe. In dem Märchen „Die Rabe" verbringt der Gottsucher schließlich ein Jahr in einer Hütte unterhalb des „Glasberges", dem geistigen Ort der Erkenntnis. Er muß dann dort erst die „drei Riesen" vertreiben, um die erlangte Freiheit damit unter Beweis zu stellen. Das Ringen mit den Riesen: das ist der mit dem (Hirten-)stock, der das Körperliche hütet; ist der, der unsichtbar macht, der Hüter der Gefühle und der, der überallhin zu reiten vermag; der Lenker der Gedanken, die teils im Streit miteinander verharren aber auch befreien können (receptives und intuitives Bewußtsein werden unterschieden).

Es handelt sich hier stets darum, daß der Mensch in seiner Dreigliedrigkeit von Körper, Seele, Geist die herrschende Stellung des Geistes erkennt, bzw. seinen eigenen Wesenskern, das „Selbst", als einen sich befreien könnenden Bestandteil des Geistigen im Kosmos. Diese innere Freiheit schafft andererseits eine Fähigkeit des Verstehens, die verbindend ist. Außer den oben genannten Märchen weist darauf insbesondere auch das Märchen vom goldenen Vogel hin.

Hierzu suchte der diesen Weg zur Verinnerlichung gehende Mensch die Stille der Waldeinsamkeit oder einer Felsenhöhle auf. Er brachte zunächst (u.a. durch Atembetrachtung) seine Körperlichkeit zur Ruhe. Wir würden heute diese mit einem stehenden Kraftwagen vergleichen, dessen Motor ruhig im Leergang läuft. Der Fahrer darin ist zunächst noch von den Wünschen seines Auftraggebers oder von seinem Reiseziel erfüllt. Diese seelischen Bewegtheiten bringt er dann als nächstes zur Ruhe. Er vergleicht diese mit den Wellen eines windbewegten See´s, dessen Wellen aber nun ganz zur Ruhe gebracht werden, sodaß sie sein Gefährt nicht mehr bewegen. Dann weist er auch das planende und rechnende Denken zurück, sodaß das Bewußtsein ganz frei wird. Der Mensch kann in dieser Freiheit verharren, um Kraft zu sammeln. Er kann aber auch an ihn herantretende Bewegtheiten im Lebensgeschehen aufgreifen, sie in ihren Ursachen erkennen. Wären diese nur darauf gerichtet, sich in der Welt zu behaupten, so würden sie von ihm abgelehnt werden, da er sich mit überpersönlichen geistigen Kräften im Kosmos zu identifizieren sucht. Dieses befreit erst den sich so Besinnenden.

Solche Hinwendungen zum Sinnvollen, zum Frohen, zum Gesunden. war den Germanen Religion:

Immer glich das Gesunde dem Sieg des Lichts,
das Frohe dem heiteren Glauben,
daß in unseren Herzen ein Göttliches lebt,
in unserem Handeln sich Ewiges gestaltet.
In unserer Sehnsucht sich unser Dasein
zu überpersönlichen Werten freudig bekennt! -

Verwendete Literatur hierzu insbesondere:
O.S. Reuter: Rätsel der Edda und der arische Urglaube. Germanische Götterlehre; Diederichs gelbe Reihe Nr. 46
W. Hauer: Der Yoga, ein indischer Weg zum Selbst.
S. Hunke: Europas andere Religion, Econ-Verlag
K.E. Neumann: Reden Buddhas, mittl. Sammlung Nr. 9 und 11. Buddh. Seminar: Zeitschrift Wissen und Wandel Jahrgang II 11/1
Dr. Fr. Künkel: Die Arbeit am Charakter
Hans Künkel: Die Sonnenbahn, Eugen Diederichs Verlag
O. Stumpfe: Mithrasgrade und Märchenschritte. Freundesgabe Jahrb. Ges. zur Pflege des Märchengutes. Aschendorf Verlag
Jean Haudry: Die Indo-Europäer. Thule Bibliothek
Märchen der Brüder Grimm. Goldmann 412.
Dr. Cold: Christus oder was ist Auferstehung. Morgenld. Verlag
Kosho Uchiyama Roshi: Weg zum Selbst. ZEN-Wirklichkeit. O.W. Barth Verlag
K.O. Schmidt: In dir ist das Licht. Drei Eichen Verlag
Dr. E. Baumann: Der Auf- und Untergang der frühen Hochkulturen Nord und Mitteleuropas

Wenden wir uns nun den so anschaulichen Märchenerzählungen selbst zu:

Zur Bedeutung des Märchens von Allerleirauh

(Br. Grimm Nr. 65)

Dieses Märchen kann uns in besonders schöner Weise ein Wesensbild vom Menschen germanischer Art vermitteln. Der Blick dafür geht uns im Alltag, wo das politische Gezänk besteht und das Bemühen, uns von den Wurzeln arteigener Kultur abzuschneiden, leicht verloren. Solches Wesensbild des Menschen weist uns als Naturwesen aus. Es hilft uns, uns selbst zu verstehen als Mitwirkende und Betroffene in den unsichtbaren und sichtbaren Bereichen des Lebensganzen zwischen Sonne und Erde, in das wir eingebettet sind. Es führt uns zu den Quellen unserer wahren religiösen Bindungen, die uns innerlich befreien und wieder mit Freude erfüllen können. Diese Quellen waren aber schon immer bei uns wie auch bei den uns verwandten Völkern in vorchristlicher Zeit lebendig, auf die wir zuvor einen kurzen Blick werfen wollen.

Wenn der Herbstwind durch die Bäume pfeift und das bunte Gewirr der Blätter vor sich hertreibt, haben die Bäume damit aufgehört zu atmen und sind in einen tiefen Schlaf verfallen. Nur noch in den erdnahen Wurzeln regt sich geheimnisvolles Leben und bereitet sich auf den neuen Daseinskampf, aber auch auf die Lust am Leben im nächsten Frühling und Sommer vor. Unsere germanischen Vorfahren, die noch ganz in der Natur lebten, sahen die seelischen Kräfte, die in ihr wirkten, mit hellsichtigen Augen.

Merkwürdig, daß gerade zur Zeit der Wintersonnenwende in den germanischen Familien die meisten Kinder geboren wurden. Das lag natürlich daran, daß um die Osterzeit die wiederaufsteigende Sonne nicht nur Pflanze und Tier mit neuem Lebensmut erfüllt hatte, nein, auch beim Menschen siegte der Wille und der Glaube an die Kraft das Leben mit all seinen Anforderungen zu bestehen, siegte über Angst und Eigensucht! So galten die Kinder, die um die Zeit der Weihenächte geboren wurden, so sehr als besonders gesegnet und harmonisch in ihrem Wesen, daß die missionierenden Christen auch die Geburt des Jesusknaben auf die Zeit der Wintersonnenwende verlegten.

Aber das war im Grunde eine Nachahmung einer viel älteren Vorstellung von der Geburt und dem Schicksalsweg eines Gotteskindes. Der Jesus, an dessen Geburt sich die Christusgeschichten anschließen, wurde ja erst im Jahre 0 geboren. Davor liegen aber viele Jahrhunderte der griechischen und indogermanischen tief religiösen Kulte, in denen in Griechenland und nördlich davon, insbesondere Herakles, aber auch Mithras als Vorbilder religiöser Haltung und sittlicher Zucht verehrt wurden.

Schon etwa 1200 Jahre vor der Zeitenwende waren aus dem Raum um das Donaubecken Dorer, Spartaner, Lakedämonier in Griechenland eingewandert und hatten dabei ihre typisch germanischen Vorstellungen mitgebracht.

Herakles, der in seiner Jugend schon Beweise großer Tapferkeit erbracht hatte, hatte sich bei Eintritt in das Mannesalter in die Einsamkeit zurückgezogen und war dort den beiden Möglichkeiten der Lebensgestaltung begegnet: Dem Weg der Selbstüberwindung oder dem des Lebensgenusses! Er hatte sich zu Ersterem entschieden. In der Philosophie der Kyniker und Stoiker wurde diese Haltung zur Grundlage der Ethik.

Als Ideal wurde der königliche Mensch herausgestellt, von dem es hieß: „Daß er, obwohl mächtiger Herr und Führer allen Landes, statt Gesetzlosigkeit und Unrecht, Gerechtigkeit und Heiligkeit einführt und doch, nur mit einem Fell bekleidet, ein schlichtes Leben führt!"

Dieses Ideal des von Göttlichem Geist erfüllten Menschen, der aber sein Leben doch als einfacher Mensch beginnt und führt, der zunächst als Gärtner, Rinderhirt, Gänsemagd, Aschenputtel, Allerleirauh beginnt, wird in vielen Märchen sichtbar und weist auf deren Ursprung hin. Bei Herakles kann man sogar davon ausgehen, daß seine Lebensgeschichte das Vorbild für die späteren Jesuslegenden gewesen ist. Auch der Mutter des Herakles (Alkmene) war - statt des Heiligen Geistes bei Maria - Zeus in strahlender Gestalt erschienen, um der Menschheit einen Helden als Vorbild zu schenken. Wie Joseph die schwangere Maria, so ehelicht Amphitrion seine bereits schwangere Alkmene.

Beide Ehepaare befinden sich dann auf der Flucht. Alkmene von Mykene nach Theben, wo das Herakleskind in armseliger Hütte geboren wird, wie später Maria von Nazareth nach Betlehem zieht, wo das Kind in einem Stall geboren wird.

Diese Parallelen gehen noch viel weiter. - Aber dieser Hinweis auf die Vorgeschichte der Jesuslegende und auf die Geburt des Herakleskindes ist deshalb bedeutsam, weil man auch bei den Märchenerzählungen immer beachten muß, in welcher Gedankenwelt sie entstanden sind und daß es für unsere vorchristlichen, germanischen und indogermanischen Vorfahren ein selbstverständlicher Gedanke war, daß das Göttliche im Menschen geboren werden kann und daß es sich dann in deren heldischem aber stets edlem, selbstlosen Tun offenbart und verwirklicht sowie, daß der Mensch in seiner Entwicklung zum König nicht Despot, sondern Diener des Rechts und der Wahrheit wird.

So kehrt ja auch von der Frau Holle die tugendhafte Goldmarie wieder durch das große Tor in das Leben als glückbringender Mensch zurück. Im Märchen vom Marienkind, das ursprünglich natürlich ein Hollekind hieß, mußte dieses, da es im Weltenschloß der Frau Holle von Neugier getrieben war, auf die Erde zurück, wo es lange Zeit in einem „hohlen Baum" leben mußte, bis es entdeckt wurde.

Aber auch seine Lebensgeschichte begann ja viel früher! Jedes Menschen Geschichte beginnt sicher schon längst vor seiner Geburt, und so auch hier. -
Nach der Göttervorstellung der Germanen lebten die Götter, die Asen und Wanen, obwohl sie als unsichtbare geistige Wesenheiten gedacht waren, in Raum und Zeit und daher nicht ewig. Auch über ihnen standen die Schicksalsgesetze.

So war auch die Lebenszeit der wegen ihrer Weisheit und Güte mit goldenen Haaren strahlenden göttlichen Mutter Allerleirauh´s zu Ende gegangen. Vor ihrem Tode legte sie aber dem König ans Herz, nur wieder eine Gattin mit gleich goldenen Haaren zu wählen. Diese Goldenen Haare sind natürlich ein Symbol; sie stehen für die strahlende Gedankenkraft von Weisheit und Güte.

Der König sandte nun seine Boten aus „in die ganze Welt". Aber es war keine Gleiche zu finden. Nur die eigene Tochter war von gleicher Wesenheit und strahlte mit ihren goldenen Haaren, sodaß sich die Liebe des Vaters ihr zuwandte. Das Märchen berichtet:

„Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „Wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen". Nachdem es ihr der König versprochen hatte, tat sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte: „Es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben". Es war aber keine in der ganzen Welt zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldenen Haare gehabt hätte.

Nun hatte der König eine Tochter, die war geradeso schön wie ihre verstorbene Mutter und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war, und fühlte

plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten: „Ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht". Als die Räte das hörten, erschraken sie. Die Tochter erschrak noch mehr, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber, ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm: „Eh´ ich Euren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eines so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlange ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, und ein jedes Tier in Eurem Reich muß ein Stück von seiner Haut dazu geben". Sie dachte aber: Das anzuschaffen ist ganz unmöglich und ich bringe damit meinen Vater von seinen Gedanken ab."

Nun kann man diese bildhafte Erzählung so deuten, daß der König der helle Tag ist, der am Abend von der strahlenden Sonne Abschied nehmen muß und der dann den vollen Mond begrüßt, der mit fast ähnlichem Glanz auftaucht. Aber das Märchen erfaßt doch eine ganz andere, insbesondere zum menschlichen Leben gehörende Wirklichkeit. In ihm wirken göttliche Wesenheiten mit ihren seelischen und geistigen Kräften und es wird nun erklärt, wie sich solches Wesen wohl aus dem Gefolge der Göttin Freya (also aus der jenseitigen metaphysischen Welt) in das Leben auf der Erde begibt.

Der Vater brachte nun aber doch alles herbei und als die Königstochter nun sah, daß keine Hoffnung mehr war, faßte sie den Entschluß zu fliehen (und sie flieht in das Erdenleben, wie wir nun erfahren).

„In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten (!) (Symbole ihrer Wesenskräfte) dreierlei: Einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspelchen.

Die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an (der ihr später den Namen Allerleirauh gab) und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befahl sie sich Gottes Gesetz und ging fort und ging die ganze Nacht bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie müde war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein".

Damit haben wir nun die ganze Charakteristik eines mit den göttlichen Seelen- und Geisteskräften begabten Wesens, das sich aus der Welt des göttlichen Seins auf die Erde begibt. - Mit dem „Weg in den großen Wald" und dem „hohlen Baum" ist dabei - wie auch z.B. beim Hollekind (Marienkind) - das Hineingehen in das Embryostadium gemeint, das das Kind durchlebt. Dazu hatte es ja den Mantel aus allerlei Tierfellen an, d.h. alle Lebensgesetzlichkeiten, die wir heute in den Chromosomen als Erbgedächtnis der Lebensentwicklung aufgespeichert finden, hatte

es dazu übernommen und sich dazu mit Erde schwarz gemacht, d.h. sich den Gesetzen der Erde angepaßt. Aber die Kleider, die die Königstochter nun in die „Nußschale", also in die Eizelle, aus der sie hervorwächst, mitgenommen hatte, haben dabei folgende Bedeutung: Unser goldenes Kleid (wie es auch die goldenen Haare andeuten) ist unser geistiges Gewand und bedeutet das heilige Wissen um den Sinn des Daseins, das menschliches Leben mit dem Göttlichen verbindet. Gold bedeutet geistiges Sein, durch das alle Menschen mit dem Geistig-Gesetzlichen im Kosmos verbunden sind. Der goldene Ring ist das Symbol dieser geistigen Verbundenheit.

Mit Silber, den Mondkräften, ist unser Gemüt, unser Gefühl, unser geheimes seelisches Empfinden gemeint, aus dem heraus wir aber unsere Gedanken von Mensch zu Mensch „spinnen". Schon in alter Zeit hatte man also beobachtet, wie aus solchem Denken Begriffe hervorgehen, die sich dann zur Sprache verdichten. Wenn man scherzhaft sagt „einer spinnt" so meint man ja auch, daß er sich etwas in Gedanken zusammenbaut. Das Spinnrädchen galt daher als Symbol für ein Denken, das aus dem Gemütsleben hervortritt.

Mit dem Sternenkleid ist aber das Wissen gemeint, um die vielerlei Gesetzmäßigkeiten, die das Leben in Pflanze und Tier anwendet, das, wie wir heute wissen, in den Genen gespeichert ist. Glaubte man doch, daß hinter den Lichtpunkten der Sterne sich die seelischen Kräfte verbergen, deren das Leben als Hilfskräfte bedarf. Das Wissen auch des Tagesgeschehens speichern wir aber, wenn wir es erfassen, in unserem Gedächtnis und reihen es dort wie an einem Faden aneinander. Daher gehört zum Symbol des Sternenkleides die Haspel als Vergleich zu unserem Gedächtnis, in dem wir das vielfach Erkannte aneinanderreihen bzw. aufspulen! So sagen wir ja auch heute noch, daß sich einer verhaspelt, wenn er beim Erzählen etwas durcheinanderbringt!

Dies ist nun also das Bild vom Menschen, von uns allen, das uns dies schöne Märchen zeigt: Das sternenhafte Wissen, das das vielfältig Lebendige auf der Erde in der praktischen Wirklichkeit besitzen muß, um sich zu behaupten; dann die Empfindungswelt von Mensch zu Mensch sowie unsere geistige Schau des Ewigen Selbst in uns. -

Mit diesem Sosein, diesen Kräften ausgerüstet, beginnt grade der berufene Mensch immer sein Leben ganz von unten. Wie Herakles, wie etwa Martin Luther als Bauernsohn (und Sangesknabe, um damit sein Brot zu verdienen) oder als Gärtner, oder als einfacher Soldat.

So jetzt auch Allerleirauh! Die Jäger, die das Kind finden und ihm den Namen „Allerleirauh" gaben, sprachen: **„Du bis gut für die Küche, komm nur mit, da kannst Du die Asche zusammenkehren". Also fuhren sie es heim in das königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen an unter der Treppe. Dann wurde es in die Küche**

geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das Feuer und tat alle schlechte Arbeit.

In dieser Einfachheit und Enge wird Allerleirauh nun groß bis ihre Zeit gekommen ist. Der Königssohn ist ja nun das geheime Ideal jedes jungen Mädchens; d.h., daß jede ihren „König", nämlich den Menschen findet, der ein höheres Ideal über die eigene Person zu stellen vermag. Die weitere Erzählung berichtet nun (etwas abgekürzt): Bei einem Fest, das der junge König gibt, zieht sie erst ihr goldenes Kleid an. Als erstes erregt sie also durch ihre geistigen Kräfte die Aufmerksamkeit des Königs. Dann muß sie ihm noch die Brotsuppe kochen. Aber sie versteht besser als der alltägliche Koch, was ihm schmeckt und bekommt. Außerdem hatte sie ja noch den goldenen Ring da hineingelegt. Denn auch der Sinn der Gedanken, die ausgetauscht werden und verbinden, war zu erfassen. Dies symbolisiert der Ring. Aber die Frage, ob sie diese Suppe gemacht habe, verneint sie. Denn es kommt bei diesen Fragen nach den geistigen Zusammenhängen garnicht auf das Ich an. Daher verleugnet sie es. Nicht das Ich, das Es aollte verstanden werden.

Beim nächsten Tanz trägt unser Allerleirauh das silberne Kleid. Da sind nun also schon Gefühlsbindungen, die zwischen den beiden Menschen zum Erleben kommen. Daher wird in die Suppe dann auch das goldene Spinnrädchen gelegt. Es sind ja die geheimen Fäden, die da von Herz zu Herz gehen. Nun möchte der König aber genau wissen, welch köstliches Geschöpf ihm da begegnet ist und ihm die Suppe stets soviel besser kocht als der Koch des Alltags.

Beim nächsten, dem dritten gemeinsamen Fest erscheint unser Allerleirauh nun mit dem Sternenkleid!

Es heißt da: **„Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen sei. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger und hatte befohlen, daß der Tanz recht lange währen sollte. - Wie er zu Ende war, sprang sie so schnell unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand."**

Da sie aber so lange geblieben war und doch die Suppe kochen mußte, konnte sie das Kleid nicht mehr ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber. In die Brotsuppe legte sie nun den Haspel hinein. Das bedeutete ja nun schon die gemeinsamen Erinnerungen, die vielen Gedanken, die inzwischen ausgetauscht waren und das Wissen um die Zusammengehörigkeit, was alles im Gedächtnis aufgehaspelt war.

„Der König, als er den Haspel auf dem Grund fand, ließ Allerleirauh rufen - da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er

ihr im Tanze angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie fortspringen wollte, tat sich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternenkleid schimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor und sie stand da in voller Pracht. Der König aber sprach: „Du bist meine liebe Braut und wir scheiden nimmermehr voneinander". Darauf ward die Hochzeit gefeiert und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod."

Und das heißt: Ihr Leben war Freude. Der abgerissene Mantel, das Wachstumsgesetz, hatte nun keine Bedeutung mehr. Wenn der Mensch ausgewachsen ist, lebt er ja nur mit seinen drei Kleidern. Unserem Wissen um die Gesetze von Allem was uns auf der Erde begegnet und worauf menschliche Tüchtigkeit beruht, dem Sternenkleid. Dann den Kräften unseres Herzens, mit denen wir unserem Lebenskameraden, unsern Kindern und Freunden und unserem Volk verbunden sind, dem silbernen Kleid und den hohen Kräften geistiger Erkenntnis, die unserem Leben Sinn und Ziel zu geben vermögen, dem goldenen Kleid. Diese drei Bereiche unserer Kraft, unserer unsichtbaren Hüllen, mögen in jedem von uns zu voller Entfaltung gelangen. Dies war in alter Zeit der Inhalt der religiösen Sehnsucht und der Hinwendung des Menschen zum Göttlichen.

Nur durch die harmonische Entwicklung aller drei „Kleider" kann sich die echte Freude im Menschen entwickeln.

Zur Erdenwanderung Allerleirauh´s

Der Strom des Werdens sog wieder sie an. -
Wo Licht der Sonne Erdenleben schuf,
offenbart sichs als strenges Gesetz.
Sie folgte dann uralten Pfaden,
wo erst die Zelle,
dann Pflanze, Wurm oder Schnecke
des Daseins Möglichkeit probten. -
Immer ging Not dem Erkennen voran.
Dann folgte die Hoffnung;
spät wurde Liebe lebendig,
die Werdendes hütet,
den Suchenden inneres Licht bringt! -
So, von nicht mehr erkennbarem Wissen geführt,
erwacht sie als Mensch auf der Erde.
Welch ein Planet!
Von Hunger geplagt und Kämpfen. -
Doch auch gesegneten Blicks,
wenn Erkenntnis ihr aufblitzt,
die Schau unendlicher Weiten
und die Rätsel im Kleinsten
sie anrührn!
Dankbar dann denkt sie zurück:
Unendlichkeit gewordenen Lebens,
deine Pfade ging ich erneut,
um tiefer zu schauen!
Nun seh ich das Ganze,
wenn im Bewußtsein erscheint
der Sinn dieser Wirkkraft der Welt! -

Aschenputtel

(Br. Grimm Nr. 21)

In einer Märchenstunde im Rundfunk wurde vor einiger Zeit die Geschichte von Aschenputtel mit Kindern besprochen. Wie töricht doch die Mutter war, hieß es, ihren Kindern zu raten, sich einen Zeh abzuschneiden oder die Hacken des Fußes. Die Leiterin dieser Kinderstunde erklärte dann auch, daß sie es als ihre Aufgabe ansah, die Kinder zur Kritik und Skepsis gegenüber den Ratschlägen der Mütter zu erwecken! Der antiautoritäre Spuk geisterte noch im Hintergrund. Als ob nicht jedes Kind wie eine Feldblume aus der Ackerkrume oder dem Wiesengrund hervorwächst, zufrieden und glücklich mit dem, was der Mutterboden ihm gibt und den Blick einzig zur Sonne, dem Licht gerichtet, das es seinem Wachstumsziel entgegenführt! – Erst später, wenn „die Blume", wenn der Mensch selbst Frucht zu tragen beginnt, macht er sich auch Gedanken über die Erde, die Umwelt, in der er selbst und seine eigene Frucht heranwachsen muß. Ob sie frei ist von Giften, frei von gefährlich wuchernden und rivalisierenden Unkräutern, frei von Bedrohung durch Wassernot und Hitze. Jedes Märchen wird und soll von den Kindern aufgenommen werden mit Staunen, daß es sowas gibt. Das genügt! – Diese Bilder prägen sich ein als Wachtposten der Seele und ihr Sinn, ihre Bedeutung wird dann auf dem Lebensweg irgendwann einmal erkannt und mit „Aha" oder „Ja, so ist es" verstanden und so zu eigen gemacht. Dann hat es seine richtungweisende Aufgabe erfüllt.

So auch bei Aschenputtel. – Auch hier gibt es nun heute genug Märchenforscher, die mit vorgeschichtlichen Zusammenhängen und Sprachvergleichen uns sagen, daß diese Geschichte sehr alt ist und z.B. in vorgeschichtlicher Zeit von nordischen Siedlern nach Sizilien getragen wurde, wo sie als die Geschichte von Gratula–Bedattula erzählt wird. Ferner sei das Wort „Aschen" nur eine falsche Übertragung ins Mittel- bzw. Hochdeutsche des Urwortes **Ask.** Dieses hat die Bedeutung von „fordern", oder „dafür sorgen", daß z.B. alles Erdhafte, wie hier die Samen von Erbsen und Linsen, seine Ordnung erhält, wie auch **Ask**ese die Aufforderung an den Körper bedeutet, sich einem höheren Willen und Gesetz nachzuordnen.

Wie aus vielen anderen Märchen hervorgeht, kann man die „Stiefmutter" ganz allgemein als all die Widerwärtigkeiten der Welt ansehen, gegenüber denen sich der Mensch zu behaupten hat. Hier deutet die Stiefmutter, die ihre Töchter bevorzugt, und das übernommene Kind die niederen Arbeiten verrichten läßt, wenn man die Entstehungszeit bedenkt, wahrscheinlich auf die Begegnung zweier Menschenrassen hin, wo eingewanderte Fremdrassen mit ausgeprägtem Gruppenegoismus das eigentlich bodenständige Wesen und Menschentum unterdrücken und nachordnen möchten! – Denn die Gehässigkeit, mit der Aschenputtel

behandelt und grundlos nur mit niederen Arbeiten beschäftigt wird, deutet auf rassische Vorurteile und Distanzierung hin. Aber bei solcher Betrachtung beginnt bereits der Sinn des Märchens hervorzutreten. Der Prinz ist ja immer in den Märchen der Typ des innerlich freien Menschen, der unbeirrt durch die Verlockungen der Welt die Idee des Göttlichen in sich lebendig hält. Dieser ritterliche Mensch im Sinne eines Lohengrin sucht selbst auch in seiner Gattin den innerlich freien Menschen. Bei den Menschen arischer Wesensart war die körperliche Vereinigung nur dann heilig, wenn ihr eine völlige seelische Verschmelzung vorausging. Diese ist bedingt durch die Achtung, die jedem Menschen zukommt, wenn er mutig aus Erkenntnis von Wahrheit und Notwendigkeit zur Tat schreitet; ferner durch die Freude, die aus der selbstlosen und fröhlichen Hinwendung zum fürsorgebedürftigen Leben erwächst, sowie durch das JA zu dem Schönen und von innen her Wohlgeordneten, das sich unseren Sinnen darbietet. Zusammen erst ergeben diese die Voraussetzung einer glückhaften Verbindung von Menschen in der Ehe, insbesondere bei dem nordischen Menschentyp.

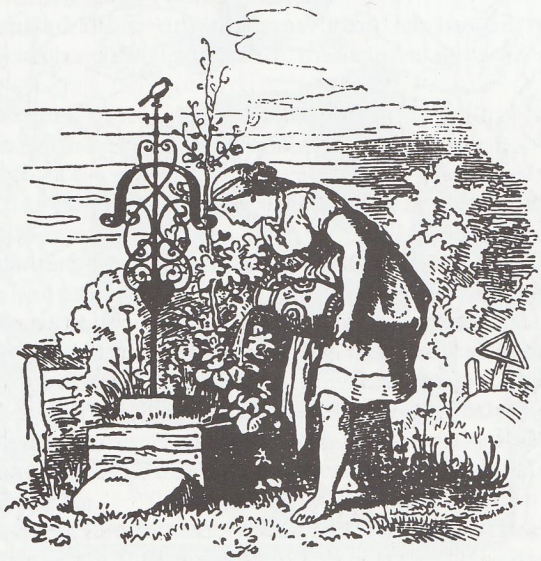
Dazu hilft kein Schein, sondern nur das Erlebnis der Wahrheit. Hierauf weist die Symbolik des Märchens hin. Schon während die zwei Stiefschwestern sich von ihrem Vater prächtige Kleider und Edelsteine wünschen, erbittet sich Aschenputtel nur ein Reis, das dem Vater als Erstes an den Hut stößt. Dieses Symbol des Lebensbaumes, des Lebensgesetzes, pflanzt sie sich auf das Grab der Mutter und kann sich dann später in ihrem Kummer an diese Gesetzlichkeit wenden. Auch die Täubchen sind ja nur Helfer in der Not, die guten Gedanken, die später auch dem Prinzen die rechte Erkenntnis vermitteln.

Aber hier soll nun das Märchen – etwas verkürzt – selbst sprechen:

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.
Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!" sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd." Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzes-

sin, wie sie geputzt ist!" riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müdegearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte; da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider", sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Aber du, Aschenputtel", sprach er, „was willst du haben?" – „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein



Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal

darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.
Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stieftöchter, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämm uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du, Aschenputtel", sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und

Schuhe und willst tanzen!" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet; wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so

sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen;

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an: pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an: pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; du wirst nur ausgelacht. – Wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.
Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suche die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."
Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich", denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: Sollte es Aschenputtel sein? Und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im

Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.
Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit.
Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guh, rucke die guh,
Blut ist im Schuh:
Der Schuh ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab; wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen."

Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging hinaus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guh, rucke die guh,
Blut ist im Schuh:
Der Schuh ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte", sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" – „Nein", sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da: das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der Königssohn ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!"

Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guh, rucke di guh,
Kein Blut ist im Schuh:
Der Schuh ist nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.
Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite: da

pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten: da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Wie uns das Märchen berichtete, wollten beide Stiefschwestern, die von der Stiefmutter Aschenputtels so bevorzugt wurden, nur vortäuschen, was sie innerlich nicht sind. Wenn Aschenputtel aber zum Grab der Mutter geht und in ihrer Not sich im Gedenken an sie wendet, so besann sie sich auf die wahren Quellen ihres Wesens: Was sie von der Mutter, von ihren Ahnen her hat, ihre inneren Anlagen, ihre Berufung, das allein bringt ihr Glück und sichert ihre Zukunft. Wie im Märchen von Allerleirauh werden auch hier durch die Kleider das seelische Gewand, die „Aura", das innere Erscheinungsbild des Menschen charakterisiert. „Bäumchen rüttel Dich und schüttel Dich, wirf Gold und Silber über mich". Ja und das Bäumchen, das innere Lebensgesetz antwortet und gibt ihm Sicherheit. Denn „Gold" bedeutet immer die Kräfte des Geistes und „Silber" die des Herzens. So konnte sie zuerst mit dem goldenen Kleid – den geistigen Kräften – beim Prinz erscheinen, dann mit den silbernen, den (Mond-)kräften des Herzens des Gemütes, die (wie der Mond) mal voll sich eröffnen, dann wieder verschlossen werden, um sich zu sammeln zu neuer Strahlkraft. Und der „Schuh", das ist die Form, in der sie steht und mit der sie das Leben besteht, das sie als „Erbgut" in sich erlebte als Zeichen ihrer Wesensganzheit, paßt nur ihr! Man kann dem umworbenen Prinzen nichts vormachen. Die „Täubchen" sagen ihm die Wahrheit. Der Prinz erfaßt das und so kann es zu der erlösenden Hochzeit, der Verbindung zweier in ihrem Wesen königlicher Menschen kommen; unabhängig davon, welche Lebensarbeit sie zuvor übernommen hatten. Denn grade auch das Aufsichnehmen der niederen, erdhaften Arbeit vermag dem Menschen den Blick für die Ganzheit zu eröffnen, in der alles Lebendige zusammenwirkt. Lassen wir uns die Geschichte von Aschenputtel zum Vorbild und zum Trost dienen!

Die Bienenkönigin

(Br. Grimm Nr. 62)

Wie in der Einführung (Abschnitt Nr. 3) ausgeführt, war in vorchristlicher Zeit der Gedanke, daß wir Menschen wiedergeborene Wesen sind, eine Grundüberzeugung. Wir kommen ja mit bestimmten seelischen Neigungen und Veranlagungen auf die Welt, die über die von den Eltern ererbten Merkmale des Körperbaus und des Verhaltens weit hinausgehen. Das Märchen ist nur richtig zu verstehen, wenn das Verhalten der drei Brüder vor Erreichen des einsamen „Schlosses" als typisch für ihr seelisches Sosein im derzeitigen Leben erkannt wird und dementsprechend bei späterem Verlassen „des Schlosses" ein neues Leben, ein neues Schicksal seinen Lauf nimmt. Nach Erreichen des Schlosses wurden sie ja schließlich von einem „grauen Männchen" empfangen. Aber dies war das Schloß des Asen HEIMDALL, die Himinbjörg (die Himmelsburg), und sie gelangten dahin am Schluß des ersten Lebens, also nachtodlich über die Brücke Bifröst. Das bedeuten die vielen Säle, die sie durchschreiten mußten, bis sie zum Sitze des sinnenden Gottes HEIMDALL gelangten. Dort erhalten sie himmlische Speisen, die ihnen neuen Lebenswillen vermittelten und dann wurde jeder in sein eigenes Schlafgemach geführt, d.h. seinen ihm wesensgemäßen Träumen überlassen im Weltenbereich Windheim.

Bevor wir der beispielhaften Erzählung folgen, ist es sicher von Interesse, auf das Bild 3 und insbesondere Bild 4 der Einführung noch einmal einzugehen, denn die im Märchen steckende Philosophie des Erkenntnisweges der Menschen gehörte sicher schon zum Wissen und der Erziehungslehre in vorchristlicher Zeit. Sie enthält die Erklärung, wie der Mensch durch Wandlung seiner eigenen seelischen Struktur sein weiteres Schicksal bestimmt. Es ist das sogenannte „Karma–Gesetz", das Gesetz von Ursache und Wirkung im seelischen Bereich.

Die mittelalterliche Mystik formulierte dies mit den Worten:„Vor jedem steht ein Bild des, der er werden soll; solang er das nicht ist, ist seines Glücks nicht voll." Statt von der „Seele" sprachen wir vom Seelischen als einer Vielzahl von Geneigtheiten, „Tendenzen", die vom primitiven, vitalen Erhalten des Körpers (Ich) bis zum Aufgehen in überindividueller Wesensschau und Ideen(ES) sich äußern können (siehe Bild 4). Diese Kräfte entfalten sich in vier Erlebnisbereichen. Die individuelle Struktur seiner Tendenzen bestimmt nun die Art des Reagierens und des Handelns des Individuums und dadurch sein individuelles Schicksal. Weil der Mensch aber das Bild des Göttlich-Vollkommenen in sich trägt, bzw. erschließt, kann er sein reales Handeln, sein Wirken mit einem Idealzustand vergleichen.

Der Erlösungsweg liegt darin, daß er von ichhafter Bindung an seine Umwelt und in seinem sozialen Verbund zu immer wesenhafterer Schau und zu stets selbstloserem Tun und Denken gelangen kann.

Die Gesetze des Kosmos, in die er selbst eingebettet ist, werden ihm immer mehr bewußt. Diesen Weg geht der Jüngste der drei Brüder im Märchen. Da er die Lebensgesetzlichkeiten, denen das Leben in seinen vielen Formen unterworfen, bzw. eingeordnet ist, erkannt hat, vermag er auch, sie zu achten und anzuerkennen. Diesen Weg inneren Wachstums und innerer Reifung kann der Mensch aber kaum in einem Leben vollenden. Andererseits wird er aber in einem neuen Leben, infolge seiner gewonnenen höheren Erkenntnis, seiner Selbstlosigkeit und Übersicht, weiter zu höherer Erkenntnis drängen und diese auch finden. Denn dem wahrhaften Gottsucher kommen auch Hilfskräfte mit den Erfolgen seines Erkenntnisstrebens und Feinempfindens entgegen.

Aber darüber möge nun das Märchen selbst im Einzelnen sprechen.

Es heißt da im 1. Teil:
Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in ein wildes, wüstes Leben, sodaß sie gar nicht wieder nach Hause kamen. Der Jüngste, welcher der Dummling hieß, machte sich auf und suchte seine Brüder. Aber wie er sie endlich fand, verspotteten sie ihn, daß er mit seiner Einfalt sich durch die Welt schlagen wollte, und sie zwei könnten nicht durchkommen und wären doch viel klüger. Sie zogen alle drei miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen. Die zwei Ältesten wollten ihn aufwühlen und sehen, wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkröchen und ihre Eier forttrügen, aber der Dummling sagte: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leids nicht, daß ihr sie stört." Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele, viele Enten. Die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling ließ es nicht zu und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leids nicht, daß ihr sie tötet." Endlich kamen sie an ein Bienennest, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief. Die zwei wollten ein Feuer unter den Baum legen und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt sie aber wieder ab und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leids nicht, daß ihr sie verbrennt."

Aus der Art der Fortsetzung dieser Erzählung können wir nun erkennen, daß hiermit die charakterliche Haltung der drei Menschen in ihrem ganzen derzeitigen Erdenleben dargestellt wurde.

Es wird nun weiter berichtet:
Endlich kamen die drei Brüder in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch zu sehen, und sie gingen durch alle Säle, bis sie vor eine Tür ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser; es war aber mitten in der Türe eine Luke, dadurch konnte man die Stube sehen. Da sahen sie ein graues Männchen, das an einem Tisch saß. Sie riefen es an. Einmal,

zweimal, aber es hörte nicht. Endlich riefen sie zum dritten Mal. Da stand es auf, öffnete die Schlösser und kam heraus. Es sprach aber kein Wort, sondern führte sie zu einem reichbesetzten Tisch; und als sie gegessen und getrunken hatten, brachte es einen jeglichen in sein eigenes Schlafgemach.

Das Schloß, das sie nun erreicht hatten, war nach germanischer Vorstellung der Wohnsitz Himinbjörg (Himmelsburg) des Asen HEIMDALL, der die Seelen der Verstorbenen am Ende der Brücke zur jenseitigen Welt empfängt. In den Ställen standen lauter „versteinerte Pferde". Das sind – wie wir noch erfahren werden – Seelen von Menschen, die in ihrem Wesen erstarrt sind. Sie können daher nur Andressiertes denken und sind daher nicht frei. Dann kamen die drei Brüder zu dem Tor mit den drei Schlössern, hinter dem sinnend und schweigend der Gott HEIMDALL als „graues Männchen" verweilt. Mit den drei Schlössern erschloß er sich den Einblick in die Gedankenwelt der angekommenen Besucher: die Welt des grobstofflich-materiellen, die ihres seelischen Verlangens und die Gedankenwelt des Denkens und Erkennens. Es sind hiermit wieder die drei Bereiche angedeutet, aus denen sich eine menschliche Persönlichkeit aufbaut (die drei „Gunas"). Jeder wird nun zunächst mit himmlischer Speise gestärkt. Das bedeutet, daß sie mit neuer Lebenskraft, neuem Lebenswillen erfüllt werden. Dann aber wird jeder in sein eigenes „Schlafgemach" geführt, wo er im Weltenbereich Windheim seinen Träumen anhängen kann, bis er zu neuer Geburt aufgerufen, bzw. gedrängt wird.

„Am anderen Morgen" – das ist ja in der jenseitigen Welt, bei den Göttern, eine ganz andere Zeit – treten die Drei ihren neuen Lebensweg an (siehe im folgenden 2. Teil). Sie unterliegen dabei wieder dem Karma-Gesetz. Es folgt aus den drei Aufgaben, die auf „steinernen Tafeln" aufgezeichnet sind und die allen Menschen im Grunde aufgegeben werden. Wer sie zu lösen vermag, kann auch sich selbst und die versteinerten Menschen im Schloß erlösen und damit einen Wunsch der Götter erfüllen.

Wir hören im 2. Teil:
Am anderen Morgen kam das graue Männchen zu dem Ältesten, winkte und leitete ihn zu einer steinernen Tafel, darauf standen drei Aufgaben geschrieben, wodurch das Schloß erlöst werden könnte. Die erste war: In dem Wald unter dem Moos lagen die Perlen der Königstochter, tausend an der Zahl, die mußten aufgesucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, so ward der, welcher gesucht hatte, zu Stein! – Der Älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erst hundert gefunden; es geschah, wie auf der Tafel stand, er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abenteuer, es ging ihm aber nicht viel besser als dem ältesten, er fand nicht mehr als zweihundert Perlen und ward zu

Stein. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der suchte im Moos, es war aber so schwer, die Perlen zu finden, und ging so langsam. Da setzte er sich auf einen Stein und weinte. Und wie er so saß, kam der Ameisenkönig, dem er einmal das Leben erhalten hatte, mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lange, so hatten die kleinen Tiere die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen.

Außer der einfachen Erkenntnis, daß den Menschen „ihre guten Werke nachgehen", stecken in dieser Symbolsprache aber noch zwei weitere Erkenntnisse. Die „tausend Perlen der Königstochter", meinen ja die Vielfalt von Wundern, die sich in den Lebensformen des Pflanzenreiches im Wald und Feld offenbaren. Die Ameisen sind Symbole des Fleißes. Der sich auf den Stein setzte und weinte, war aber voller Bemühens, diese Vielfalt zu erkennen. Was in ihm aufstand als Frucht vorgeburtlichen Verständnisses war das faustische Verlangen, zu erfassen, „was die Welt im innersten zusammenhält" und der daraus erwachsene Fleiß war es im Grunde, der sich um das Erfassen aller der Erscheinungen dieses Lebendigen bemühte. Es kam ja dabei nicht darauf an, jedes einzelne Pflänzchen, jede Perle zu entdecken, sondern die Wachstumsgesetze, nach denen sich die tausend Perlen bilden – und von denen durfte keines fehlen. So konnte er mit Hilfe „der Ameisen", d.h. mit Hilfe seines Fleißes, das Verlangte erfüllen.

Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüssel zu der Schlafkammer der Königstochter aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, schwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter und holten den Schlüssel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die schwerste, aus den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und die liebste herausgesucht werden. Sie glichen sich aber vollkommen und waren durch nichts verschieden, als daß sie, bevor sie eingeschlafen waren, verschiedene Süßigkeiten gegessen hatten, die älteste ein Stück Zucker, die zweite ein wenig Sirup, die jüngste einen Löffel voll Honig. Da kam die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geschützt hatte und versuchte, den Mund von allen dreien; zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen hatte, und so erkannte der Königssohn die rechte.

Die Schlüssel zur Schlafkammer der Königstochter zu erlangen, das setzt ja nun Verantwortungsgefühl voraus und dieses bewirkt, daß man allen Dingen, um deren Erlangung man sich bemüht, „auf den Grund geht"und bei allen Handlungen deren Folgen bedenkt. Gerade weil unser „Dummling" aber auf den Besitz der Enten früher verzichtet hatte, weil er Sinnlosigkeiten vermied, kam ihm diese Gesinnung, diese innere Haltung nun zu Hilfe.

Die dritte Aufgabe war sicher die schwierigste. Aber auch hier müssen wir davon ausgehen, daß mit dem, was die Königstöchter vor dem Schlafengehen noch gegessen hatten, deren Wesen gemeint ist. „Zukker" gab es ja in vorchristlicher Zeit noch gar nicht, aber sicher einfache Pflanzen, um einen Geschmack zu verbessern. Diese erste Tochter stellte also keine höheren Anforderungen an Kräfte des Gemütes. Die zweite Tochter hatte schon verfeinerte Ansprüche, aber Honig steht hier für ein Feinempfinden, das auch nur wieder eine „Bienenkönigin" entdecken konnte. In den drei Aufgaben, die auf den steinernen Tafeln standen, sind ja auch im Grunde wieder die drei Lebensbereiche (3 Gunas) angesprochen, denen sich menschliches Leben zu seiner Selbsterhaltung zuwenden muß:

1. Der Bereich des tausendfachen einfachen Lebens von Pflanze und Tier auf der Erde (das Grobstoffliche).
2. Der Bereich des Herzens (Verantwortungsgefühl, Fürsorge) und
3. der der höheren Erkenntnis, der nur durch Steigerung unseres Feinempfindens zu erschließen ist, indem wir uns in die wirkenden und heilenden Kräfte menschlichen Lebens hineindenken.

Durch dieses Feinempfinden konnte unser (sog. „Dummling") jüngster Königssohn die Lebensbejahung der lieblichen Königstochter gewinnen. In diesem letzten Leben waren ihm dabei die Kräfte zur Hilfe gekommen, die er sich in dem davorliegenden aufgebaut, erworben hatte: Fleiß, Gründlichkeit, Feinempfinden.

Und nur so konnte unser Märchen schließen:
Da war der Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Und der Dummling vermählte sich mit der jüngsten und liebsten und ward König nach ihres Vaters Tod; seine zwei Brüder aber erhielten die beiden anderen Schwestern.

Das Märchen von der Bienenkönigin enthält dabei außer dem Beispiel, wie der Mensch für sein Schicksal selbst verantwortlich ist, noch einen wichtigen Gedanken zur Erlösung: Wer von Stein war, wer in althergebrachten Denkformen erstarrt war, konnte die Erlösung **nur** finden, weil **selbstloses Empfinden** und an der Natur **orientiertes gründliches Denken** solche Befreiungstat vollbringen können. Insbesondere will uns das Märchen aber sagen, daß ein einsichtiges, die Lebensprozesse in **ihrem jeweiligen Sinn erkennendes** und achtendes Verhalten in uns eine edlere Gesinnung schafft.
Diese edle Gesinnung und innerlich selbstlose Haltung ist eine Höherführung unserer seelischen Neigungen, die uns **im neuen Leben** hilft und mit Kräften ausrüstet, die nicht nur für uns selbst, sondern auch für unsere Mitmenschen befreiend wirken.
Insofern sind wir nach germanischem Mythos und nach altväterlichen Vorstellungen selbst Lenker unseres Schicksalsweges. Wir sollten dazu auch eine Gemeinschaft pflegen, in der diese Zusammenhänge beachtet und geehrt werden.

Brüderchen und Schwesterchen

(Br. Grimm Nr. 11)

Eines unserer schönsten Märchen ist sicher das von „Brüderchen und Schwesterchen". Die Kinder nehmen begierig die dort gemachten Erfahrungen tugendhaften und liebevollen Verhaltens auf und staunen gegen Ende des Märchens über den gerechten König, der noch rechtzeitig das gute, verantwortungsvolle Verhalten vom bösen unterscheidet und das Gute zum Licht, zum Leben, zum Sieg führt. Auch daß das Rehlein am Schluß der Geschichte wieder zu vollem Menschsein verwandelt wird, da es durch die Erkenntnis jener aufbauenden Kräfte erleuchtet wurde, durch die Leben aufblüht und das Böse vernichtet wird, erfüllt die Zuhörer mit bleibender Zustimmung. Vielleicht ahnen sie dadurch auch, daß die Erzählung nicht wörtlich, sondern nur bildhaft zu verstehen ist.

Die Heranwachsenden tragen daraus eine Erinnerung an dieses Geschehen mit in ihr Leben hinein.

Neue Perspektiven über den Sinn unseres Lebens treten mehrfach an uns heran. Christliche Lehren, Spekulationen und Deutungsversuche der Psychologen oder gar die abwertende Oberflächlichkeit neuer materialistischer Lebensbetrachtung verwirren uns heute oft und wollen die aufbauenden Kräfte, die uns das Märchen vermittelte, wieder verdrängen. Gehen wir daher auf die geistigen Quellen zurück, zu den Grunderkenntnissen, über die das Märchen eigentlich berichten will. Sie liegen sicher in vorchristlicher Zeit; denn wenn man das germanische Weltbild bedenkt, das uns noch aus der Edda hervortritt, so finden wir hier die Grundvorstellungen zu den Aussagen über die Kräfte, die das Leben auf der Erde erhalten und die uns bedrohen sowie die Aufgabe der Menschen dabei. – Danach sind schon die germanischen Götter (Asen) Träger des Ringens zwischen Geist und Materie. Sie kämpfen, vereint mit den Lebenskräften der Wanen, um die Führungsgewalt des Geistigen bei der Entfaltung von Leben auf der Erde. (Siehe auch Einführung, Abschnitt 1b). Man hatte die in den Gesetzen des Kosmos sich offenbarende und erkannte Polarität zwischen dem Geistig-Göttlichen und der Materie erkannt und erstere mit den Göttergestalten ODIN und letztere mit YMIR bzw. LOKI beschrieben. Aber auch die Kräfte, die erst das höhere Leben auf der Erde begründen durch Zuneigung und Fürsorge, und auch die das Leben bedrohenden und gefährdenden Gegenkräfte trug man voll im Bewußtsein. Erstere wurden mit der Göttin FREYA verehrt, die anderen als ANGRBODA gefürchtet. Letztere ist es, der Brüderchen und Schwesterchen begegnen und der sie entfliehen.

Nach vorchristlich-germanischer Auffassung ist der Mensch ja Mitkämpfer der Götter über die blindwütigen niedrigen Kräfte der Natur,

der Materie. Es verkörpern sich daher auch immer wieder Wesenheiten im Menschentum, die das Bild der hehren Gottheiten im Herzen tragen und mit ihren selbstlosen seelischen Kräften und ihrer reinen Erkenntnis die Menschen vor einem Absinken in das Riesische bewahren. So gesehen ist Schwesterchen von vornherein Sendbotin, deren Seelisches von den lebenserhaltenden Kräften der Göttin FREYA erfüllt ist. Darüber, daß Brüderchen und Schwesterchen aus dem Jenseits kommend erst ihren Erdenweg beginnen, berichtet dann auch das Märchen selbst. Denn nachdem sie ihre Mutter (die Göttin FREYA) verloren bzw. verlassen hatten, gelangten sie erst zu deren Gegensatz (der bösen „Stiefmutter" = ANGRBODA). Aber sie entfliehen dieser, indem sie in die weite Welt wandern. Dann kommen sie nach einem langen Weg in einen großen Wald, und das ist schon die Menschenwelt und der lange Weg endet in einem hohlen Baum, wo sie nach langem Schlaf erwachen. Aus anderen Märchen (z.B. Allerleirauh) wissen wir, daß der hohle Baum immer das Bild für den Mutterleib ist, in dem ein Kind heranwächst. Nun beginnt die Geschichte zweier sich aus ihrer mitgebrachten Seelenkraft entwickelnden Menschen. Das Dürsten nach Wasser steht hier für das Hervortreten seiner seelischen Kraft, die im heranwachsenden Brüderchen die Führung zu übernehmen sucht. Auch hier werden in der Entwicklung zum Menschen frühere Verhaltensformen durchlaufen. In der ersten Lebensphase muß der Knabe die Gefahr überwinden, ein „Tiger" zu werden (d.h. anderen etwas mit Gewalt wegzunehmen). Dann überwindet er auch das gierige Umherschweifen des Wolfes und bringt die Kraft auf, sich zu beherrschen. Nicht Herr wird er über ein Verhalten, das wir ja auch an manchen Knaben lächelnd dulden, wenn sie – wie Peer Gynt – neugierig in die Welt eilen und überall dabei sein wollen „wo was los ist". So wird der Knabe in seinem Wesen wie ein Reh! – Aber hier zeigt sich schon die hilfreiche mütterliche Kraft der Schwester. Das goldene Strumpfband ist, wie ein goldener Ring, Symbol einer gedankenvollen Herzenszusammengehörigkeit. Das Band aber, an dem sie das Reh führte, ist die Fürsorge, mit der sie das Tier lenkt. Die Zeit in der „Wildnis", das ist die erste Lebensstufe der zwei Menschen (in früherer Zeit als die „des Raben" bezeichnet). Sie endet für Schwesterchen damit, daß der König ein Mädchen sah, „so schön, wie er noch keins gesehen hatte". Ein König sieht ja nicht das arme Naturkind, sondern sieht Geist, Seele und Körpergestalt als Ganzheit und es selbst sah auch, daß ein Mann mit einer „goldenen Krone", also mit reinen lichten Gedanken zu ihr trat. Man erkennt daraus, daß unser Schwesterchen inzwischen die Gedankenwelt der zweiten Lebensstufe erreicht hatte. (den „Venusring")

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrigbleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem

Tisch geht´s besser, dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen:„Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!" Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen:„Schwesterchen, mich dürstet; wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauschen." Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken, aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger." Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich." Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle." Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf." Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst, mein Durst ist gar zu groß." Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh." Das Schwesterchen sprach: „Ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort." Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen." Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals und rupfte

Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein und weil es leer war, dachte es: Hier können wir bleiben und wohnen. Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabeigewesen. „Ach", sprach es zum Schwesterchen, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann´s nicht länger mehr aushalten", und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber", sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein! Und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Türlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein." Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhete sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Hoho der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus." Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und sein Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein", und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört

hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann´s nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt; ich laß dich nicht hinaus." – „So sterb ich dir hier vor Betrübnis", antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm den ganzen Tag nach bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut." Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein." Da ging die Tür auf, und der König trat herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?" – „Ach ja", antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum.

Die böse Stiefmutter aber, um deretwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohlging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr

keine Ruhe, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt." – „Sei nur still", sagte die Alte und sprach sie zufrieden, „wenn´s Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein." Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohltun und frische Kräfte geben: geschwind, eh es kalt wird." Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Badstube und legten sie in die Wanne: dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als er heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben." Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Türe aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Türe hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen." So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.
Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:
„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr."

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr."
Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals:
„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr."
Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau", und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Wie wir hörten, war die Zustimmung zur Ehe an die Bedingung geknüpft auch Brüderchen Reh mitzunehmen. – Dann wurde aber zunächst zum Erlebnis gebracht, wodurch Leben und eine junge Ehe gefährdet sein kann. Die lebensfeindlichen Kräfte der ANGRBODA, das Riesische, vermag auch die Menschen eine zeitlang zu täuschen! Die dem König vorgetäuschte falsche Gattin hatte aber nur ein Auge, sie kann damit – als Tochter der ANGRBODA – nur das Materielle sehen. Das nach Innen, zu den aufbauenden Seelenkräften gerichtete Auge war blind. Nun bewährt sich aber, daß Schwesterchen, die rechte Königin, von den Seelenkräften der Göttin FREYA durchdrungen ist: Der Geist der Fürsorge und dazu ihr Verantwortungsgefühl gegenüber dem Kind sind der wahre Spiegel ihres Wesens. Dieses erkennt und begreift dann auch der zunächst noch abwartende König. Er ist – als König – jedoch Träger der Rechtsidee in seinem Volk (die in der göttlichen Gestalt FORSETI ihr Vorbild hat). Auch im Märchen „von den drei Männlein im Walde" mußte der König die edle, ihm innerlich, d.h. naturgesetzlich zugehörige Gattin vor einer ihm aufgedrängten, häßlichen, d.h. wesensfremden Frau schützen. Diese Rechtsentscheidung entspricht aber einem naturbedingten Verhalten, das im Rechtsempfinden des Königs hervortritt. Er erkennt, daß der gesunde Fortgang des Lebens durch eine Veranlagung im Wesen der Mütter gesichert ist, die aus Fürsorge und Verantwor-

tungsgefühl besteht. – Dieses begreift, nach dem Sieg des Lebens durch den gerechten König, aber auch das Rehlein. Es wird dadurch aus einem herumschweifenden, zu einem feststehenden Kämpfer, einem Manne, wie es der dritten Lebensstufe entspricht! – Die „Zauberin" und ihre Tochter kehren aber wieder in die Elemente zurück, aus denen sie stammen: dem zerstörenden Feuer und den niederen riesischen Kräften.
Unsere Königin und junge Mutter faßte dies aber in die Worte:

Mütter sprechen zum Kind:
Von den Göttern des Lebens,
den sinnenfrohen
wächst uns aus inn´rer Berufung
der Auftrag zu: Da zu sein,
wenn Eure klägliche Stimme
– Hilfe erbettelnd und Brot –
uns Sorgeerfüllte herbeiruft.

Dankbar nimmt das Küken den Wurm,
lächelnd das Kind die Brüste der Mutter
und freudig strampelnd
erregt es Laute des Glücks!

Mutter zu sein!
Welch leuchtendes Amt!
Die Göttin will es,
die das Leben gewollt. –

Und der Geist der Götter
erhofft im lachend Gewordenen
ihrer Erkenntnissehnsucht
ein neues Licht! –

Was sagt uns das Märchen von den zwölf Brüdern?

Um die tiefere Bedeutung dieses Märchens zu erfassen haben viele nur das rührend tapfere Verhalten der jüngsten Schwester betrachtet, die ihre Brüder aus einer bösen Verzauberung zu erlösen sich verpflichtet fühlte, weil sie durch eine unbesonnene Tat – das Pflücken der den Brüdern zugehörigen Lilien – deren Verzauberung in Raben verschuldet hatte. Wir dürfen aber auch hier bedenken, daß das Märchen uns viel mehr und bedeutenderes sagen will! Es möchte uns die Aufgabe der Menschen innerhalb der belebten Natur auf der Erde zeigen, wenn wir die zwölf Brüder, die ja in die Erdenwelt, „den großen Wald", geflohen sind und dort ihr Leben durch Sammeln von Pflanzen, durch Jagd auf andere Tiere und im Ringen um Selbstbehauptung gegenüber Hitze und Kälte fristen müssen, als unsere Mitlebewesen in der Natur betrachten. Auch diese entstammen alle dem göttlichen Lebens- d.h. Wachstumswillen. Die Königin, die von ihrem König erfährt, daß er für alle ihre Söhne den Tod beschlossen hat, falls das dreizehnte Kind eine Tochter wird, ist wohl die Göttin FREYA selbst, die Kraft der Fürsorge und der Fruchtbarkeit, und der König ihr Bruder FREYR. Die zwölf Brüder, ihre Geschöpfe, sind je vier Arten von Lebewesen im Wasser, im Pflanzenreich und im Tierreich auf der Erde. Darauf weist hin, daß – wie in vielen anderen Märchen – das dreizehnte dieser Geschöpfe der Mensch ist. Das dreizehnte Wesen wird mit einem goldenen Stern auf der Stirn geboren. Dies bedeutet die Kraft der Hellsichtigkeit und des Verstehens der geistigen Gesetze, denen alle Lebensentfaltung unterliegt. Die zwölf Brüder unterliegen aber alle – wie jedes Lebewesen – dem Gesetz von Leben und Tod. Für jedes dieser Geschöpfe steht jeweils schon „der Sarg" bereit, die irdische Hülle, die sie beim Tod auf der Erde zurücklassen. Auch im Märchen vom Marienkind darf dieses durch zwölf Türen die verschiedenen Lebensformen der Erde betrachten, aber bei der dreizehnten ist sie durch das Erkennen der das Menschentum bildenden Gesetzlichkeiten gezwungen, ihr Erdenschicksal zu beginnen. Die göttliche Wesenheit FREYA, die diese Tatsache des Lebens, das Schicksal ihrer Geschöpfe voll Trauer betrachtet, kann deren Schicksal nicht ändern. Der „König" FREYR ist aber Herr des Wachstums und des Werdens. Nur von ihm kann der Gedanke ausgehen, daß ein Wesen geboren werden möge, das durch seine Geisteskraft, den Stern auf der Stirn, das Unvergängliche entdeckt, das dadurch auch zur Erlösung allen anderen Lebens aus der Fesselung an das Gesetz vom Werden und Vergehen beitragen kann. Unser „Schwesterchen" ging demnach auch zu all den zwölf Arten von Lebewesen auf die Erde. Alle Lebensformen scheinen glücklich in ihrer Art. Durch das Pflücken der Lilien, die jeder Art zugehören, geschieht nun aber etwas Wesentliches. Die Lilien bedeuten die Illusion, den Schutz des Lieblichen, den jedes Lebewesen, das sich frei entfaltet, zunächst um sich hat. Der Fisch ist munter und

farbig, die Pflanze hat ihre sonnenhafte, duftende Blüte, die Tiere – ob Taube oder Fuchs – sind anmutig und tüchtig in ihrer Art. Sieht man aber näher hin, pflückt man die Lilie und nimmt die Illusion weg, so erkennt man, daß sie alle dem Verlangen und dem Zwang der Selbsterhaltung unterworfen sind. Sie sind „Raben", sie stehen unter dem Gebot der ersten Lebensstufe wie auch der junge Mensch. Sie müssen darin die Gesetze ihrer Umwelt kennen lernen, in der sie ihr je besonderes Eigenleben behaupten müssen. Daher werden alle diese zwölf Brüder nun als „Raben" erkannt.

Wie kann der Mensch, das Schwesterchen mit dem goldenen Stern vor der Stirn, diese aber erlösen? – Hierdurch hat der verantwortungsbewußte Mensch die Aufgabe übernommen, das tiefere Weltengesetz, dem das Werden und Vergehen allen Lebens unterliegt, zu durchschauen um damit eine Ordnungsaufgabe zu erfüllen. – Was ist denn beständig bei allen Lebewesen? Nicht das Einzelgeschöpf, nicht sein Blühen und Vergehen, sondern die Art! So besteht auch beim Menschen die Frage, was in ihm erlösungsbedürftig ist und erlöst werden kann. Auch hier ist es das Bewußtsein seiner Wesensart. Der Stern auf der Stirn unserer Schwester versinnbildlicht die geistige Kraft der Erkenntnis. Sieben Jahre – einen ganzen Lebensabschnitt – muß und will sie sich nun nur der Entfaltung dieser geistigen Kraft widmen. Das ist die wesentliche Aussage ihres Erlösungsauftrages, den sie aus Erbarmen übernimmt. Sie darf dabei nicht sprechen und nicht lachen. Das ist ein Gebot der Meditation. Die volle Konzentration auf das geistige Auge, d.h. hier auf jenes Wesentliche, das das Rabenhafte übersteigt. Dies heißt, daß die Gedanken, die den täglichen Kraftaufwand zur Durchführung der Alltagsaufgaben begleiten, den Erkenntnisauftrag niemals verdrängen dürfen! – Nur so, in der Festigung des reinen Bewußtseins, das sich dem Unvergänglichen jeden Lebewesens zuwendet und es erkennt, so auch das Unvergängliche im Menschen gedanklich erfaßt, vollbringt sie die Erlösungstat. Dabei muß sie ihren Wesenskern von Alltagsgedanken unerreichbar fernhalten. Der leibliche königliche Gatte im Märchen sollte wohl auch hier das Prinzip des Rechts wahren, das denjenigen Menschen schützt, der zur Erfüllung seiner heiligen inneren Aufgabe auch bevorstehendes körperliches Leid auf sich nimmt. Der drohende Feuertod ist hier wohl eine eingefügte mittelalterliche Schreckensvorstellung. Erlösend war hier jedoch die durchgehaltene siebenjährige innere Haltung. Der König erkennt dann auch in den „Raben" seine Brüder. – Wir alle sind auf die Erde gewanderte denkende menschliche Wesen, für die es gilt, die übrige belebte Natur zu lieben und zu achten. Diese ist nicht „sündig" und nicht „des Teufels", sondern mit allen durch den Lebenswillen auf die Erde geworfenen Wesen sind wir brüderlich verbunden. Der Mensch kann deren sinnvolle Entfaltung und Einordnung in die Ganzheit des Lebens auf der Erde ermöglichen, wofür er sogar – dank des Sterns auf der Stirn – einen göttlichen Auftrag hat. – Dies war seit jeher indogermanische Lebensauffassung.

Die zwölf Brüder

(Br. Grimm Nr. 9)

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „Wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichtum groß wird und das Königreich ihm zufällt." Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkißchen; und ließ sie in eine verschlossene Stube bringen, dann gab er der Königin den Schlüssel und gebot ihr, niemand etwas davon zu sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „Liebe Mutter, warum bist du so traurig?" – „Liebstes Kind", antwortete sie, „ich darf dir´s nicht sagen." Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf mit Hobelspänen schon gefüllten Totenladen zeigte. Darauf sprach sie: „Mein liebster Benjamin, diese Särge hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr allesamt getötet und darin begraben werden." Und als sie weinte, während sie das sprach, so tröstete sie der Sohn und sagte: „Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns schon helfen und wollen fortgehen." Sie aber sprach: „Geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schloß. Gebär ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen. Gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann flieht fort, so schnell ihr könnt, und der liebe Gott behüte euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten, im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet."

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, saß auf der höchsten Eiche und schaute nach dem Turm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde: es war aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das hörten, wurden sie zornig und sprachen: „Sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden! Wir schwören, daß wir uns rächen wollen: Wo wir ein Mädchen finden, soll sein rotes Blut fließen."

Darauf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten drein, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „Hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheimbleiben und haushalten,wir andern wollen ausgehen und Essen holen." Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen und was zu essen stand: das brachten sie dem Benjamin, der mußte es ihnen zurechtmachen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herangewachsen, war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter: „Wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?" Da antwortete sie mit schwerem Herzen: „Liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern." Sprach das Mädchen: „Wo sind meine zwölf Brüder, ich habe noch niemals von ihnen gehört." Sie antwortete: „Das weiß Gott, wo sie sind: sie irren in der Welt herum." Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Totenkißchen. „Diese Särge", sprach sie, „waren für deine Brüder bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, eh´ du geboren warst", und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Da sagte das Mädchen: „Liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen."

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag, und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" und erstaunte, daß sie so schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirne hatte. Da antwortete sie: „Ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, soweit der Himmel blau ist, bis ich sie finde." Sie zeigte ihm auch die zwölf Hemden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war, und sprach: „Ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder." Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da; wir hatten verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten." Da sagte sie: „Ich will gerne sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann." – „Nein", antwortete er, „du sollst nicht sterben, setze dich unter diese Bütte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden." Also tat sie; und wie

es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tische saßen und aßen, fragten sie: „Was gibt´s Neues?" Sprach Benjamin: Wißt ihr nichts?" – „Nein", antworteten sie. Sprach er weiter: "Ihr seid im Walde gewesen, und ich bin daheimgeblieben und weiß doch mehr als ihr." – „So erzähle uns", riefen sie. Antwortete er: „Versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen, das uns begegnet, nicht soll getötet werden?" – „Ja", riefen sie alle, das soll Gnade haben, erzähl uns nur." Da sprach er: "Unsere Schwester ist da", und hub die Bütte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern, mit dem goldenen Stern auf der Stirne und war so schön, zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie von Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, fingen Gewild, Rehe, Vögel und Täuberchen, damit sie zu essen hatten, und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüs und stellte die Töpfe ans Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Häuschen und deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beiden daheim eine schöne Kost zurechtgemacht, und wie sie nun alle beisammen waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünschten Häuschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt. Nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte, jedem aufs Essen eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte, in demselben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Wald, und wie es sich umsah, so stand eine alte Frau neben ihm, die sprach: „Mein Kind, was hast du angefangen? Warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehenlassen? Das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt." Das Mädchen sprach weinend: „Ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?" – „Nein", sagte die Alte, „es ist keins auf der ganzen Welt als eins, das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst, denn du mußt sieben Jahre stumm sein, darfst nicht sprechen und nicht lachen, und sprichst du ein einziges Wort und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst, und deine Brüder werden von dem einen Wort getötet."

Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „Ich weiß gewiß, daß ich meine Brüder erlöse", und ging und suchte einen hohen Baum, setzte sich darauf und spann und sprach nicht und lachte nicht. Nun trug´s sich zu, daß ein König in dem Walde jagte; der hatte einen großen Windhund, der lief zu dem Baum, wo das Mädchen drauf saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldenen Stern auf der Stirne und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er ihr zurief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf. Da stieg er selbst auf den Baum, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und führte sie heim. Da ward die Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert: aber die Braut sprach nicht und lachte nicht. Als sie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu verleumden, und sprach zum König: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht hast; wer weiß, was für gottlose Streiche sie heimlich treibt. Wenn sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen." Der König wollte zuerst nicht daran glauben, aber die Alte trieb es so lange und beschuldigte sie so viele böser Dinge, daß der König sich endlich überreden ließ und sie zum Tod verurteilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin sollte sie verbrannt werden; und der König stand oben am Fenster und sah mit weinenden Augen zu, weil er sie noch immer so lieb hatte. Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen. Da ließ sich in der Luft ein Geschwirr hören, und zwölf Raben kamen hergezogen und senkten sich nieder: und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei und küßten und herzten sie. Nun aber, da sie ihren Mund auftat und reden durfte, erzählte sie dem König, warum sie stumm gewesen wäre und niemals gelacht hätte. Der König freute sich, als er hörte, daß sie unschuldig war, und sie lebten nun alle zusammen in Einigkeit bis an ihren Tod. Die böse Stiefmutter ward vor Gericht gestellt und in ein Faß gesteckt, das mit siedendem Öl und giftigen Schlangen angefüllt war, und starb eines bösen Todes.

Zur Geschichte: **„Die sechs Diener“**

(Br. Grimm Nr. 134)

Die Geschichte von den sechs Dienern ist auch eine sicher schon aus dem vorchristlichen indo-europäischen Lebensraum stammende Betrachtung darüber, wie es vor sich geht, daß sich Leben - insbesondere menschliches Leben - in seiner Umwelt behauptet. Ferner, wie der Mensch in diesem Selbstbehauptungskampf zu einer inneren Freiheit, einer „königlichen Haltung“, gelangt. Solche Gedanken über den inneren Aufbau des Menschen veralten aber nicht, sondern sind heute so aktuell wie in früherer Zeit. Sie sind aber im christlichen Mittelalter nicht mehr überall verstanden worden, weil das Christentum zwar Behauptungen über das Schicksal der Seele nach dem Tode verkündet, aber keine eigentliche Lehre über den Aufbau des Seelischen besitzt. So entstand dazu eine lustige Parallele mit der Geschichte: „Sechse kommen durch die Welt“. Da gibt es den Kraftmenschen, der sich ganze Bäume auf die Schultern lädt und davonträgt, als wäre es ein Vergnügen; dann den Scharfschützen, der auf das linke Auge einer Fliege in zwei Kilometer Entfernung zielt; den Schnelläufer, der sein Laufbein an- und abschnallen kann und den, der bei größter Hitze nur den schief sitzenden Hut gerade aufzusetzen braucht, um Hitze in Kälte zu verwandeln.

Unsere Geschichte weist aber auf die eigentlichen, ursprünglich gemeinten innerseelischen Zusammenhänge hin, bei der alle jene Helfer Einzelschritte sind, die beim Menschen nacheinander erfolgen, wenn er die Außenwelt wahrnimmt, danach in ihr entsprechend handelt, und die Wirkung des Handelns dann selbst beobachtet und beurteilt. Das Erfassen der Umwelt erfolgt ja **1.** weil überhaupt ein unbändiger Wille zum Leben vorhanden ist, **2.** weil unsere Sinne die Umwelt entdecken. Unsere eigene innere Veranlagung, unser Gefühl, wählt daraus dann schon bestimmte Vorgänge aus, die uns besonders erregen. Dies führt **3.** zur Wahrnehmung in Form von Gedanken. Unser Lebenswille bewirkt danach **4.** eine Aktivität. Diese kann auch nur aus Überlegen bestehen. Dabei haben wir aber insofern eine „Binde vor den Augen“, weil wir bei Dingen oder Tieren niemals „das Ding an sich“ oder die inneren Antriebe sehen, sondern immer nur unbewegte oder bewegte Oberflächen. Dieses Handeln, sei es unmittelbar aus unserem Gefühl oder nach Überlegung tritt **5.** in unser Bewußtsein. Hierdurch wird die Neuordnung unseres Handelns nach überpersönlichen Gesichtspunkten ermöglicht. Als **6.** kann danach das Gewinnen einer höheren Einsicht (Erleuchtung) über die Gesetzlichkeiten der Welt und unsere Einordnung darin erfolgen, die uns auch einen Sinn unseres Daseins erkennen läßt. Bei den Indo-Europäern in vorchristlicher Zeit hatten die Könige auch priesterliche Aufgaben zu erfüllen. Neben ihrer Aufgabe der Rechtsprechung förderten sie Gemeinschaften und Sippen, in denen Himmelskunde aber auch Seelen- und Menschenkunde in Kultgemeinschaften gepflegt wurden. Es gehörte zur Grunderkenntnis

dieser Kulturen, daß Menschentum sich in der Form des Wollens, Fühlens und Denkens äußert. Das kam dann auch schwerpunktmäßig in den Berufen der Bauern und Viehzüchter, der Krieger und Sänger sowie der Priester (Goden) und Könige zum Ausdruck, wobei aber ein ungestörtes Achtungsverhältnis zwischen diesen Lebensaufgaben bestand. In unserer Geschichte von den sechs Dienern wird nun gezeigt, wie der Mensch, der zum Leben auf der Erde geboren wird um dort sein Glück, seine Lebenserfüllung zu finden, von seinen „sechs Dienern" bedient wird. Dabei begegnen sich Außenwelt und Innenwelt in unserem Bewußtsein. Die Innenwelt wird dabei von einem Fernziel der inneren Entwicklungen geleitet, einem Lebensziel, das den Menschen von ichhafter Enge befreit durch Erkenntnis der Lebensgesetzlichkeiten. Dieses Fernziel als Wunschbild wird verkörpert durch die erstrebte Gattin, die als Kind der Mutter Erde, bzw. des Volkes, zu dem unser junger Mann innerlich dazugehört, alle diese Anforderungen stellt, die dann zur seelischen Entwicklung zu einem geistig freien Menschen führen. Würde man nicht aus den Lehren der Upanischaden und den entsprechenden Reden Buddhas wissen, daß „die menschliche Seele" (richtiger das Seelische) schon damals (ca. 2500 Jahre vor unserer Jetztzeit) in religiösen Kultgemeinschaften durchforscht und mit den sogenannten „fünf Stücken des Anhanges" (Daseinsgruppen, Bild 3 der Einführung) und dem Lebenswillen auch bereits schon die sechs Diener gemeint und erklärt waren, so würde man kaum vermuten, daß diese ein so altehrwürdiges Erkenntnisgut sind, das sich bis in das ausgehende Mittelalter in einem Märchen erhalten hat. Hier, in diesen unseren alten Märchen, nicht im Alten Testament, treffen wir auf unsere eigene heilige Schrift.

Die alte Königin, die eine „böse Zauberin" ist und in einer Stadt wohnt, in die unser Prinz später mit seinen „Dienern" einzieht, ist die Erdmutter selbst. Aber hier ist nicht der mütterliche Aspekt gemeint, sondern unsere Erde als Quelle von Gefahren und Lebensfeindlichkeit, denen gegenüber der heranwachsende Mensch sich zu behaupten hat; und mit dem Prinzen ist auch nicht ein bereits herangewachsener Mensch gemeint. Es erleichtert unsere Übersicht des Geschehens, wenn wir davon ausgehen, daß der Prinz mit den sieben Jahren des Wartens bis zum Antritt seines Weges „in die Stadt" (d.h. zu seiner Lebensaufgabe), seine Pubertätszeit durchwächst. Es entspricht aber auch durchaus indogermanischer Denkungsart, wenn man davon ausgeht, daß das Märchen dem Gedanken einer Wiedergeburt folgt und uns dabei zeigt, mit welchen Fähigkeiten ein Mensch ausgestattet wird, wenn er hier auf der Erde seinen Lebenslauf im Mutterleib beginnt und dabei seine Ganzheit von Körper, Seele und Geist aufbaut. Seine innere Berufung, die drei Aufgaben der Erdmutter zu lösen, bringt er dabei aber bereits mit. Denn die Vorstellung von der „lieblichen Tochter", d.h. von der Schönheit und dem Sinn des Lebens, drängte ihn dazu, sich auf der Erde zu bewähren und alle Furcht abzuwehren. Sein Vater, das

ungestörte göttliche Prinzip, möchte wohl den Sohn in himmlischer Geborgenheit behalten, jedoch ist der innere Drang zur Verwirklichung seines Selbst im Erdenleben stärker. Dabei stellen sich die „Diener" mit ihren Eigenschaften vor, die jeder Mensch besitzt, um seine Lebensaufgabe als Mensch verwirklichen zu können. Aber lesen wir nun erst einmal die Geschichte, bis alle Diener sich um ihren Prinzen versammelt haben. Indem diese sich vorstellen, verdeutlichen sie ihre Eigenschaften noch näher. (Vergleiche dazu Einführung Bild 3). Der Gedanke, daß sie sich schon vorgeburtlich mit dem werdenden Leben des Prinzen verbinden, liegt nahe, weil die Wachstumskraft (erster Diener) schon als erste den Prinzen begleitet, der zweite Diener betont, daß er hören kann, „was eben auf der Welt sich zuträgt", und der dritte sagt, „wenn ich mich ausstrecke, bin ich größer als der größte Berg auf Erden". Man ist also zunächst noch nicht auf der Erde, sondern im Bereich der Wachstumskräfte. Wenn der Prinz sich danach auf den Weg „zur Stadt" macht, so beginnt er dann erst seinen Weg auf die Erde. Wir werden dabei folgende Diener antreffen:

Die sechs Diener

Wollen

1. Der **Lebenswille, Wachstumskraft**

2. Die fünf Sinne (in Bild 3 der Einführung, erste Daseinsgruppe)

Fühlen

3. Empfindung, führt zu Wahrnehmung (der Lange) (unser seel. Neigungsfeld trifft Auswahl) (zweite und dritte Daseinsgruppe) Folge:

4. Aktivität gerichtet auf
   a) Außenwelt
   b) Innenwelt (Erwägen, Bedenken, Erkennen seelischer Ursachen = „ohne Binde")

Denken

5. (receptives) Bewußtsein der Dinge und Geschehnisse in der Welt (in Raum und Zeit); Verstandesdenken.

6. (intuitives) Bewußtsein. Erfassen des Überpersönlichen; Verstehen innerer Gesetzlichkeiten und des Göttlichen (Erleuchtung), durch das Selbst.

Aber nun zur Märchenerzählung selbst:

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin, und ihre Tochter war das schönste Mädchen unter der Sonne. Die Alte dachte aber auf nichts, als wie sie die Menschen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, so sprach sie, wer ihre Tochter haben wollte, müßte zuvor einen Bund, eine Aufgabe, lösen, oder er müßte sterben. Viele waren von der Schönheit der Jungfrau verblendet und wagten es wohl; aber sie konnten nicht vollbringen, was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, sie mußten niederknien, und das Haupt ward ihnen abgeschlagen. Ein Königssohn, der hatte auch von der großen Schönheit der Jungfrau gehört und sprach zu seinem Vater: „Laßt mich hinziehen, ich will um sie werben." - „Nimmermehr", antwortete der König, „gehst du fort, so gehst du in den Tod." Da legte der Sohn sich nieder und ward sterbenskrank und lag sieben Jahre lang, und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater sah, daß keine Hoffnung mehr war, sprach er voll Herzenstraurigkeit zu ihm: „Zieh hin und versuche dein Glück, ich weiß dir sonst nicht zu helfen." Wie der Sohn das hörte, stand er auf von seinem Lager, war gesund und machte sich fröhlich auf den Weg.

Es trug sich zu, als er über eine Heide zu reiten kam, daß er von weitem auf der Erde etwas liegen sah wie einen großen Heuhaufen, und wie er sich näherte, konnte er unterscheiden, daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahingestreckt hatte; der Bauch aber
1 **sah aus wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie er den Reisenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach: „Wenn Ihr jemand braucht, so nehmt mich in Eure Dienste." Der Königssohn antwortete: „Was soll ich mit einem so ungefügen Mann anfangen?" - „Oh", sprach der Dicke, „das will nichts sagen; wenn ich mich recht auseinander tue, bin ich noch dreitausendmal so dick." - „Wenn das ist", sagte der Königssohn, „so kann ich dich brauchen, komm mit mir." Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Weile fanden sie einen andern, der lag auf der Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. Fragte der Königssohn: „Was machst du**
2 **da?" - „Ich horche", antwortete der Mann. „Wonach horchst du so aufmerksam?" - „Ich horche nach dem, was eben in der Welt sich zuträgt; denn meinen Ohren entgeht nichts, das Gras sogar hör ich wachsen." Fragte der Königssohn: „Sag mir, was hörst du am Hofe der alten Königin, welche die schöne Tochter hat?" Da antwortete er: „Ich höre das Schwert sausen, das einem Freier den Kopf abschlägt." Der Königssohn sprach: „Ich kann dich brauchen, komm mit mir."**

Da zogen sie weiter und sahen einmal ein Paar Füße daliegen und auch etwas von den Beinen, aber das Ende konnten sie nicht sehen.

Als sie eine gute Strecke fortgegangen waren, kamen sie zu dem Leib und endlich auch zu dem Kopf. „Ei", sprach der Königssohn, „was bist du für ein langer Strick!" - „Oh", antwortete der Lange,
3 **„das ist noch gar nichts; wenn ich meine Gliedmaßen erst recht ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang und bin größer als der höchste Berg auf Erden. Ich will Euch gerne dienen, wenn Ihr mich annehmen wollt." - „Komm mit", sprach der Königssohn, „ich kann dich brauchen."**

Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen, der hatte die
4 **Augen zugebunden. Sprach der Königssohn zu ihm: „Hast du blöde Augen, daß du nicht in das Licht sehen kannst?" - „Nein", antwortete der Mann, „ich darf die Binde nicht abnehmen; denn was ich mit meinen Augen ansehe, das springt auseinander, so gewaltig ist mein Blick. Kann Euch das nützen, so will ich Euch gern dienen." - „Komm mit", antwortete der Königssohn, „ich kann dich brau-**
5 **chen." Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag im heißen Sonnenschein und zitterte und fror am ganzen Leibe, so daß ihm kein Glied stillstand. „Wie kannst du frieren?" sprach der Königssohn, „und die Sonne scheint so warm." - „Ach", antwortete der Mann, „meine Natur ist ganz anderer Art; je heißer es ist, desto mehr frier ich, und der Frost dringt mir durch alle Knochen. Und je kälter es ist, desto heißer wird mir; mitten im Eis kann ich´s vor Hitze und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten." - „Du bist ein wunderlicher Kerl", sprach der Königssohn; „aber wenn du mir dienen willst, so komm mit." Nun zogen sie weiter und sahen einen**
6 **Mann stehen, der machte einen langen Hals, schaute sich um und schaute über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn: „Wonach siehst du so eifrig?" Der Mann antwortete: „Ich habe so helle Augen, daß ich über alle Wälder und Felder, Täler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann."**

Der Königssohn sprach: „Willst du, so komm mit mir, denn so einer fehlte mir noch."

Der erste Diener, der dick auf der Erde liegt, ist danach die Keimkraft. Ein Korn auf der Erde wird bald dreitausendmal so groß, wenn es sein Wachstum entfalten kann, eine befruchtete Eizelle bald dreitausendmal so dick. Der Dicke ist also der Lebenswille, der auf Erden alles Leben begründet und als die Kraft wirkt, die Nahrung suchen läßt und alles beiseite schiebt, was das Wachstum hemmt. Der Zweite, der das Feinste Hörende, ahnt schon jede Gefahr. Es ist auch der erste der Sinne, der beim Embryo tätig wird. Wir wissen heute, daß das werdende Kind im Mutterleib schon mit seinem Erleben am Denken und Wollen der Mutter teilnimmt. Ob Gefahr droht oder Freude erlebt wird, ob es geliebt oder gehaßt wird, das werdende Geschöpf spürt es, hört es und reagiert darauf. Es sind allgemein die fünf Sinne gemeint, mit denen der Mensch

ausgerüstet wird, um die Ereignisse in der Welt nicht nur zu ahnen, sondern deutlich zu erfassen. Sie führen zur Empfindung.

Der Dritte ist die Wahrnehmung. Jeder Reiz, den die Sinne aufnehmen, muß ja erst den langen Weg zum Kopf durchlaufen, bis er dort empfunden und danach wahrgenommen wird. Aber die Wahrnehmung selbst kann sich mittels unseres Ohres oder Auges auf weit entfernte Geschehnisse in der Welt erstrecken! - Der Vierte ist die Aktivität, die durch die Wahrnehmung ausgelöst wird. Diese kann sich aber auch erstrecken auf das Erkennen, insbesondere der seelischen Kräfte, die alles Lebendige hervorbringen und erhalten. Im Bereich des Seelischen (ohne Binde) kann er alles durchschauen. Der werdende Mensch legt aber bereits als Embryo die Binde vor die Augen, denn das Sehen auf der Erde durchdringt die Dinge nicht, hängt stets an der Oberfläche. Erst ohne die Binde kann der Mensch die seelischen Kräfte und ihre Wirkung erkennen, kann sie durchschauen, dadurch kann er auch Furcht und Sorge überwinden - aber auch sich selbst!

Der Fünfte - Wenn wir verstehen wollen, was hier gemeint ist mit der Hitze, der einer stand hält, so kann uns der Blick auf eine verwandte Erzählung leichter den Weg weisen. In der Geschichte vom „Trommler" kommt dieser ja nach Überwindung der riesischen, auf das Irdische gerichteten Kräfte auf den „Glasberg", d.h. nach Glastheim, dem gedachten Göttersitz der reinen Erkenntnis, wo auch die Schwanenjungfrauen solange behütet werden, bis ein würdiger Mann kommt, dort der Trommler, der im Stande war, drei Aufgaben zu lösen. Deren letzte war, aus einem lodernden Feuer einen darin nicht vom Feuer ergriffenen Klotz herauszuholen. Indem der Trommler furchtlos der Hitze trotzt und diesen Klotz herausholt, errettet und erlöst er die ihn liebende Jungfrau. - Der bei der Hitze der Leidenschaft kalt bleibende Diener ist nämlich nichts anderes als das menschliche Selbst, jener denkfähige Wesenskern im Menschen, der ganz unstofflich ist. Er wird von der Leidenschaft des Trieblebens sowie von Angst nicht ergriffen, und betrachtet all dies „von hoher Warte". Der Mensch sieht sich zwar als Naturwesen auch in die Triebkräfte der Wachstumsprozesse einbezogen; aber weil er sie zusätzlich zu beobachten vermag, kann sich das denkende und beobachtende Selbst von dem „Feuer um sich", seiner Leidenschaftlichkeit, trennen und es heraushalten. Dies ist eine durchaus vorchristliche Erkenntnis. Eine Geisteshaltung, die schon im Mithraskult mit der Tötung des Stieres ihren bildlichen Ausdruck fand.

Der sechste Diener stellt jenes reine begriffliche Denken dar, das nach der Erlösungstat des fünften Dieners erst voll zur Wirkung kommt. Er hat die Übersicht und erkennt daher die Lebensgesetzlichkeiten und deren Meisterung. Er steht „über den Dingen" und kann „durch die ganze Welt sehen" (intuitives Denken).

Die Eigenschaft dieser Diener, die aus dem Heranwachsenden dann den gereiften Mann machen, der sich im Leben behauptet, werden aus den drei Aufgaben, die vom Prinzen nun zu lösen sind, noch deutlicher. Als er „in die Stadt der Königin" kommt, kann er - wie andernorts der Parzival - nicht sagen, wer er eigentlich ist. Aber er tritt unbefangen in die Welt und strebt nun nach der Lösung der drei Aufgaben. Wenn dabei die Erringung der „schönsten Tochter der Erdmutter" als Fernziel wirkt, so ist dies letztlich der Weg dazu, seinem Leben den tieferen Sinn zu geben, nämlich es durch Bewährung der edelsten menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften so fortzuführen, daß sich das Göttliche auch auf der Erde zu verwirklichen vermag. - Eine altgermanische Perspektive im Gegensatz zur christlichen. Es ist die Entfaltung einer allumfassenden Liebe.

Es heißt nun weiter:

Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die alte Königin lebte. Er sagte nicht, wer er wäre; aber er sprach: „Wollt Ihr mir Eure schöne Tochter geben, so will ich vollbringen, was Ihr mir auferlegt." Die Zauberin freute sich, daß ein so schöner Jüngling wieder in ihre Netze fiel, und sprach: „Dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du ihn jedesmal, so sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden." - „Was soll das erste sein?"
I. fragte er. „Daß du mir einen Ring herbeibringst, den ich ins Rote Meer habe fallen lassen." Da ging der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach: „Der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring soll aus dem Roten Meer geholt werden, nun schafft Rat." Da sprach der
6 mit den hellen Augen: „Ich will sehen, wo er liegt", schaute in das Meer hinab und sagte: „Dort hängt er an einem spitzen Stein." Der
3 Lange trug sie hin und sprach: „Ich wollte ihn wohl herausholen, wenn ich ihn nur sehen könnte." - „Wenn´s weiter nichts ist", rief
1 der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund ans Wasser; da fielen die Wellen hinein wie in einen Abgrund, und er trank das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Der Lange
3 bückte sich ein wenig und holte den Ring mit der Hand heraus. Da war der Königssohn froh, als er den Ring hatte, und brachte ihn der Alten. Sie erstaunte und sprach: „Ja, es ist der rechte Ring, den ersten Bund hast du glücklich gelöst."

Zur Aufgabe I können wir feststellen: Der mit den hellen Augen (6) ist ja derjenige, der den Sinn, den der Ring vermittelt, erkennt. Er durchschaut die Lebensgesetze, durchschaut Ursache und Wirkung und weiß daher auch um die Symbolbedeutung des Ringes und den tiefen Sinn der Ehe, die hier angestrebt wird.

Der Prinz ist selbst das jüngste Glied in der Kette der Geburtenfolge seiner Ahnen und es handelt sich ja bei dem Bemühen, die Tochter der

Erdmutter zu erwerben, um die Fortsetzung der Ahnenreihe, im Strom des Blutes (dem roten Meer) mit seinen Erbgesetzen. Der Lange (3) hat nun dabei nur die Aufgabe wahrzunehmen, wo der Ehepartner eigentlich steckt, mit dem sich der Sinn erfüllen soll. Der starke Lebenstrieb (1) ist es aber, der uns die Kraft gibt, auch den Partner zu ergreifen und den Lebensstrom fortzuführen. Aber daß dabei zuerst der Sinn des Ringes erkannt wurde, war das Entscheidende. „Es ist der rechte Ring" bestätigt die Alte, d.h., die rechte Erkenntnis, um den Lebensprozeß sinnvoll weiterzuführen.

II. Aber nun kommt der zweite. **Siehst du dort auf der Wiese vor meinem Schloß, da weiden dreihundert fette Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren; und unten im Keller liegen dreihundert Fässer Wein, die mußt du dazu austrinken; und bleibt von den Ochsen ein Haar und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen." Sprach der Königssohn: „Darf ich mir keine Gäste dazu laden? Ohne Gesellschaft schmeckt keine Mahlzeit." Die Alte lachte boshaft und antwortete: „Einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast; aber weiter keinen."**

1 **Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Dicken: „Du sollst heute mein Gast sein und dich einmal satt essen." Da tat sich der Dicke voneinander und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb, und fragte, ob weiter nichts als das Frühstück da wäre; den Wein aber trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas nötig hatte, und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging der Königssohn zur Alten und sagte ihr, der zweite Bund wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sprach: „So weit hat´s noch keiner gebracht;...."**

Die zweite Aufgabe betrifft das Leben auf der Erde selbst. Daß der Prinz zu dieser Aufgabe nur den ersten Diener benötigt, zeigt, daß dieser allein bereits die wesentlichste Gesetzlichkeit allen Lebens auf der Erde offenbart. Leben kann zwar nur durch Nahrung bestehen, andererseits nimmt auch der Tod alles Gewordene wieder restlos - mit Haut und Knochen - zu sich. Der Diener (1) zeigt eben nicht nur die Perspektive des Werdens, sondern hier auch die des Vergehens von Leben. Der Prinz mußte sich also in die Rolle der Zeit hineindenken, in der all jenes Gewordene (die dreihundert Ochsen usw.) wieder restlos vergangen ist. Der Lebenstrieb (1) baut Leben auf, aber baut es auch durch den Tod wieder ab. Mit diesem Wissen und Schauen konnte er vor der „Alten" bestehen. Leben ist ein ständiger Prozeß zwischen Werden und Vergehen zum Neuentstehen. Aber diese Erkenntnis nötigt uns erst, den Sinn unseres Daseins im Unvergänglichen zu suchen und zu finden.

III. Nun aber war noch ein Bund übrig, und die Alte dachte, du sollst mir nicht entgehen und wirst deinen Kopf nicht oben behalten. „Heute abend", sprach sie, „bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer, und du sollst sie mit deinem Arm umschlingen; und wenn ihr da beisammensitzt, so hüte dich, daß du nicht einschläfst! Ich komme Schlag zwölf Uhr, und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren." Der Königssohn dachte, der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten, doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, was die Alte gesagt hatte, und sprach: „Wer weiß, was für eine List dahintersteckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt, daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt." Als die Nacht einbrach, kam die Alte mit ihrer Tochter und führte sie in die Arme des Königssohnes, und dann schlug sich der Lange um sie beide in einem Kreis, und der Dicke stellte sich vor die Türe, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide, und die Jungfrau sprach kein Wort; aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er tat nichts, als sie anschauen, war voll Freude und Liebe, und es kam keine Müdigkeit in seine Augen. Das dauerte bis elf Uhr; da warf die Alte einen Zauber über alle, daß sie einschliefen, und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entrückt.

Nun schliefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf; da war der Zauber kraftlos, und sie erwachten alle wieder. „O Jammer und Unglück", rief der Königssohn, „nun bin ich verloren!" Die treuen Diener fingen auch an zu klagen; aber der Horcher sprach: „Seid still, ich
2 will horchen"; da horchte er einen Augenblick, und dann sprach er: „Sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier und bejammert ihr Schicksal. Du allein kannst helfen, Langer; wenn du
3 dich aufrichtest, so bist du mit ein paar Schritten dort." - „Ja", antwortete der Lange, „aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen wegschaffen." Da huckte der Lange
4 den mit den verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vor dem verwünschten Felsen. Alsbald nahm der Lange dem andern die Binde von den Augen, der sich nur umschaute, so zersprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück, holte ebenso schnell auch seinen Kameraden, und ehe es zwölfe schlug, saßen sie alle wieder wie vorher und waren munter und guter Dinge. Als es zwölf schlug, kam die alte Zauberin herbeigeschlichen, machte ein höhnisches Gesicht, als wollte sie sagen, nun ist er mein, und glaubte, ihre Tochter säße dreihundert Stunden weit im Felsen. Als sie aber ihre Tochter in den Armen des Königssohnes erblickte, erschrak sie und sprach: „Da ist einer, der kann mehr als ich." Aber sie durfte nichts einwenden und mußte ihm die Jungfrau zusagen.

Zur Aufgabe III.

Diese Aufgabe begann mit einer Idylle, indem der Mond das Angesicht der Tochter in ihrer wunderbaren Schönheit beleuchtete. Als ein vom Wunder des Lebens Überwältigter betrachtet er dieses Bild. Der Lange (3) hatte sich im Kreis um das Paar herumgelegt, denn die vom Eros Ergriffenen bildeten nun eine vom Gefühl gebildete Einheit. Der Lebensdrang (1) stand ja noch außerhalb der Kammer als Wächter. Dann aber hatte doch schließlich ein Zwang das junge Paar genötigt: es war die Furcht der Braut vor der gesuchten Gemeinsamkeit. Diese ermöglichte, daß die Braut dem liebenden Prinzen nochmal entrissen wurde. Doch war die Gewalt dieser Macht begrenzt. Der Horcher (2) entdeckt die Jammernde. Er bedeutet ja die Tätigkeit unserer Sinne. Sie erfassen alles, was auf der Welt geschieht und bemerkt daher, wo der (Trennungs)schmerz herkommt. Die Wahrnehmung dieses Gefühls (3)

überspringt dann die Entfernung, die für den seelischen Bereich auch nicht wörtlich zu nehmen ist, denn der Schlaf hatte nur von 11 bis viertel vor 12 gedauert und die Tochter schien „dreihundert Stunden" entfernt! Die Wahrnehmung löst aber Aktivität aus und diese vermag die Trennung zu überbrücken. Hier bedurfte es dazu aber nun des erkennenden Blickes (4) in das erwartungsvolle Innere der Braut. Es galt, dadurch den „Felsen der Angst" zu beseitigen, der den Wesenskern der Braut, ihr „Selbst", vor der Eheschließung noch verdeckte. Diener (3) und (4): Gefühlswahrnehmung und erkennendes Schauen als Voraussetzung zur inneren Begegnung führen die Liebenden rechtzeitig wieder zusammen. Diese Einheit muß die strenge Erdmutter anerkennen.

Mit dieser nun durch die menschlichen Fähigkeiten der Diener (2), (3) und (4) errungenen Gemeinsamkeit, ist aber die Gefahr für das Zustandekommen der inneren Bindung doch noch nicht vorüber. Im ersten Teil der Erzählung hatten sich die Diener nur mit ihren Fähigkeiten vorgestellt. Im zweiten Teil halfen sie, drei Aufgaben zu verstehen, die uns das Leben aufgibt. Im dritten und letzten Teile, der jetzt folgt, muß aber das junge Paar noch zeigen, daß es sich im Leben durch seine Kräfte zu behaupten vermag. Es kann dann auch zu innerer Freiheit gelangen. So kommt es nun noch zu zwei Aufgaben (IV und V). Denn es heißt ja weiter:

IV. **Da sprach sie ihr ins Ohr: „Schande für dich, daß du gemeinem Volk gehorchen sollst und dir deinen Gemahl nicht nach deinem Gefallen wählen darfst."**

Da ward das stolze Herz der Jungfrau mit Zorn erfüllt und sann auf Rache. Sie ließ am andern Morgen dreihundert Malter Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Bünde wären gelöst, sie würde nicht eher seine Gemahlin werden, bis einer bereit wäre, sich mitten in das Holz zu setzen und das Feuer auszuhalten. Sie dachte, keiner seiner Diener würde sich für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich hineinsetzen, und dann wäre sie frei. Die Diener aber sprachen: „Wir haben alle etwas getan, nur der Frostige noch nicht, der muß auch daran", setzten ihn mitten auf den Holzstoß und steckten ihn an. Da begann das Feuer zu brennen und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als die Flammen sich legten, stand der Frostige mitten in der Asche, zitterte wie ein Espenlaub und sprach: „Einen solchen Frost hab ich mein Lebtage nicht ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt."

V. **Nun war keine Ausflucht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte den unbekannten Jüngling zum Gemahl nehmen. Als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte: „Ich kann die Schande nicht ertragen", und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, was ihm vorkäme, und ihr die Tochter zurückbrin-**

gen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und die heimlichen Reden der Alten vernommen. „Was fangen wir an?“

1 **sprach er zu dem Dicken, aber der wußte Rat, spie einmal oder zweimal hinter dem Wagen einen Teil von dem Meerwasser aus, das er getrunken hatte, da entstand ein großer See, worin die Kriegs-**

2 **völker steckenblieben und ertranken. Als die Zauberin das vernahm, schickte sie ihre geharnischten Reiter; aber der Horcher hörte das Rasseln ihrer Rüstung und band dem einen die Augen auf, der**

4 **guckte die Feinde ein bißchen scharf an, da sprangen sie auseinander wie Glas. Nun fuhren sie ungestört weiter, und als die beiden in der Kirche eingesegnet waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied und sprachen zu ihrem Herrn: „Eure Wünsche sind erfüllt, Ihr habt uns nicht mehr nötig, wir wollen weiterziehen und unser Glück versuchen.“**

Zunächst zu Aufgabe IV. Da können wir aus dem Gerede der Alten schließen, daß diese Erzählung schon aus einer Zeit stammt, wo man stark zwischen dem Adel und dem „gemeinen Volk“ unterschied. Man erwartete vom Adel aber auch eine adelige innere Haltung. Bei der Erzählung von den sechs Dienern bedeutet der 5. das klare Bewußtsein eines Menschen, verbunden mit einer inneren Freiheit; sie wird erreicht durch eine Triebüberwindung, die zwischen den aktiven Kräften der Erkenntnis (4) und denen des reinen Erkennens (6) steht. Der Mensch erreicht ruhige, klare Wesensschau (6) nur, wenn er sich von den Fesseln der Leidenschaft befreit hat, so daß er sein „Selbst“ ungestört in den Dienst seiner Hinwendung zum Göttlichen zu stellen vermag. Auch in den Zeiten der Gefahr muß er besonders einen „klaren Kopf“ behalten. Weil der Diener (5) des Prinzen, nämlich sein „Selbst“, der von der Vernunft allein bestimmte und geleitete Wesenskern, nicht vom Feuer der Leidenschaften ergriffen und zerstört werden konnte, war nun aber auch die Erwartung der stolzen Tochter in dieser Hinsicht erfüllt. Ihr Partner gehörte eben nicht zum „gemeinen Volk“, wie die Alte gedacht hatte! Wenn es heißt, daß eine Ehe „im Himmel geschlossen wird“, so ist ja nicht gemeint, daß es eine Vernunftehe sein sollte, sondern daß die innere Überzeugung von den erkannten seelischen Kräften des Partners, von seinen sechs Dienern, die Grundlage auch für die besondere Achtung bietet, auf der dann die Kräfte der Liebe aufbauen können. Aber eheliche Gemeinschaften sind dann auch Kampfgemeinschaften der gemeinsamen Lebensbehauptung. Unser Märchen zeigt, daß diese sich noch in zweifacher Hinsicht erweist.

zu V. In der Zeit, als die Märchenerzählung entstand, lebten ja noch achtzig Prozent der Menschen vom Ackerbau, zehn Prozent vom Handwerk und nur der kleine Rest von Verwaltungs- und Schreibarbeiten. Die Alte stellt dabei mit ihren feindseligen Worten und Taten wieder die Gefahren aus der Umwelt und Mitwelt dar, die der Selbsterhaltungswille des jungen Paares nun bewältigen muß.

Was bedeutet es, wenn die Erdmutter ihr „Kriegsvolk" nachschickte? Dies zeigt uns die Tätigkeit der Diener. Der zweite bemerkt ja nur die Gefahr, ahnt sie, hört sie, aber der erste Diener, der Lebenswille, hilft mit seinen Kraftreserven und läßt die Not versinken. Das heißt also, daß das junge Ehepaar mit seiner Tatkraft sich gegen die äußere Not, gegen Dürre, Hagel und Unwetter behaupten mußte und zu behaupten vermochte. Dann aber kamen noch „die Reiter mit ihren Rüstungen", deren Rasseln zu hören war. Hier half nun der mit den scharfen Augen (4), woraus hervorgeht, daß geistige Ursachen gemeint sind, die zu Krieg und Fehde führen. Denn da ihm die Binde vor den Augen abgenommen war, durchschaute er die Motive und die Erkenntnis entwaffnete alle Streiter.

So entstand Frieden, der zum Segen der Ehe die Voraussetzung bildete. Danach konnten die sechs Diener ihren Abschied nehmen. Sie waren nicht mehr nötig, weil ihr Wirken dem jungen Prinzen nun zu einem eigenen bewußten Tun geworden war.

Unsere königliche Tochter hatte wohl diese innere Entwicklung empfunden aber noch nicht begriffen! Ein falscher Stolz nahm ihr den Blick für das Ganze des Lebens, das die Meisterung sowohl grober irdischer Stofflichkeit wie auch tiefe geistige Durchdringung verlangt. Er reicht von der Säuberung eines Kleinstkindes bis zu tiefem Gedankenaustausch. Sie mußte daher, auf Betreiben ihres jungen Gatten, noch einen Reifeprozeß erleben, durch den erst ihrer beider unvergänglicher Wesenskern, ihr „Selbst", sich begegnen konnte.

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Herde. Wie sie dahin kamen, sprach er zu seiner Frau: „Wer ich bin? Ich bin kein Königssohn, sondern ein Schweinehirt, und der mit der Herde dort, das ist mein Vater! Wir zwei müssen auch daran und ihm hüten helfen." Dann stieg er mit ihr in ein Wirtshaus ab und sagte heimlich zu den Wirtsleuten, in der Nacht sollten sie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzutun, und die Wirtin gab ihr einen alten Rock und ein paar alte wollene Strümpfe, dabei tat sie noch, als wär´s ein großes Geschenk, und sprach: „Wenn nicht Euer Mann wäre, hätt´ ich´s Euch gar nicht gegeben." Da glaubte sie, er wäre wirklich ein Schweinehirt, und hütete mit ihm die Herde und dachte, ich habe es verdient mit meinem Übermut und Stolz. Das dauerte acht Tage; da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten, ob sie wüßte, wer ihr Mann wäre. „Ja", antwortete sie, „er ist ein Schweinehirt und ist eben ausgegangen, mit Bändern und Schnüren einen kleinen Handel zu treiben." Sie sprachen aber: „Kommt einmal mit, wir wollen Euch zu ihm hinführen", und brachten sie ins Schloß hinauf; und wie sie

in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel, sie küßte und sprach: „Ich habe soviel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen.“ Nun ward erst die Hochzeit gefeiert, und der´s erzählt hat, wollte, er wäre auch dabei gewesen.

Denken wir uns nun nochmal in diesen Werdegang hinein mit den sechs Dienern, die den Menschen helfen, zu ihrem Lebensziel zu gelangen, so werden wir verstehen und erkennen, daß es Bauelemente unserer eigenen innerseelischen Natur sind. Das Märchen hatte schon in alter Zeit die Aufgabe, sie dem Hörenden durch bildliches Geschehen zum Bewußtsein zu bringen.

Aber es ist nicht allein das hierauf gerichtete Denken und Erkennen, das uns die Möglichkeit gibt, über unsere animalische Natur hinauszuwachsen; der Ichdünkel muß als irrig erlebt werden, damit der Mensch wesentlich wird. Durch Erkennen der Gesetze des Lebens vermag er das Göttliche in selbstlosem Dienst in das Leben hineinzutragen und zu verwirklichen. Erst der Abbau von falschem Stolz, der uns auch die einfachste menschliche Arbeit als notwendig erkennen läßt, führt zu dem ganzheitlichen Denken, das alle großen führenden Persönlichkeiten auszeichnet und wodurch auch deren Handeln zum selbstlosen Dienst am Leben wird. Dadurch tritt dann auch die eheliche Gemeinschaft unter das Gebot solcher Lebensauffassung, zu der in unserer Zeit Nietzsche sagte: „Nicht fort, empor sollt ihr Euch pflanzen". Aber noch etwas umfassender und inniger ausgedrückt, heißt es:

Unser Werden:

Nicht der Wille zum Dasein allein
vermag die vom Ziele Ergriff'nen zu leiten.

Der Gedanken lenkende Kraft
ist nach vorwärts gerichtet! -

Nicht der Gegenwart vorübergleitender Scheinwert
vermag den Menschen zu fesseln:

Im geistdurchströmten Weltraum der Freiheit,
wo das Gestaltende sich der Kräfte des Werdens bedient,
in die Gesetze des Kosmos Wachsendes willig einfügt,
damit das leuchtende Bild geordneter Entfaltung
Liebe durchglüht,
den staunend erreichten Erdraum erfülle,
dort wurzelt der Menschen unausgesprochene Hoffnung.

Nur wenn die Hülse des ICH
endlich gefallen,
wächst unser Wesen
der immer leuchtenden Wirklichkeit zu.

Die Erdmutter hatte dazu den bei ihr erscheinenden Prinzen drei Aufgaben zu Bedenken gegeben, ohne die sie den Sinn ihres Lebens nicht finden können:

1. Der Mensch ist von Natur aus gedrängt, den Strom des Blutes der Generationen weiterzutragen. Dazu muß der Zusammenklang des männlichen und weiblichen Prinzips verstanden und gesucht werden. Das bedeutet den Erwerb des Ringes als Symbol. Wenn dies erkannt ist, kann die vitale Kraft auch dazu dienen, daß unsere Wahrnehmung die Herzenskräfte erkennt, die zur tragenden Kraft werden, um die Idee des Ringes zu verwirklichen, und damit dem Leben einen Sinn zu geben.

2. Leben erweist sich als ein immerwährender Prozeß. Das in das Leben Eintreten und aus ihm Heraustreten, müssen gleichzeitig gesehen werden, um den Sinn unseres Daseins zu erfassen, was nur durch Erkenntnis der seelischen und geistigen Kräfte möglich ist.

3. Die liebende Begegnung von männlichem und weiblichem Prinzip muß mehr sein als Illusion oder bloße Vitalität. Das Abnehmen der Binde vor unseren Augen gibt den Blick frei für den Wesenskern des Menschen. Es müssen sich das „Selbst" des Mannes und das „Selbst" der Frau begegnen. Diese Erkenntnis über das Wesen der Ehe kommt auch in den Märchen von „Allerleirauh", „Der Trommler", „Die Rabe" u.a. zum Ausdruck. Sie entspricht uralter germanischer Auffassung. Es ist das Erfassen des Göttlichen im Kosmos.

Der Eisenhans

(Br. Grimm Nr. 136)

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen", sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: „Streift durch den Wald und laßt nicht ab, bis ihr sie alle drei gefunden habt." Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Das dauerte viele Jahre; da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich, in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: „Es ist nicht geheuer darin, ich fürchte, es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus." Der Jäger antwortete: „Herr, ich will´s auf meine Gefahr wagen; von Furcht weiß ich nichts."

Die vorstehende Einleitung zu unserem Märchen soll nicht nur Neugier danach erwecken, wo wohl die vielen Jäger samt ihren Hunden geblieben sind. Der große Wald, über dem der Adler des Gottes ODIN kreist, ist ein Symbol der Welt mit seinem Leben auf der Erde. Die „Jäger" sind die ihrer Nahrung nachjagenden Menschen und die Hunde stehen für ihr Wahrnehmungsvermögen. Nach dem Gesetz des Werdens und Vergehens im Leben gehen sie durch ihre Zeit, ohne daß sie etwas Besonderes ausgerichtet hätten. Dies war nun aber anders bei dem Jäger, der „von Furcht nichts weiß". Vom eigenen Denkvermögen ermutigt, will er den Dingen auf den Grund gehen. Der König als Herr über Leben und Tod gibt ihm dazu den Weg frei und bald schon trifft unser Jäger auf etwas besonderes:

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her; kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war wie rostiges Eisen und dem die Haare über das

Gesicht bis zu den Knien herabhingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe, die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Hier ist nun berichtet, wie ein übermenschliches Wesen aus dem Schoß der Erde in unser Menschenleben hereingeholt wurde. Es ist, wie sich später noch deutlicher zeigt, die Geburt des Gottes THOR, der sich auf die Erde begibt, um den Menschen eine Erkenntnis zu vermitteln. Für die Germanen spielte der Gott THOR in vorchristlicher Zeit etwa dieselbe Rolle wie später die Jesusgestalt. THOR war der Helfer der Menschen. Als sein Vater galt das den Kosmos erfüllende geistige Prinzip ODIN und als Mutter die Erdgöttin JÖRD. Von ihrem Wesen erfüllt, wurde es ihm zur Aufgabe, das Leben auf der Erde zu schützen. Die Verehrung THORS war nach Einführung des Christentums jedoch verboten und wurde als Verbrechen angesehen. Sie konnte sich aber in der Sprache der Märchen dennoch behaupten. Aber nur der selbständige Denker, der seine eigene Natur zum Ausgangspunkt der Erkenntnis der Lebensgesetze machte, konnte vom THOR noch tiefere Einsichten darüber erfahren. Gott THOR wird hier nun nicht durch eine Jungfrau geboren, sondern tritt unmittelbar aus dem Schoß der Erde hervor. Der Arm des Gottes hatte den Hund, das Wahrnehmungsorgan des Jägers, ergriffen; dieser ging der Sache „auf den Grund" und konnte dadurch das Göttliche bzw. den Gott in das Leben der Menschen hereinholen und dann in der Stille des Schlosses in Sicherheit bringen. - Solche Geburt eines Heilbringers aus dem Schoß der Erde ist ein altes indogermanisches Urbild. So findet sich auch ein Beispiel in der Geburt des Mithras, die man in eine Felsenhöhle verlegte, aus der das Wasser einer Quelle hervorkam. In dieser fand die Auferstehung des Mithras statt, indem er von der Sonne als geistiger Kraft und dem Mond als inniger Seelenkraft erfüllt, den Stier als niedere Naturkraft überwand, um den Menschen dadurch den Heilsweg zu weisen. Dies sollte ja nun auch hier geschehen. Bei der Bedrohung der aus den Naturkräften entwickelten altheidnischen Heilslehre durch das Christentum, konnte sich das Wissen des Eisenhans (THORS) aber nun nur in der Geborgenheit des Schlosses des Königs erhalten, und die wissende Königin hatte den Schlüssel zum Aufenthaltsort in Verwahrung, d.h. sie hütete das Geheimnis der heidnischen Verkündigung! Wir hören nun weiter:

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: „Gib mir meinen Ball heraus." - „Nicht eher", antwortete der Mann, „als bis du mir die Türe aufgemacht hast." - „Nein", sagte der Knabe, „das tue ich nicht, das

hat der König verboten", und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball; der wilde Mann sagte: „Öffne meine Türe", aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte: „Wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht." Da sprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen." Der Knabe, der seinen Ball wieder haben wollte, schlug alles Bedenken in den Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Türe ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach: „Ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge." Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin, wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte den Schlüssel; aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.

Daß der Knabe mit einem goldenen Ball spielte ist wieder ein Symbol, das auch später noch in seiner Bedeutung sichtbar wird. Es drückt aus, daß er von guten und klaren Gedanken erfüllt war und es bleiben will. Daß der Eisenhans wußte, daß der Schlüssel zu seinem Aufenthaltsraum unter dem Kopfkissen der Königin liegt, weist darauf hin, daß sie mit den Gedanken, die er vermittelte, auch nachts noch beschäftigt war. Den jungen Knaben nahm der Eisenhans aber nun mit in seine Götterwelt. Wenn nach späterer Christenlegende der Christophorus den Jesusknaben über einen Fluß trägt, so ist dies in Wirklichkeit ein christliches Abbild des Gottes THOR, von dem berichtet wurde, wie er den göttlichen Aurwandil (den Gatten der Seherin Groa) aus dem Riesenlande befreite, indem er ihn auf seinem Rücken über den Fluß Eliwagar trug. Hier trägt er nun so den jungen Königsknaben fort aus der Enge der ihn umgebenden Welt zu einem Goldbrunnen.

Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von der Schulter herab und sprach zu ihm: „Vater und Mutter siehst du nicht wieder; aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage, so sollst du´s gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand auf der Welt." Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach: „Siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall; du sollst dabeisitzen und achthaben, daß nichts

hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe, ob du mein Gebot befolgt hast." Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah, wie manchmal ein goldener Fisch, manchmal eine goldene Schlange sich darin zeigte, und hatte acht, daß nichts hineinfiel. Als er so saß, schmerzte ihn auf einmal der Finger so heftig, daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber, daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das Gold wieder abzuwischen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach: „Was ist mit dem Brunnen geschehen?" - „Nichts, nichts", antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte: „Du hast den Finger in das Wasser getaucht; diesmal mag´s hingehen, aber hüte dich, daß du nicht wieder etwas hineinfallen läßt." Am frühesten Morgen saß er schon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh, und er fuhr damit über seinen Kopf; da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus; aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon, was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen", sagte er, „ich will dir´s noch einmal nachsehen, aber wenn´s zum drittenmal geschieht, so ist der Brunnen entehrt und du kannst nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tage saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe; aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie die Sonne. Ihr könnt denken, wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach: „Binde das Tuch auf." Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast und ich´s gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben; wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe ´Eisenhans´, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluß."

Gott THOR, unser Eisenhans, hatte nun den Königsknaben fort aus dem Getriebe der Welt zu einem Goldbrunnen getragen. Dieser entspricht hier wohl dem Mimirbrunnen, aus dem täglich ODIN sein tiefes Wissen über das Wesen der Welt schöpft. Es bedeutet, daß der junge Knabe nun eine Schulung seines Denkens erfuhr, wozu das Gewinnen eines reinen Bewußtseins gehört, das nicht von Gedanken der Körperlichkeit oder auch solchen der seelischen Emotionen gestört wird. Schon mehr als fünfhundert Jahre vor der Zeitenwende gab es im indogermanischen Lebensraum überall Kultgemeinschaften, in die sich nachdenkliche Menschen zurückzogen, um durch Askese und Meditation zu Bewußtseinserweiterungen und damit zu Erkenntnissen zu gelangen über Wesen und Sinn unseres Lebens bzw. von Leben auf der Erde

überhaupt. Auch von Buddha wurde berichtet, wie er zunächst in die Waldeinsamkeit zu zwei Lehrern ging, um dann schließlich in der meditativen Betrachtung des Lebensprozesses zu den Erkenntnissen zu gelangen, die die Grundlage seiner Lehre bildeten.

Zu solcher Schulung wurde nun auch unser Königsknabe geführt. Er hat jedoch die Fähigkeit zu ungestörtem Freihalten seines Bewußtseins noch nicht gewinnen können. Erst war es die Körperlichkeit, die Schmerz bereitete und ihn dadurch ablenkte, dann war es das seelische Empfinden: das Bedenken des Schmerzes, durch das ein Haar in den Brunnen des Denkens gelangte. Trotz allem Bemühen gelangte er schließlich nur zur Erkenntnis des eigenen Ichs, seines Antlitzes, statt zur Weite des dem Geistigen ungestört geöffneten Bewußtseins. So muß er zurück in die Welt. Aber es blieb ihm eine Gewißheit: durch sein Bemühen und seine Gesinnung hatte er bei der Gottheit einen Rückhalt gefunden. In der Not will Eisenhans dem Knaben beistehn, seine Macht sei bedeutend und Gold und Silber habe er genug. Aber mit letzterem Hinweis wird wohl auch ausgedrückt, daß es ja darauf garnicht ankomme! - Wie bei den Märchen von Allerleirauh, der Gänsehirtin am Brunnen und anderen muß der junge Königsknabe ganz von unten mit den einfachen Arbeiten des Lebens beginnen. Es scheint dies eine alte germanische Erkenntnis zu sein: nicht der im Luxus Geborene bringt die größte Lebenstüchtigkeit und insbesondere selbständiges Denken hervor, sondern nur der, der die Bedingungen des Lebens von seiner Grundlage her erfährt. Wenn so einer als einfacher Soldat, als Gärtner oder Küchenhelfer beginnt, aber doch die goldenen Haare hat, die er sogar noch verbergen muß, so heißt das, daß er durch seine Denkschulung höhere Erkenntniskräfte gewonnen hat, die ihm nun zugute kommen. Im Märchen heißt es weiter:

Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immerzu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloß und fragte, ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte, er könnte Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen; da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach: „Wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut abziehen." - „Ach, Herr," antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf." Da ließ der König den Koch herbeirufen, schalt ihn und fragte, wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er

sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleid mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es, daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang, um zu sehen, was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: „Junge, bring mir einen Blumenstrauß." Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinaufstieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach: „Wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? Geschwind hole andere und suche die schönsten und seltensten aus." - „Ach nein", antwortete der Junge, „die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen." Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter: „Nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht, daß du es vor mir aufbehältst." Er antwortete wieder: „Ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf." Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab; da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Handvoll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern er brachte es dem Gärtner und sprach: „Ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen." Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu, er solle ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapste sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Handvoll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging´s nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen, und er wollte ihr Gold nicht.

Aus dieser Erzählung können wir schließen, daß die Königstochter doch erkennt, was die goldenen Haare bedeuten: den klugen geistvollen Menschen - und sie versucht daher, diesen zu gewinnen und zu erreichen, daß er sein Wissen nicht mehr versteckt. Daß sie die Naturblumen den im Gewächshaus gezüchteten vorzieht, weist darauf hin, daß sie der unverfälschten Sprache der Natur höhere Bedeutung zuerkennt als dem gekünstelten Schein. So wertet sie auch denjenigen, der aus seinem wahren Wesen heraus lebt, höher, als den durch Etikette und angelernte Denkzwänge dressierten Menschen. Diese Kräfte des unverbildeten Herzens und des Gemütes müssen sich aber im Lebenskampf nun auch als die bedeutenderen bewähren, und so lesen wir weiter:

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht, ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge: „Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd." Die andern lachten und sprachen: „Wenn wir fort sind, so suche dir eins; wir wollen dir eins im Stall zurücklassen." Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hickelte hunkepuus, hunkepuus. Dennoch setzte er sich auf und ritt nach dem dunklen Wald. Als er an den Rand gekommen war, rief er dreimal „Eisenhans" so laut, daß es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach: „Was verlangst du?" - „Ich verlange ein starkes Roß; denn ich will in den Krieg ziehen." - „Das sollst du haben und noch mehr, als du verlangst." Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder, was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen; aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab, bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurückzukehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhans heraus. „Was verlangst du?" fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder." Es geschah alles, was er verlangte, und er ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte im Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat", sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam." Die Tochter wollte wissen, wer der fremde Ritter wäre; aber der König wußte es nicht und sagte: „Er hat den Feind verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen." Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen; der lachte aber und sprach: „Eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heimgekommen, und die anderen haben gespottet und gerufen: ´Da kommt unser Hunkepuus wieder an.´ Sie fragten auch: ´Hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?´ Er sprach aber: ´Ich habe das Beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.´ Da ward er noch mehr ausgelacht."

Bei diesem Kampf muß man fragen, wer oder was kämpft hier gegen wen oder was?! Der König hat unter seinen Helfern den Schüler des Eisenhans als Gärtner. Dieser befolgt eine der wichtigsten Regeln geistiger Entwicklung, nämlich das „mehr sein als scheinen". Aber es sind ja nicht nur die „goldenen Haare", d.h. seine Weisheit und edle Gesinnung, die er nicht hervorkehrt, die aber am Königshof doch anerkannt sind. Auch die Königstochter ist ein Wesen, das innere Wahrhaftigkeit sucht und schätzt, und sie hat in der unverbildeten Naturkraft des Gärtnerjungen solches erkannt, und diese Gesinnung erfüllte wohl alle Helfer des Königs. Wer gegen solchen König kämpft muß ein Gegner solcher Menschenart sein, die aus der eigenen seelischen Kraft, aus innerer Berufung kämpft. Die Gegner von Eisenhans sind dann aber niedere riesische Kräfte, die aus Geld und Machtgier handeln. Unser junger Gärtner, dessen scheinbare Macht und Rolle im Arbeitsleben durch das hinkende Pferd dargestellt ist, besinnt sich nun aber auf die ererbte, durch Klugheit und Tapferkeit sich zeigende Veranlagung, die wirklich in ihm steckt. Mit den herbeigerufenen Kräften vom Eisenhans schlug er die Feinde nieder. Hier will der Märchenerzähler also zeigen, daß die Besinnung auf die wahren Naturkräfte des Volkes ungeahnte Kräfte hervorruft, die stärker sind als die Kräfte von Söldnern, die für fremde materielle Interessen kämpfen. Der germanische Begriff des **HEIL**s hat hier seine Wurzeln: Der in allen drei Bereichen des Körperlichen, des Seelischen und des Geistigen ganz selbstlose, dafür aber vom göttlichen Geist erfüllte Kämpfer um der Idee willen muß auch Sieger werden, weil das Göttliche höher steht als des Riesische, Plumpe und Egoistische. - Nach dem Sieg ist der „Gärtnerjunge", der wahre Ritter, aber immer noch nicht bereit, sich als Retter herauszustellen. Das Motiv seines Handelns war ja die Sache, der Sieg der aus den Kräften der Natur erwachsenen Wahrheit wie sie der Gott THOR vermittelt. Nur darauf kam es dem Mann mit den goldenen Haaren an. Dies zeigt sich nun noch zum Ende des Märchens:

Der König sprach zu seiner Tochter: „Ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen; vielleicht kommt der Unbekannte herbei." Als das Fest verkündigt war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?" fragte er. „Daß ich den goldenen Apfel der Königstochter fange." - „Es ist so gut, als hättest du ihn schon", sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten." Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein; aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn der Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward bös und

sprach: „Das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen." Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davonmachte, so sollte man ihm nachsetzen und, wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs, und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch; aber sein Pferd sprang so gewaltig, daß der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Nach dem Sieg des Wahren, Guten und Schönen, wie er zum Heidenglauben gehörte, will nun unser Ritter aber doch eine Anerkennung, indem er die Verbindung mit der Königstochter anstrebt. Das Fangen der goldenen Äpfel bedeutet wieder das Auffangen von Gedanken des zustimmenden Verstehens. Wenn der Ritter nun dreimal erscheint und immer wieder danach zurücktritt, so will uns die Erzählung all die Kräfte zeigen, die ein edler Ritter besitzen muß. Die rote Rüstung und das fuchsfarbene Pferd bedeuten Liebe und Lebenskraft. Die weiße Rüstung und der Schimmel die Kräfte des Geistes und endlich sind die schwarze Rüstung und der Rappen Symbole der Erdverbundenheit. Die Königstochter hat diese Dreigliederung des Menschen und die Bewährung auf jedem dieser Bereiche natürlich voll verstanden und erkannt und so geht die Geschichte zu Ende:

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten; der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern abend wiedergekommen; er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat." Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer anderen Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?" fragte der König. „Ja", antwortete er, „und da sind die Äpfel", holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat." - „Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge! Sage mir, wer ist dein Vater?" - „Mein Vater ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und soviel ich nur verlange." - „Ich sehe wohl", sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig. Kann ich dir etwas zu Gefallen tun?" - „Ja", antwortete er,

„das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau." Da lachte die Jungfrau und sprach: „Der macht keine Umstände; aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, daß er kein Gärtnerjunge ist", ging dann hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude; denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wieder zu sehen.

Nun wollte der Märchenerzähler aber noch einen Höhepunkt setzen und läßt den Eisenhans, an den unser Königssohn voll Dankbarkeit denkt, noch körperlich als erlösten König erscheinen. Das wäre aber ein Widerspruch zu dessen Bedeutung, nachdem man ihn einst als Gott THOR aus dem Wasser des Waldbodens in das menschliche Leben gerufen hatte. Wir wollen es aber bei dieser Freude belassen, die das junge Königspaar dadurch gewonnen hat, daß es den Erkenntnisweg gegangen ist. Das Heil, das Gott THOR den Menschen zugedacht hat, kam dadurch in die Welt. Dies bedeuten ja auch die goldenen Haare unseres Königssohnes. - Ihrem Gott THOR widmeten sie dazu noch folgende Gedanken:

An THOR, an das Gütige!

Nicht der Hammer berechtigten Zorns,
nicht der Spaten des Fleißes
komme heute zur Wirkung! -
Deiner Güte, THOR,
zu helfen wo immer Not ist,
wenden wir uns zu!

Im Wissen um Maß,
um der Lebensgesetze heilige Ordnung
bringst Du alles zur Blüte.

Der Schmerz vergeht
und die Wunde schließt sich,
wo Dein heiliges Wissen
das Gefährdete aufbaut.

Erfülle im Einklang
mit dem ewigen Gesetz
unserer Gedanken Quellkraft,
daß von Innen sich baue
unser Werden zu wohlgeformter Gestalt!

Plastik von Arno Breker

Fitchers Vogel

(Br. Grimm Nr. 46)

Dieses Märchen wäre ein schrecklicher Bericht, wenn wir nicht von vornherein bedächten, daß es sich bei dem „Hexenmeister" um den „Gevatter Tod" handelt, der seine Opfer in das Jenseits mitnimmt. Dort aber lebt ja nach vorchristlicher Vorstellung nur noch das Gedankliche der Menschen. Wenn dort Menschen auch Schreckliches wie die Verstümmelung ihres Leibes erleben, so wird dies bald dadurch ausgeglichen, daß die dritte der vom Tod ereilten Schwestern in der Lage ist, die zerteilten Körperteile wieder zusammenzufügen. Diese so zum Leben erweckten Schwestern können dann wieder glücklich vom Jenseits in das irdische Leben heimkehren.

Weil die christlichen Eroberer in der Zeit „Karls des Großen" mit ihren Missionaren die Mitmenschen mit ihrer Sünden- und Gnadenlehre, der Strafe im Fegefeuer, der Vergebung durch Opfertod und Reue bedrängten, schien es den innerlich nicht Bekehrten notwendig, diesen christlichen Vorstellungen ihre ganzheitliche Lebens- und Todesauffassung entgegenzustellen. Bei dieser hatte die Angst vor dem Tode keinen Platz, ja sie wurde durch ein eher heiteres Bild über den Tod ersetzt. Die ursprünglichen Dichter dieser Fitcher-Erzählung gingen dabei ganz von ihrem Wiedergeburtsglauben aus. Sie bedachten dabei den Lebensprozeß auch einmal vom Jenseits her, indem sie von dort her sowohl rückwärts schauten und die Auflösung ihrer Körperlichkeit betrachteten, dann aber auch wieder vorwärts blickten auf das sich wieder neu aufbauende Leben. Der „Hexenmeister" bedeutet dann hier dieses Lebensgesetz, nach dem er zwar einerseits (als Gevatter Tod) Leben wegholt und grausam zerstört, andererseits es aber auch in einem Korb voll Gold (das ja reiche neue Erkenntnis bedeutet) in das Leben der Erde wieder zurücktragen muß. Dieses Lebensgesetz hat auch jedem von uns, wie den drei Schwestern, einen Bund Schlüssel und das Ei gegeben. Dabei eröffnet der Schlüssel den Blick in das vergangene körperliche Leben. Das Ei, als Entstehungsort neuen Lebens, weist auf das Unvergängliche hin, dem dieses zustrebt. Da nach allgemein germanischer Auffassung der Wesenskern der Menschen (der atman) ein Teil des Weltengeistigen ist (brahman), vermag der Mensch auch mittels dieses höheren Bewußtseins den Lebensprozeß neu zu ordnen. Wohl absichtlich tritt daher hier im Jenseits auch keine Göttergestalt auf, sondern das reine Denken der dritten Schwester ersetzt diese. Aber lesen wir nun erstmal die Geschichte von Fitchers Vogel in der Grimmschen Fassung:

Es war einmal ein Hexenmeister, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nie wieder zum Vorschein. Eines Tages erschien er vor der

Türe eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, sah aus wie ein armer, schwacher Bettler und trug eine Kötze auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an, und sie mußte in seine Kötze springen. Darauf eilte er mit starken Schritten fort und trug sie in einen finstern Wald zu seinem Haus, das mitten darin stand. In dem Haus war alles prächtig; er gab ihr, was sie nur wünschte, und sprach: „Mein Schatz, es wird dir wohlgefallen bei mir, du hast alles, was dein Herz begehrt." Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „Ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen; da sind die Hausschlüssel, du kannst überall hingehen und alles betrachten, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel da aufschließt, das verbiet ich dir bei Lebensstrafe." Auch gab er ihr ein Ei und sprach: „Das Ei verwahre mir sorgfältig und trag es lieber beständig bei dir, denn ginge es verloren, so würde ein großes Unglück daraus entstehen." Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten. Als er fort war, ging sie in dem Haus herum von unten bis oben und besah alles; die Stuben glänzten von Silber und Gold, und sie meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. Endlich kam sie auch zu der verbotenen Tür; sie wollte vorübergehen, aber die Neugierde ließ ihr keine Ruhe. Sie besah den Schlüssel, er sah aus wie ein anderer, sie steckte ihn ein und drehte ein wenig, da sprang die Türe auf. Aber was erblickte sie, als sie hineintrat? Ein großes, blutiges Becken stand in der Mitte, und darin lagen tote, zerhauene Menschen, daneben stand ein Holzblock, und ein blinkendes Beil lag darauf. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in der Hand hielt, hineinplumpte. Sie holte es wieder heraus und wischte das Blut ab, aber vergeblich, es kam den Augenblick wieder zum Vorschein; sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunterkriegen.

Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück, und das erste, was er forderte, war der Schlüssel und das Ei. Sie reichte es ihm hin, aber sie zitterte dabei, und er sah an den roten Flecken, daß sie in der Blutkammer gewesen. „Bist du gegen meinen Willen in die Kammer gegangen", sprach er, „so sollst du gegen deinen Willen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende." Er warf sie nieder, schleifte sie an den Haaren hin, schlug ihr das Haupt auf dem Blocke ab und zerhackte sie, daß ihr Blut auf dem Boden dahinfloß. Dann warf er sie zu den übrigen ins Becken.

„Jetzt will ich mir die zweite holen", sprach der Hexenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot, er fing sie wie die erste durch bloßes Anrühren und trug sie fort. Es erging ihr nicht besser als ihrer Schwester, sie ließ sich von ihrer Neugierde verleiten, öffnete

die Blutkammer und schaute hinein und mußte es bei seiner Rückkehr mit dem Leben büßen. Er ging nun und holte die dritte, die aber war klug und listig. Als er ihr die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, verwahrte sie das Ei erst sorgfältig, dann besah sie das Haus und ging zuletzt in die verbotene Kammer. Ach, was erblickte sie! Ihre beiden lieben Schwestern lagen da in dem Becken jämmerlich ermordet und zerhackt. Aber sie hub an und suchte die Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arm und Beine. und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an, sich zu regen, und schlossen sich aneinander, und beide Mädchen öffneten die Augen und waren wieder lebendig. Da freuten sie sich, küßten und herzten einander. Der Mann forderte bei seiner Ankunft gleich Schlüssel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, sprach er: „Du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein." Er hatte jetzt keine Macht mehr über sie und mußte tun, was sie verlangte. „Wohlan", antwortete sie, „du sollst vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und es selbst auf deinem Rücken hintragen; derweil will ich die Hochzeit bestellen." Dann lief sie zu ihren Schwestern, die sie in einem Kämmerlein versteckt hatte, und sagte: „Der Augenblick ist da, wo ich euch retten kann. Der Bösewicht soll euch selbst wieder heimtragen; aber sobald ihr zu Hause seid, sendet mir Hilfe." Sie setzte beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war, dann rief sie den Hexenmeister herein und sprach: „Nun trag den Korb fort; aber daß du mir unterwegs nicht stehenbleibst und ruhest, ich schaue durch mein Fensterlein und habe acht."

Der Hexenmeister hob den Korb auf seinen Rücken und ging damit fort; er drückte ihn aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief. Da setzte er sich nieder und wollte ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korbe: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst. Willst du gleich weiter!" Er meinte, die Braut rief ihm das zu, und machte sich wieder auf. Nochmals wollte er sich setzen, aber es rief gleich: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst. Willst du gleich weiter!" Und sooft er stillstand, rief es, und da mußte er fort, bis er endlich stöhnend und außer Atem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus brachte.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfest an und ließ die Freunde des Hexenmeisters dazu einladen. Dann nahm sie einen Totenkopf mit grinsenden Zähnen, setzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da hinausschauen. Als alles bereit war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte.

Da ging sie zum Haus hinaus, und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäste, die fragten:

„Du Fitchers Vogel, wo kommst du her?"
„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her."
„Was macht denn da die junge Braut?"
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus."

Endlich begegnete ihr der Bräutigam, der langsam zurückwanderte. Er fragte wie die andern:

„Du Fitchers Vogel, wo kommst du her?"
„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her."
„Was macht denn da die junge Braut?"
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus."

Der Bräutigam schaute hinauf und sah den geputzten Totenkopf; da meinte er, es wäre seine Braut, und nickte ihr zu und grüßte sie freundlich. Wie er aber samt seinen Gästen ins Haus gegangen war, da langten die Brüder und Verwandte der Braut an, die zu ihrer Rettung gesendet waren. Sie schlossen alle Türen des Hauses zu, daß niemand entfliehen konnte, und steckten es an, also daß der Hexenmeister mitsamt seinem Gesindel verbrennen mußte.

Zu dieser Geschichte gilt es nun aber noch folgendes heute zu bedenken. Wenn in einem Buch eines modernen Münchener Psychotherapeuten berichtet wird, wie dieser - sei es durch Hypnose oder andere Methoden der Rückbesinnung - erwirken kann, daß sich Menschen an ihnen gemäßes früher bereits durchlebtes Dasein im menschlichen Leben unserer Erde erinnern, so hat es sicher in vorchristlicher Zeit weise Frauen oder seherisch begabte Goden gegeben, die dieselbe Fähigkeit besaßen. Die dritte der Schwestern hatte durch Sorgfalt im Denken den Kern ihres Bewußtseins (das Ei) nicht vom Schrecken des körperlich vergehenden Lebens beeinflussen lassen. Als sie mit den ihr übergebenen Schlüsseln die Tore für den Blick in die irdischen Lebensformen geöffnet hatte (vgl. das Märchen vom Marienkind), kam sie auch an die „verbotene Tür", die in anderen Märchen als die dreizehnte galt. Diese eröffnet den Blick in das Menschentum. Das zurückliegende Ereignis der Auflösung des Körpers hat ihren Bewußtseinskern, ihr „Selbst", jedoch nicht verwirrt. Sie blickte vorwärts auf das neu zu bildende Leben! Daher vermochte sie auch, das Leben der vor ihr verstorbenen Schwestern wieder neu zusammenzusetzen. Die Klarheit ihres Bewußtseins, dargestellt im nicht beschmutzten Ei, war die Voraussetzung dazu. Körper, Seele und Geist konnte sie durch die Kraft ihrer Gedanken neu zusammenfügen. Wir befinden uns ja im Weltenbereich Windheim, wo

die Seelen der Verstorbenen zunächst hingelangen. Hier ist es aber nur das Denken, das die seelischen Kräfte bewegt, und daher wird vor einer Wiedergeburt vom Denken her zunächst das Wesen gebaut, das sich wiederverkörpern will oder muß. Dieses Geschehen ist im Märchen von der „Nixe im Teich" sehr genau beschrieben. Die ersten zwei Schwestern treten daher zunächst ihre Wiedergeburt von Windheim aus nach Midgard an, und der „Gevatter" mußte diese Last neuen Lebenswillens wieder in das Leben auf Midgard hineintragen. Dann verwandelt sich durch eigenes schöpferisches Denken die dritte Schwester auch in einen „Vogel", der wiedergeboren wird. Dies geschieht durch eine Hochzeit, nämlich die ihres Elternpaares, und der Tod wird damit überlistet. Das Märchen beschreibt also den ständigen Kreislauf des Lebens.

Dem Gevatter Tod hatte man in der Bodenluke seine wahre, ihm zugehörige Braut vorgestellt, die er deshalb auch liebevoll begrüßt: den geschmückten Totenschädel. Unsere weise Schwester aber hatte sich dabei in die Zeit ihrer neuen Kindheit hineingedacht. Der lustige Fitchers Vogel deutet ja auf zwei in vorchristlicher Zeit im germanischen Lebensraum überall gängige Vorstellungen hin,

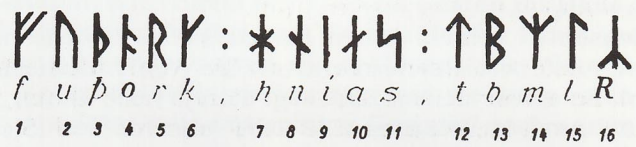
a) daß der Mensch in seinem Leben bis zu sieben Lebensstufen durchläuft. Deren erste bezeichnete man als die des Vogels, meistens als die des „Raben". Zu einem kleinen Kind sagt man ja noch heute, „Na, mein Täubchen"? Auch im Märchen „Die Rabe" und von den „Sieben Raben" werden Kinder wegen ihrer Wissensgier und der Sucht, alles einmal auszuprobieren, in „Raben" verwandelt. Wenn dann der „Hexenmeister" in Gedanken samt seiner Braut und seinen Freunden mit dem Feuer davongejagt wird, so zeigt uns der lustige Vogel, in dem sich unsere wissende Schwester nun wiederverkörpert sah, den Sieg des Lebens über den Tod und die Freude darüber.

b) Aber auch der lustige Kindervers, nach dem der Vogel von Fitze Fitchers Haus herkomme, bedeutet für den Kenner der Runensymbole mehr als ein lustiges Wortspiel, sondern enthält einen Hinweis. Ritter wie Handwerker kannten in jener Zeit sehr wohl noch die Runen. Es bedeuten in der Runenfolge (dem Futhark) Rune F das väterlich-Schöpferische; die Rune U den mütterlichen Urgrund. Dieser Buchstabe ist hier jedoch nur durch die I-Rune ersetzt. Sie versinnbildlicht „das Selbst". Es wird im Ei im Mutterurgrund wiedergeboren und galt bzw. gilt als das Unvergängliche im Menschen. th ist die Rune der Tat. Das Symbol wird als das Horn auf dem Schnabel des ausschlüpfenden Kükens gedeutet, mit dem es das Ei von innen spaltet. Es ist das (aus F und U) hervortretende Geschöpf, das Kind. Rune E bedeutet nach dem altgermanische Futhark die Ziffer 13 mit der Bedeutung der Eibe. Hiermit ist der immergrüne kosmische Weltenbaum am Urdbrunnen gemeint, der für den ewigen Lebenswillen im Kosmos steht. Dieser

triumphierende Gesang unseres Vogels Fitze besagt etwa: Aus Vater und Mutter bin ich wiedergeboren, weil das Leben ewig ist. Und da bei der dritten Schwester das Ei heil blieb, geschah dies mit klarem Bewußtsein. Das Märchen fand demnach seine Bedeutung darin, daß es nachdenklichen Menschen statt der Todesfurcht und dem christlichen Gedanken der Gnade, den Sinn ihres Lebens im Sieg des Lebens über den Tod und in der sinnvollen Fortführung des Lebensprozesses finden ließ.

Zu den vorher erwähnten Runen:

Die gemeingermanische Runenreihe



Die nordische Runenreihe

Zum Märchen vom Fundevogel

(Br. Grimm Nr. 51)

Es ist im Grunde eine alte Antwort auf eine zeitnahe Frage der Biologie, aber wie lebendig berichtet! Diese Geschichte wurde abends in den Spinnstuben sicher vielmals erzählt. Je öfter aber Großmutter - lange vor dem Auftauchen der Römer im nördlichen Siedlungsraum Europas - über dies zunächst so grausam erscheinende Geschehen berichtete, umso klarer wurde jedem, der darüber nachdachte, was für eine Gesetzmäßigkeit in der Natur dadurch zum Bewußtsein gebracht wurde. Während im Morgenland stets Geschichten von menschlichen Wunschträumen erzählt wurden, wie etwa der Verführung Evas durch die Schlange oder von Kain und Abel u.a., so dachte man hier mehr überpersönlich, indem man die Gesetze in der Natur bedachte, in der sich Leben behaupten muß. Die erkannten Gesetzlichkeiten erklärte man in bildlichem Geschehen, das jedermann zu staunendem Erkennen verleitete. In der Erzählung von Fundevogel und Lenchen tritt dabei auch wieder das religiöse Weltbild der Westindogermanen (der Atlanter) hervor, verbunden mit der Beobachtung, wie sich Leben überhaupt in der Natur durch Anpassung behaupten muß.

Bevor wir den Märchentext lesen, ist es auch hier von Vorteil, einiges Bildhafte zu erklären, denn beim Lesen oder Hören der Erzählung wird zunächst ein Schrecken hervorgerufen, aus dem aber am Schluß umso deutlicher das Verständnis einer Tatsache des Lebensprozesses hervortritt, in den wir alle einbezogen sind. Der Baum, auf dem das Kind gefunden wurde, das später daher den Namen Fundevogel erhielt, war in jener Zeit jedem geläufig als Symbol des die Welt durchwachsenden Lebensbaumes. Ein Raubvogel, der Sendbote des Gottesgeistes ODIN, hatte das Kind in die Höhe des Baumes wie ein eigenes Junges getragen. Der Gedanke an den Lebensbaum ist mit der Erkenntnis verbunden, daß alles Lebende und darin der bewußt erlebende Mensch, aus Körperlichem, Seelischem und Geistigem besteht; ja, daß der ganze Kosmos von diesen drei Wirkensformen durchdrungen ist. Daß ferner alle drei zusammenwirken müssen, damit Leben zur Entfaltung gelangt. Daher hat die Weltenesche (Lebensbaum) auch drei „Wurzeln", die man deutlicher mit Wirkensbereichen bezeichnen sollte. Der erste Bereich ist der der Erde, der den physikalischen Gesetzen unterliegt. Eine der Wurzeln sah man daher im Bereich „Niflheim", der Materie liegen. Eine andere erkannte man dann im Bereich Asgard. Zu ihr gehört die Urd-Quelle, wobei „Urd" Geburt bedeutet. Ein Lebewesen tritt von hier aus, also dem Bereich des Seelischen, seinen Weg zur Verkörperung an und ergreift die Stofflichkeit der Erde, um in ihr und mittels ihrer Kräfte zu wirken. Wie wir heute wissen, hat sich diese Stofflichkeit bei den verschiedenen Lebewesen zu je einer bestimmten Struktur ihrer Erbmasse entwickelt. Diese Erbmasse enthält das Erfahrungswissen

von Jahrtausenden. Es hat daher eine Struktur, die das sich im Urdbrunnen verkörpernde Wesen auch sucht und zu ihm passen muß. Wie wir noch sehen werden, berichtet das Märchen darüber, daß dem Gestaltwandel, den die Lebewesen zur Anpassung an die Gefahren der Erde vollziehen, immer die Erkenntnis vorangeht. Durch diese werden dann zunächst die lebenserhaltenden Kräfte seelischer Art entsprechend gewandelt und danach die körperliche Gestalt. Das Seelische ist hier nun im Fundevogel verkörpert. Die dritte Wurzel des Weltenbaumes, die am Mimirbrunnen, dem Quell der Weisheit liegt, bewirkt Weisheit und höchste Erkenntnis, die das Gemüt des Lenchens erfüllen. Um die Probleme des Lebens zu meistern, müssen Fundevogel und Lenchen natürlich fest zusammenhalten, ja zusammengehören!

Der Jäger, der Fundevogel findet, ist nur eine die Zeit ersetzende Hilfsfigur in der Geschichte. Er vereinigt, gewissermaßen als Geburtshelfer, den Fundevogel, der also nicht nur den Lebenswillen eines Neugeborenen besitzt, sondern seelische Kraft und Daseinswillen überhaupt als Prinzip der Selbstbehauptung von Leben auf der Erde darstellt, mit dem Lenchen. Letztere ist das schon aufgeblühte, Sinn erkennende, somit dem höchsten, dritten Seinsbereich bereits aufgeschlossene Prinzip. Von ihnen heißt es nun, Fundevogel und Lenchen hatten sich „so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, es traurig ward". Die beiden bilden von nun an also eine Einheit. Lebenswille und Erkenntnis müssen unverrückbar zusammenhalten, um sich gegenüber der Tierwelt und den Gefahren der Erde behaupten zu können. Das ist die eigentliche belehrende Aussage dieses Märchens. Hierzu ist eine zeitgemäße Bemerkung angebracht. Wenn so viele Naturforscher und Evolutionsforscher behaupten, daß lediglich Zufallsmutation und Selektion die Evolution des Lebens bewirkt haben, weil also zufällige Gestaltänderungen eines Lebewesens - falls diese einen Vorteil beim Kampf ums Dasein erwirken - solche Wesen bevorzugt am Leben erhalten, so ist das sicher nur teilweise richtig. Immer muß auch das Schicksal eines Lebewesens von seinem Erleben und seinem Erkennen her miterklärt werden, wobei das Erkennen eines Vorteils dem betroffenen Lebewesen erst seinen Gebrauch ermöglicht, sodaß in Wirklichkeit von der Erkenntnis her die vorteilhaftere Gestalt auch gewünscht, genutzt und immer mehr aufgebaut wird. Diese Einsicht hatte sogar bereits in den Lehren Buddhas ihren Ausdruck gefunden, wenn es beispielsweise im Dhamma pada heißt: „Vom Geiste gehen die Dinge aus, sind geistgeboren, geistgefügt." So stellt Lenchen auch in der Gefahr, die Fundevogel bedroht, immer wieder fest: Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht! Und Fundevogel versichert stets: Nun und nimmermehr. - Das heißt, solange der Lebenswille (F) unbeirrt bestehen bleibt und sich zum höheren Geistigen als Führungskraft bekennt, solange bleibt auch die Denktätigkeit, die Erkenntniskraft (L), somit auch die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Lebens überhaupt bestehen.

Daß das Märchen diese ganz abstrakte Aussage auch meint, geht nun aus dem zweiten Teil der Geschichte klar hervor. Denn wenn „die alte Köchin" ihre böse Absicht verrät, den Fundevogel zu töten und zu kochen (Leben ist durch heiße Quellen, Kriege, Sonnenhitze, Feuer, usw. bedroht), so überfällt einen Jugendlichen natürlich Angst und Grauen. Er fühlt und erkennt dabei aber zunächst seine eigene gegenwärtige Geborgenheit, dann aber auch die Gefahr, die es in der Welt an sich gibt. Er „wacht auf" und wird aufmerksam. Doch sein Lenchen, seine höhere Vernunft, läßt ihn die Gefahr rechtzeitig ahnen und weiß Auswege. Die Verwandlung, von der nun berichtet wird, zeigt, daß es sich gar nicht um die beiden persönlich handelt, sondern, an Hand von Beispielen, um die Erklärung, warum der Rosenstock Dornen erhalten hat (die Brombeere Stacheln, die Brut der Vögel ein verstecktes Nest, usw.). Mit den Dornen hat sich Leben gegen das Gefressenwerden geschützt. Die drei Knechte: Hunger (der Schafe und Rinder), Gier (Raubtier), gedankenloses Zerstören (von Blüte und Frucht durch Menschen) können infolge der Dornenhülle nichts ausrichten.

Die drei Knechte können aber auch sein: der Sturm, das Wasser und das Feuer, und hiergegen hat sich insbesondere menschliches Leben geschützt. Bei der zweiten Verfolgung verwandeln sich Fundevogel und Lenchen in eine Felsenhöhle oder Burg, bei späterer Fassung des Märchens in eine Kirche, also einem Bau aus Stein, und in die „goldene Krone" darin, als Symbol der Erkenntniskraft. Auch so bleibt das Leben Sieger über die Unbilden der Welt. Schließlich tritt aber die Gefährdung allen Lebens in ihrer ganzen Wucht hervor, indem „die Hexe", d.h. die Gefährdung des Lebens, selbst hinter ihren Knechten langsam hinterher marschiert. Nun bilden das Wasser eines Sees und die Ente darauf, als lebendige Einheit, Schutz und die beobachtende Weisheit. Aber das Übermaß an Bedrohung vernichtet sich durch das Unmaß selbst! Klugheit des Lebens, Einsicht und Erkenntnis lassen das Ungute jedoch an sich selbst zu Grunde gehen. - Das Leben siegt durch Erkenntnis und Tat. Das Böse wird durch diese vernichtet. - Die Hexe ersäuft, als sie das Wasser, die Lebensgrundlage überhaupt, zerstören will. So gesehen wird Fundevogel zu einem der schönsten Märchenerzählungen. Es hat dabei auch ganz zeitgemäße ökologische Gesichtspunkte. Die Wirkung ist nicht Grauen, sondern der Glaube an den Sieg des Lebens durch Besinnung und Tat!

Sollte nun noch jemand fragen, worin denn das religiöse Erlebnis bei dieser Erzählung gelegen hat, bzw. liegt, so doch wohl in dem Erlebnis, daß der Mensch in dem dritten Seinsbereich, dem der höchsten Erkenntnis, seinen Schutz und seine Geborgenheit findet, weil er als Kind der Mutter Erde ein Fundevogel ist, der aber von seinem „Lenchen" (seinem höheren Selbst) selbstlos geliebt wird.

Daß in dieser Harmonie sich Leben auf der Erde behauptet und zu glücklichem Dasein entfaltet, erweist sich als Sieg des Göttlichen in der Welt. Hören oder lesen wir nun, wie unser Märchen davon berichtet:

Fundevogel

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob´s ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum, und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße gesehen; da war er hinzugeflogen, hatte es mit seinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: Du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lenchen zusammen aufziehn. Er brachte es also heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein, so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, ward es traurig.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an, Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal, sondern vielemal hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: „Hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn so viel Wasser zu?" - „Wenn du´s keinem Menschen wieder sagen willst, so will ich dir´s wohl sagen." Da sagte Lenchen: nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, so sprach die Köchin: „Morgen früh, wenn der Förster auf der Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn´s im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel ´ein und will ihn darin kochen."

Des anderen Morgens in der Frühe stieg der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht", so sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr." Da sprach Lenchen: „Ich will es dir nur sagen, die alte Sanne schleppte gestern abend so viel Eimer Wasser ins Haus; da fragte ich sie, warum sie das täte, so sagte sie, wenn ich´s keinem Menschen sagen wollte, so wollte sie es mir wohl sagen: sprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen; da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden, dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen."

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer, wollte den Fundevogel holen und ihn hineinwerfen. Aber, als sie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort. Da wurde ihr grausam angst und sie sprach vor sich: „Was will ich nun sagen, wenn der Förster heimkommt und sieht, daß die Kinder weg sind? Geschwind hinten nach, daß wir sie wieder kriegen."

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einlangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht", so sprach Fundevogel: „Nun und nimmermehr." Da sagte Lenchen: „Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen darauf." Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da als ein Rosenstrauch und ein Röschen obendrauf, die Kinder aber nirgend. Da sprachen sie: „Hier ist nichts zu machen", und gingen heim und sagten der Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen als nur ein Rosenstöckchen und ein Röschen obendrauf. Da schalt die alte Köchin: „Ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzweischneiden und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen, geschwind und tut´s." Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lenchen. „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht." Fundevogel sagte: „Nun und nimmermehr." Sprach Lenchen: „So werde du eine Kirche und ich die Krone darin." Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zueinander: „Was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hause gehen!" Wie sie nach Haus kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten: so sagten sie, nein, sie hätten nichts gefunden als eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren", schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?" Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hintennach. Da sprach Lenchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht." Da sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr." Sprach Lenchen: „Werde zum Teich und ich die Ente darauf." Die Köchin aber kam herzu, und als sie den Teich sah, legte sie sich drüber hin und wollte ihn aussaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein: da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

Die Geschichte vom Froschkönig oder dem eisernen Heinrich

(Br. Grimm Nr. 1)

Es genügt sicher nicht, wenn wir aus der Erzählung lediglich entnehmen, daß ein König - als Vertreter der Rechtsidee - darauf besteht, daß seine Tochter auch ein gegebenes Wort einhält, sondern ihr liegt auch wieder die Lehre von der Dreigliederung des menschlichen Lebens zu Grunde. Der Frosch ist Symbolfigur der erdhaft-bäuerlichen Lebenskräfte. Die mit der goldenen Kugel spielende Königstochter offenbart dabei ihre im reinen Seelischen wirkenden Antriebskräfte, und der väterliche König vertritt das geistige Prinzip des Rechts und der Gesetze. Dabei wird durch diese Symbolfiguren aber auch die Wirklichkeit der seinerzeit bestehenden Lebensordnung verdeutlicht durch das gesunde Zusammenwirken von Nähr-, Wehr-, und Lehr-(d.h.Geistigem)stand.

Der Nährstand ist hier vom Frosch als dem Wasser und der Erde unmittelbar verbundenem Wesen symbolisiert. Alles Leben kommt aus dem Wasser und der Brunnen erinnert an den Urdbrunnen, der unter einer der Wurzeln der Weltenesche steht und aus dem alles Leben aus dem himmlischen Bereich zur Geburt auf die Erde drängt. Der Frosch, der ja später zeigt, daß er in Wirklichkeit ein Mensch ist, verkörpert daher auch die Zeugungskraft, durch die der Bauer überall auf seinen Feldern mittels seiner Arbeitskraft Samenkörner in fruchtbaren Pflanzenwuchs verwandelt, er holt damit „das Gold" aus dem Brunnen, dem Wasser, auf die Erde!

Der Wehrstand ist mehr als nur ein Stand von wehrwilligen Menschen anzusehen, zu ihm gehören die Menschen, insbesondere in der Minnesängerzeit, in denen nicht nur die seelischen Kampfkräfte der Selbstüberwindung und Verantwortung bewußt gepflegt wurden, sondern unsere Königstochter ist ja auch von solchen Kräften erfüllt, wenn sie mit dem „goldenen Ball" spielt. Diese Bälle bedeuten (wie auch im Märchen vom Eisenhans) die von Gemüts- und Herzenskräften erfüllten Gedanken, die sich in Liedern und Spielen, in unserer Begeisterung und Hinwendung zu den großen bildnerischen Kunstwerken, in der Freude am Spiel eines jungen Hundes oder einer jungen Katze, am Gesang eines Vogels usw. offenbaren. Auch in diesem Bereich unserer Gefühle gibt es schmerzliche Erlebnisse, wenn ein geliebtes Schmuckstück verloren wurde, ein junges Fohlen entlaufen ist oder sich ein Kind im Walde verirrt hat. Wer kann aber dann besser helfen als die Menschen des Nährstandes? Sie müssen zuletzt immer einspringen und helfen. Auch wenn ein ganzes Dorf oder größere Lebensgemeinschaften in Gefahr sind, immer sind es die Menschen des Nährstandes, die bereit sein müssen, Gefahren für das Ganze abzuwenden und Verlorenes wieder zu beschaffen.

Die Erzählung vom Froschkönig ist sicher auch vorchristlichen Ursprunges, denn der König hat hier die unbestrittene Aufgabe der Rechtsprechung, die aber nur möglich ist, weil er wie sein göttliches Vorbild Forseti (der Sohn Baldurs) die drei Energieformen kennt und beachtet, aus denen sich Menschenleben aufbaut (siehe Einführung Absatz 2). Damit ist gemeint, daß die Weitsicht des Königs das Zusammenwirken der Kräfte der Erde (im Bereich des Mineralischen, des Pflanzlichen und des Tierischen) übersieht. Dann jener drei Kräfte der Seele, die in seiner Tochter als weiblichem Wesen sich lebensvoll offenbaren (im Empfinden all dessen, was die Sinne erfassen; im Drängen nach Fürsorge sowie dem Bedenken und Besinnen all des Erforderlichen, um die Fürsorge zu verwirklichen). Schließlich sind es insbesondere die Kräfte des Geistes, die ihn selbst durchdringen (durch Wissen, klares Denken und schauendes Erfassen der gestaltenden Kräfte des Lebens).

Der Frosch mag der Tochter wegen seiner äußeren Gestalt zunächst schrecklich vorkommen, weil sie - als Abkömmling eines führenden Menschen des geistigen Standes - sich bisher nur der Pflege der seelischen Gehalte des Lebens hingegeben hatte. Der König, als Hüter des Rechts, weiß aber, daß die Ganzheit unseres Lebens nur sich zu erhalten vermag, wenn das „Wort gehalten" wird, d.h., wenn ein Recht anerkannt wird, in dem der Mensch des Nährstandes voll geachtet und anerkannt ist. Denn auch der Mensch dieses Standes ist ja unbestreitbar ein Wesen, dessen körperliches Wirken ohne das seelische und geistige Mitwirken nicht denkbar ist. Auch der Bauer hat Liebe zum Tier und muß Wissen um die Gesetze pflanzlichen und tierischen Lebens wie des Ackerbodens besitzen. Ein König mit diesem ganzheitlichen Erkennen weiß, daß auch seine Existenz auf dem Wirken der ihm zugehörigen Kräfte des Nährstandes ruht, für die er verantwortlich ist. Diese aber erwarten nur Achtung, die insbesondere durch Einhalten eines gegebenen Wortes ihren Ausdruck findet. Der Frosch, als Glied des Nährstandes, will also dieses Geachtetsein erleben, weil er auch die geistigen Kräfte als das Eigentliche und Lenkende in sich wirksam erlebt. Daß er bis in die Intimsphäre der seelenvollen Tochter vordringt, dort aber dann wegen seiner Gestalt als Zeichen seines scheinbaren anderen Berufenseins zunächst verworfen, „an die Wand geworfen" wird, erkennt der Frosch aber als gerecht an, ja es bringt hier die Erlösung! Denn nun erst kann er sich als das in Wirklichkeit bestehende geistig geordnete Wesen, als „Königssohn" offenbaren. Die Königstochter erweist dabei, daß sie in ihrem Empfinden, ihrem „Instinkt nach", eine Erwartung, ein Innbild des Mannes in sich trägt, der ihrem Wertgefühl (ihrer Ganzheitsschau) entspricht.

Wenn sie den Frosch an die Wand warf, so zeigte sie damit aber auch die Grenzen, in denen das Recht und damit ein gegebenes Wort gelten. Ein Rechtsanspruch kann sich stets nur auf Dinge der materiellen Welt

erstrecken. Die Seele eines Menschen ist aber dem Gewissen und damit dem höheren Gebot der inneren Bindung der Menschen an das Göttliche unterstellt. Dieser innere Mensch darf sich daher auch nur einem sinnvollen göttlichen Gebot erschließen. Dies konnte erst geschehen, nachdem der Frosch sein wahres Wesen als „Königssohn" offenbart hatte.

Nur als solcher, als geistig geordnetes Wesen, das im Grunde die Kräfte des Stofflichen und Seelischen beherrscht, kann er auch Anerkennung finden und vermag um die Königstochter als Besitzerin der reinen, goldhaften seelischen Kräfte mit Erfolg zu werben.

Der „eiserne Heinrich" stellt die Stimme des Volkes dar. Solange sein bäuerlicher Herr nur als wertloser Frosch vor dem König gelten würde, sind seine Kräfte der Körperlichkeit, d.h. seiner Freude am Erfolg körperlicher Arbeit, ferner die Kräfte des Seelischen, d.h. seine Freude darin, ein anerkanntes Glied der Gemeinschaft zu sein; sowie seine Kräfte des Geistes, d.h. das Bewußtsein, geachtet zu sein wegen des Sinnes seines Tuns und Wirkens, durch drei Reifen beengt und behindert. Aber da sein bäuerlicher Herr nun vom König anerkannt war, da er geachtet war als Wesen, in dem auch stets alle drei Kräfte des Lebens lebendig wirksam sind, so zersprangen die beengten Reifen des Geistes (golden), des Herzens (kupferrot) und der körperlichen Kräfte (eisern) und der Mensch erlebte dadurch die innere Freiheit, die seinem Leben erst den ganzheitlichen Sinn gibt. - Eine Auffassung, die die Menschen unseres Volkes insbesondere in der Wiederaufbauzeit nach dem 1. Weltkrieg in ihrer Mehrheit innerlich erfüllt hatte, aber heute noch genauso gilt. -

Vergegenwärtigen wir uns doch diesen Erkenntnisweg durch den Schicksalsweg der Königstochter, über den unser Märchen erzählt:

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön; aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen: wenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Was hast du vor, Königstochter? Du schreist ja, daß sich ein Stein erbarmen möchte." Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken, häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. „Ach, du bist's, alter Wasserpatscher", sagte sie, „ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist." - „Sei still und weine nicht", antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schaffen, aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraufhole?" - „Was du haben willst, lieber Frosch", sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage." Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine und deine goldene Krone, die mag ich nicht: aber wenn du mich liebhaben willst und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen: wenn du mir das versprichst, so will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen." - „Ach ja", sagte sie, „ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du mir nur die Kugel wieder bringst." Sie dachte aber: Was der einfältige Frosch schwätzt, der sitzt im Wasser bei seinesgleichen und quakt und kann keines Menschen Geselle sein.

Der Frosch, als er die Zusage erhalten hatte, tauchte seinen Kopf unter, sank hinab, und über ein Weilchen kam er wieder heraufgerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielwerk wieder erblickte, hob es auf und sprang damit fort. „Warte, warte", rief der Frosch, „nimm mich mit, ich kann nicht so laufen wie du." Aber was half es ihm, daß er ihr sein quak quak so laut nachschrie, als er konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Haus und hatte bald den armen Frosch vergessen, der wieder in seinen Brunnen hinabsteigen mußte.

Am andern Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten sich zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch platsch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an die Tür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf." Sie lief und wollte sehen, wer draußen wäre, als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Tür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch, und es war ihr ganz

angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte, und sprach: „Mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Tür und will dich holen?“ - „Ach nein“, antwortete sie, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch.“ - „Was will der Frosch von dir?“ - „Ach lieber Vater, als ich gestern im Wald bei dem Brunnen saß und spielte, da fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Und weil ich so weinte, hat sie der Frosch wieder heraufgeholt, und weil er es durchaus verlangte, so versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden; ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser herauskönnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
Mach mir auf,
Weißt du nicht, was gestern
Du zu mir gesagt
Bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
Mach mir auf.“

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Türe, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir.“ Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen.“ Das tat sie zwar, aber man sah wohl, daß sie´s nicht gerne tat. Der Frosch ließ sich´s gut schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach er: „Ich habe mich sattgegessen und bin müde; nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafenlegen.“ Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte. Der König aber ward zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten.“ Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bett lag, kam er gekrochen und sprach: „Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du; heb mich herauf, oder ich sag´s deinem Vater.“ Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand. „Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch.“

Als er aber herabfiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden, und niemand hätte ihn aus

dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht."
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als Ihr in dem Brunnen saßt,
Als Ihr eine Fretsche* wast."

(*Fretsche = Frosch)

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

Die Gänsehirtin am Brunnen

(Br. Grimm Nr. 174)

Es war einmal ein steinaltes Mütterchen, das lebte mit seiner Herde Gänse in einer Einöde zwischen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Krücke und wackelte in den Wald. Da war aber das Mütterchen ganz geschäftig, mehr als man ihm bei seinen hohen Jahren zugetraut hätte, sammelte Gras für seine Gänse, brach sich das wilde Obst ab, soweit es mit den Händen reichen konnte, und trug alles auf seinem Rücken heim. Man hätte meinen sollen, die schwere Last müßte sie zu Boden drücken, aber sie brachte sie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begegnete, so grüßte sie ganz freundlich: „Guten Tag, lieber Landsmann, heute ist schönes Wetter. Ja, Ihr wundert Euch, daß ich das Gras schleppe, aber jeder muß seine Last auf den Rücken nehmen." Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahmen lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit seinem Knaben an ihr vorüberging, so sprach er leise zu ihm: „Nimm dich in acht vor der Alten, die hat´s faustdick hinter den Ohren: es ist eine Hexe."

Diese Einleitung gibt uns kund, daß die Wirklichkeit der folgenden Erzählung weit in die vorchristliche Zeit zurückreicht. Damals wirkten in den Gemeinschaften der Sippen, der Dörfer und Städte als Erzieherinnen der Jugend und Helferinnen der Erwachsenen (als Hebammen, kräuterkundige Ärztinnen) die sogenannten Hagedissen als weise Frauen. Wegen ihres nichtchristlichen Glaubens und mit den Naturkräften in Einklang stehenden Wissens wurden sie in christlicher Zeit dann aber als „Hexen" verleumdet und verdächtigt. Ihr der Wirklichkeit aber entsprechendes, segensreiches und seelenkundiges Wissen wird sich aber bald zeigen. Ähnliches berichten ja auch die Märchen von „Jorinde und Joringel" sowie „Rapunzel".

Eines Morgens ging ein hübscher junger Mann durch den Wald. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen, und ein kühles Lüftchen strich durch das Laub, und er war voll Freude und Lust. Noch war ihm kein Mensch begegnet, als er plötzlich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien saß und Gras mit einer Sichel abschnitt. Eine ganze Last hatte sie schon in ihr Tragtuch geschoben, und daneben standen zwei Körbe, die mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt waren. „Aber Mütterchen", sprach er, „wie kannst du das alles fortschaffen?" - „Ich muß sie tragen, lieber Herr", antwortete sie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Bauer heißt´s:

Schau dich nicht um,
Dein Buckel ist krumm."

„Wollt Ihr mir helfen?“ sprach sie, als er bei ihr stehenblieb. „Ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine, es wird Euch ein leichtes sein. Auch ist mein Haus nicht so weit von hier - hinter dem Berge dort steht es auf einer Heide. Wie bald seid Ihr da hinaufgesprungen.“ Der junge Mann empfand Mitleiden mit der Alten; „zwar ist mein Vater kein Bauer“, antwortete er, „sondern ein reicher Graf, aber damit Ihr seht, daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich Euer Bündel aufnehmen.“ - „ Wollt Ihr´s versuchen“, sprach sie, „so soll mir´s lieb sein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müssen, aber was macht Euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen.“ Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht“, sagte sie. „Nein, es geht nicht leicht“, antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, „der Bündel drückt ja so schwer, als wären lauter Wackersteine darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen.“ Er hatte Lust, alles wieder abzulegen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal“, sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen, was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenn´s ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was steht Ihr da“, fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Beine auf. Es nimmt Euch niemand den Bündel wieder ab.“ Solange er auf ebener Erde ging, war´s noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da ging´s über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und liefen ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen“, sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen.“ - „Nichts da“, antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts. Wer weiß, wozu Euch das gut ist.“ - „Alte, du wirst unverschämt“, sagte der Graf und wollte das Tragtuch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich - es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wendete sich, aber er konnte es nicht wieder loswerden. Die Alte lachte dazu und sprang ganz vergnügt auf ihrer Krücke herum. „Erzürnt Euch nicht, lieber Herr“, sprach sie, „Ihr werdet ja so rot im Gesicht wie ein Zinshahn. Tragt Euer Bündel mit Geduld; wenn wir zu Hause angelangt sind, so will ich Euch schon ein gutes Trinkgeld geben.“ Was wollte er machen? Er mußte sich in sein Schicksal fügen und geduldig hinter der Alten herschleichen. Sie schien immer flinker zu werden und ihm seine Last immer schwerer. Auf einmal tat sie einen Satz, sprang auf das Tragtuch und setzte sich oben darauf; wie zaundürre sie war, so hatte sie doch mehr Gewicht als die dickste Bauerndirne. Dem Jüngling zitterten die

Knie, aber wenn er nicht fortging, so schlug ihn die Alte mit einer Gerte und mit Brennesseln auf die Beine. Unter beständigem Ächzen stieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem Haus der Alten an, als er eben niedersinken wollte. Als die Gänse die Alte erblickten, streckten sie die Flügel in die Höhe und die Hälse voraus, liefen ihr entgegen und schrien ihr Wulle, Wulle. Hinter der Herde, mit einer Rute in der Hand, ging eine bejahrte Trulle, stark und groß, aber häßlich wie die Nacht. „Frau Mutter", sprach sie zur Alten, „ist Euch etwas begegnet? Ihr seid so lange ausgeblieben." - „Bewahre, mein Töchterchen", erwiderte sie, „mir ist nichts Böses begegnet, im Gegenteil, der liebe Herr da hat mir meine Last getragen; denk dir, als ich müde war, hat er mich selbst noch auf den Rücken genommen. Der Weg ist uns auch gar nicht lang geworden, wir sind lustig gewesen und haben immer Spaß miteinander gemacht." Endlich rutschte die Alte herab, nahm dem jungen Mann den Bündel vom Rücken und die Körbe vom Arm, sah ihn ganz freundlich an und sprach: „Nun setzt Euch auf die Bank vor der Tür und ruht Euch aus. Ihr habt Euern Lohn redlich verdient, der soll auch nicht ausbleiben."

Dieser Teil der Geschichte mag manchen zu schadenfrohem Lachen, andere zu empörtem Mitgefühl verleiten, und doch ist gerade hier ein bedeutendes Erlebnis der Heranbildung Jugendlicher zum Erwachsensein geschildert. Es ist das Herbeiführen der sogenannten Auferstehung. Es ist nachweislich in den frühen Mysterien der vorchristlichen Zeit des Herakles wie des Mithras den Einzuweihenden auferlegt worden. Auch in der Heranbildung der Knappen zum Ritter wie auch später der Rekruten zum wehrfähigen Soldaten oder zum disziplinierten Offizier wurde durch Gewaltmärsche oder die verlangte Beherrschung der Reittiere ein hohes Maß an Selbstüberwindung verlangt, in dem im Grunde noch das alte Mysterienwissen nachwirkte. In einem edlen Menschen erfährt es auch eine innere Zustimmung, weil es schon erbgesetzlich in ihm angelegt ist. Die Alte ersetzt dabei in Wirklichkeit nur die Erbarmungslosigkeit der Naturkräfte, denen der Mensch ausgeliefert ist und denen gegenüber er sich behaupten muß. Wenn Bergsteiger z.B. völlig erschöpft auf einer Berghöhe anlangten, wo sie eine schützende Hütte erwarteten aber dort dann nur die abgebrannten Reste davon antreffen und nun noch Kälte und Schneefall einsetzen, so ist das dieselbe Situation. Da hilft nur, durch eisernen Willen den Marsch weiter fortzusetzen: Denken und Wollen herrschen dann über das Körperliche. Diese Erkenntnis führte die Hagedisse herbei. Pflicht und Notwendigkeit durchzuhalten mußten stärker sein als die körperliche Qual. Aber unser Grafensohn hielt ja durch, und dieses machte ihn erst würdig für die höheren Aufgaben, die nun auf ihn zukamen. Im Märchen heißt es weiter:

Dann sprach sie zu der Gänsehirtin: „Geh du ins Haus hinein, mein Töchterchen, es schickt sich nicht, daß du mit einem jungen Herrn allein bist, man muß nicht Öl ins Feuer gießen; er könnte sich in dich verlieben." Der Graf wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte. Solch ein Schätzchen, dachte er, und wenn es dreißig Jahre jünger wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren. Indessen hätschelte und streichelte die Alte ihre Gänse wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter ins Haus. Der Jüngling streckte sich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Luft war lau und mild, ringsumher breitete sich eine grüne Wiese aus, die mit Himmelschlüsseln, wildem Thymian und tausend andern Blumen übersät war. Mittendurch rauschte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte; und die weißen Gänse gingen auf und ab spazieren oder puddelten sich im Wasser. „Es ist recht lieblich hier", sagte er, „aber ich bin so müde, daß ich die Augen nicht aufbehalten mag: ich will ein wenig schlafen. Wenn nur kein Windstoß kommt und bläst mir meine Beine vom Leibe weg, denn sie sind mürb wie Zunder."

Als er ein Weilchen geschlafen hatte, kam die Alte und schüttelte ihn wach. „Steh auf", sagte sie, „hier kannst du nicht bleiben. Freilich habe ich dir´s sauer genug gemacht, aber das Leben hat´s doch nicht gekostet. Jetzt will ich dir deinen Lohn geben, Geld und Gut brauchst du nicht, da hast du etwas anderes." Damit steckte sie ihm ein Büchslein in die Hand, das aus einem einzigen Smaragd geschnitten war. „Bewahr´s wohl", setzte sie hinzu, „es wird dir Glück bringen." Der Graf sprang auf, und da er fühlte, daß er ganz frisch und wieder bei Kräften war, so dankte er der Alten für ihr Geschenk und machte sich auf den Weg, ohne nach dem schönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er schon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das lustige Geschrei der Gänse.

Nach der „Reifeschulung" ist unser Grafensohn gewissermaßen ein neuer Mensch geworden. Der Schlaf und das Herumirren in der Wildnis bedeuten noch eine Fortsetzung der Entwicklungszeit, nach der er dann „in die Stadt", d.h. in das bürgerliche Leben mit seinem Recht, seinen Gebräuchen und Mängeln zurückkehrt. Hier kann sich nun seine erlangte innere Reife bewähren, denn er hat ja nun auch einen Maßstab dafür gewonnen, worauf es im Leben der Menschen ankommt:

Der Graf mußte drei Tage in der Wildnis herumirren, ehe er sich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und weil ihn niemand kannte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Thron saßen. Der Graf ließ sich auf ein Knie nieder, zog das smaragdene Gefäß aus der Tasche und legte es der Königin zu Füßen. Sie hieß ihn aufstehen, und er mußte ihr das Büchslein hinaufreichen. Kaum aber hatte sie es geöffnet und

hineingeblickt, so fiel sie wie tot zur Erde. Der Graf ward von den Dienern des Königs festgehalten und sollte in das Gefängnis geführt werden, da schlug die Königin die Augen auf und rief, sie sollten ihn freilassen, und jedermann sollte hinausgehen, sie wollte insgeheim mit ihm reden.

Als die Königin allein war, fing sie bitterlich an zu weinen und sprach: „Was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben, jeden Morgen erwache ich mit Sorgen und Kummer. Ich habe drei Töchter gehabt, davon war die jüngste so schön, daß sie alle Welt für ein Wunder hielt. Sie war so weiß wie Schnee, so rot wie Apfelblüte und ihr Haar so glänzend wie Sonnenstrahlen. Wenn sie weinte, so fielen nicht Tränen aus ihren Augen, sondern lauter Perlen und Edelsteine. Als sie fünfzehn Jahr alt war, da ließ der König alle drei Schwestern vor seinen Thron kommen. Da hättet Ihr sehen sollen, was die Leute für Augen machten, als die jüngste eintrat; es war, als wenn die Sonne aufging. Der König sprach: „Meine Töchter, ich weiß nicht, wann mein letzter Tag kommt, ich will heute bestimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten soll. Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das Beste haben." Jede sagte, sie hätte ihn am liebsten. „Könnt ihr mir´s nicht ausdrücken", erwiderte der König, „wie lieb ihr mich habt? Daran werde ich´s sehen, wie ihr´s meint." Die älteste sprach: „Ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker." Die zweite: „Ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid." Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater: „Und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?" - „Ich weiß es nicht", antwortete sie, „und kann meine Liebe mit nichts vergleichen." Aber der Vater bestand darauf, sie müßte etwas nennen. Da sagte sie endlich: „Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz." Als der König das hörte, geriet er in Zorn und sprach: „Wenn du mich so liebst als Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden." Da teilte er das Reich zwischen den beiden ältesten, der jüngsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. Wir haben alle für sie gefleht und gebeten", sagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie geweint, als sie uns verlassen mußte! Der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den Augen geflossen sind. Den König hat bald hernach seine große Härte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Wald suchen lassen, aber niemand konnte sie finden. Wenn ich denke, daß sie die wilden Tiere gefressen haben, so weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu fassen; manchmal tröste ich mich mit der Hoffnung, sie sei noch am Leben und habe sich in einer Höhle versteckt oder bei mitleidigen Menschen Schutz gefunden. Aber stellt Euch vor, als ich Euer Smaragdbüchslein aufmachte, so lag eine Perle darin, gerade der Art, wie sie meiner

Tochter aus den Augen geflossen sind, und da könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir der Anblick das Herz bewegt hat. Ihr sollt mir sagen, wie Ihr zu der Perle gekommen seid.

Der Graf erzählte ihr, daß er sie von der Alten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre und eine Hexe sein müßte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und gesehen. Der König und die Königin faßten den Entschluß, die Alte aufzusuchen; sie dachten, wo die Perle gewesen wäre, da müßten sie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Unser Grafensohn war nun in die Welt zurückgekehrt und findet sie voller Ungerechtigkeit und Torheiten. Hier war es der König, der als Vertreter der Idee des Rechts versagt hatte. Seine Erkenntnisfähigkeit war mangelhaft, denn er hatte die Dreigliedrigkeit des innerseelischen Aufbaues der Menschen nicht erkannt und konnte daher das Wertvolle vom Einfachen nicht unterscheiden. Dies zeigte sich an den Wertmaßstäben, die seinem Urteil zu Grunde lagen. Die Tochter, die ihn so liebte „wie Zucker" schätzte ja nur Essen und Trinken, also das Materielle; die andere, die ihn so liebte „wie ihr schönstes Kleid" geht zwar von den Regungen ihrer Seele aus, diese bestehen aber hauptsächlich aus der Eitèlkeit. Aber die dritte, die ihn liebte „wie Salz" hatte er garnicht verstanden! Das Salz in unserer Nahrung können wir nicht sehen und doch ist es für unser Wohlergehen unentbehrlich. So ist es aber auch mit dem Sinn in allen unseren Handlungen. Wir können ihn nicht sehen und doch liegt er, bzw. muß er jedem Tun zu Grunde liegen. Dies meinte also die jüngste Tochter um damit zu erklären, daß sie alle Handlungen des Königs ihrem Sinn nach versteht. Solches Verstehen ist aber auch das Wesen echter Liebe. Nur dieses erfaßt die Motive im Wesen des Geliebten, aus denen sein Sinnen und Trachten hervorgeht. Wenn dieses Wirken selbstlos dem Leben dient, so dient auch die Liebende damit dem Göttlichen und sie kann dabei erfahren, daß auch die ihr geschenkte Achtung und Zustimmung in solchem Verstehen wurzelt. Die Jüngste zeigte mit ihrer Antwort, daß ihr Wesen hauptsächlich aus solchem erkennenden Denken bestand. Diese Auffassung vom Wesen der Liebe ist bei Menschen germanischer Geisteshaltung eine völlig andere als jene, die das vom orientalischen Denken mit seiner Sündenlehre geprägte Christentum dann später den Menschen in unserem Lebensraum unterstellt hat. Während Letzteres nur das körperliche Geschehen beurteilte, bzw. dessen Motive (Triebe), ging es im Germanentum stets um das volle Begreifen der inneren Bewegtheiten und das Wesen des Anderen, ... hier um die Wesenskräfte des Königs. So bedeuten auch bei unserer Jüngsten Tränen nicht, daß sie etwas Gegenständliches haben will oder daß ein Gefühl verletzt worden wäre, sondern daß sie von einer Tragik erschüttert wurde: dem Nichtverstandenwerden als Folge der durch geistige Enge isolierten Menschen.

Was der Grafensohn der liebenden Mutter bzw. ihren Eltern überbrachte, war ein entsprechendes Symbol dieser ihrer seelenvollen und gedankenvollen Wesensart, die die Eltern nun veranlaßte, ihr Kind wieder aus der Lehrzeit bei der Hagedisse zurückzuholen. Diese Rückkehr ist noch mit einem romantischen Erkenntnisakt für den jungen Grafen verbunden. Der die Liebeskräfte der Göttin Freya vermittelnde Mond beleuchtet am Brunnen des Lebens die „Gänsehirtin", die dort, um sich zu waschen, ihre sie altmachenden Kleider abgelegt hatte, sodaß unser junger Mann, den der „Zufall" dorthin verschlagen hatte, ihre Schönheit und insbesondere ihre goldenen Haare als Zeichen ihrer reinen geistigen Kräfte erkennen konnte. Wieder ist auch der Brunnen zugleich Symbol des Urdbrunnens, aus dem die Seelen der Ungeborenen zur Geburt auf die Erde gelangen und unsere „Gänsehirtin", die Königstochter, wird selbst als ein heiliger Brunnen des Lebens erkannt. Die Eule als Symbol der Klugheit weist dabei darauf hin, daß nun die Zeit gekommen war, einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Das Märchen berichtet darüber so:

Die Alte saß draußen in der Einöde bei ihrem Spinnrad und spann. Es war schon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein sparsames Licht. Auf einmal ward´s draußen laut, die Gänse kamen heim von der Weide und ließen ihr heiseres Gekreisch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter setzte sich zu ihr nieder, nahm ihr Spinnrad und drehte den Faden so flink wie ein junges Mädchen. So saßen beide zwei Stunden und sprachen kein Wort miteinander. Endlich raschelte etwas am Fenster, und zwei feurige Augen glotzten herein. Es war eine alte Nachteule, die dreimal uhu schrie. Die Alte schaute nur ein wenig in die Höhe, dann sprach sie: „Jetzt ist´s Zeit, Töchterchen, daß du hinausgehst, tu deine Arbeit."

Sie stand auf und ging hinaus. Wo ist sie denn hingegangen? Über die Wiesen immer weiter bis in das Tal. Endlich kam sie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume standen. Der Mond war indessen rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, bückte sich dann zu dem Brunnen und fing an, sich zu waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie gesehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wär´s ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blitzten heraus so glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter Röte wie die Apfelblüte.

Aber das schöne Mädchen war traurig. Es setzte sich nieder und weinte bitterlich. Eine Träne nach der andern drang aus seinen Augen und rollte zwischen den langen Haaren auf den Boden. So saß es da und wäre lange sitzen geblieben, wenn es nicht in den Ästen des nahestehenden Baumes geknistert und gerauscht hätte. Sie sprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer schwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft und verschwand wie ein Licht, das der Wind ausbläst.

Zitternd wie Espenlaub lief sie zu dem Haus zurück. Die Alte stand vor der Türe, und das Mädchen wollte ihr erzählen, was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freundlich und sagte: „Ich weiß schon alles." Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber sie setzte sich nicht wieder zu dem Spinnrad, sondern sie holte einen Besen und fing an zu kehren und zu scheuern. „Es muß alles rein und sauber sein", sagte sie zu dem Mädchen. „Aber Mutter", sprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in so später Stunde die Arbeit an? Was habt Ihr vor?" - „Weißt du denn, welche Stunde es ist?" fragte die Alte. „Noch nicht Mitternacht", antwortete das Mädchen, „aber schon elf Uhr vorbei." - „Denkst du nicht daran", fuhr die Alte fort, „daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen bist? Deine Zeit ist aus, wir können nicht länger beisammenbleiben." Das Mädchen erschrak und sagte: „Ach, liebe Mutter, wollt Ihr mich verstoßen? Wo soll ich hin? Ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles getan, was Ihr verlangt habt, und Ihr seid immer zufrieden mit mir gewesen: schickt mich nicht fort." Die Alte wollte dem Mädchen nicht sagen, was ihm bevorstand. „Meines Bleibens ist nicht länger hier", sprach sie zu ihm; „wenn ich aber ausziehe, muß Haus und Stube sauber sein - darum halt mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen sei ohne Sorgen, du sollst ein Dach finden, unter dem du wohnen kannst, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirst du auch zufrieden sein." - „Aber sagt mir nur, was ist vor?" fragte das Mädchen weiter. „Ich sage dir nochmals, störe mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Gesicht und zieh das seidene Kleid an, das du trugst, als du zu mir kamst, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe."

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Einöde aufsuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgekommen und mußte allein weitergehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er sich auf dem rechten Weg. Er ging immerfort, bis die Dunkelheit einbrach; da stieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war besorgt, er möchte sich verirren. Als der Mond die Gegend erhellte, so erblickte er eine Gestalt, die den

Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, aber er konnte doch sehen, daß es die Gänsehirtin war, die er früher bei dem Haus der Alten gesehen hatte. „Oho!“ rief er, „da kommt sie, und habe ich erst die eine Hexe, so soll mir die andere auch nicht entgehen.“ Wie erstaunte er aber, als sie zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und sich wusch, als die goldenen Haare über sie herabfielen und sie so schön war, wie er noch niemand auf der Welt gesehen hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen dem Laub so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unverwandten Blicken an. Ob er sich zu weit überbog oder was sonst schuld war, plötzlich krachte der Ast, und in demselben Augenblick schlüpfte das Mädchen in die Haut, sprang wie ein Reh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war sie seinen Blicken entzogen.

Kaum war sie verschwunden, so stieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit behenden Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten über die Wiese wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren drauf zugegangen. Der Graf erzählte ihnen, was er für Wunderdinge bei dem Brunnen gesehen hätte, und sie zweifelten nicht, daß das ihre verlorene Tochter gewesen wäre. Voll Freude gingen sie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an; die Gänse saßen ringsherum, hatten den Kopf in die Flügel gesteckt und schliefen, und keine regte sich. Sie schauten zum Fenster hinein; da saß die Alte ganz still und spann, nickte mit dem Kopf und sah sich nicht um. Es war ganz sauber in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber sahen sie nicht. Sie schauten das alles eine Zeitlang an, endlich faßten sie ein Herz und klopften leise ans Fenster. Die Alte schien sie erwartet zu haben, sie stand auf und rief ganz freundlich: „Nur herein, ich kenne euch schon.“ Als sie in die Stube eingetreten waren, sprach die Alte: „Den weiten Weg hättet ihr euch sparen können, wenn ihr euer Kind, das so gut und liebreich ist, nicht vor drei Jahren ungerechterweise verstoßen hättet. Ihr hat´s nichts geschadet, sie hat drei Jahre lang die Gänse hüten müssen; sie hat nichts Böses dabei gelernt, sondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber seid durch die Angst, in der ihr gelebt habt, hinlänglich gestraft.“ Dann ging sie an die Kammer und rief: „Komm heraus, mein Töchterchen.“ Da ging die Türe auf, und die Königstochter trat heraus in ihrem seidenen Gewand und ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war, als ob ein Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie. Es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude

weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie rot im Gesicht wie eine Moosrose; sie wußte selbst nicht warum.

Der König sprach: „Liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?" - „Sie braucht nichts", sagte die Alte, „ich schenke ihr die Tränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner, als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen." Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her.

Hier wollen wir nur noch bemerken, daß mit den „goldenen Haaren" wie auch im Märchen von Allerleirauh immer die hohe geistige Kraft der Tochter gemeint ist, und die Perlen sind die wertvollen Erkenntnisse, die den Menschen auszeichnen, der sie zu gewinnen vermag. Daß aber nun durch einen Zauber sich plötzlich die Arbeitshütte der Hagedisse in einen Palast verwandelt, ist sicher eine Zutat des Erzählers, mit der die Freude über die gewonnene Erkenntnis zum Ausdruck gebracht werden soll. Dieses erdachte Ende weist die Erzählung aber dennoch nicht in ein Traumland, sondern es will zeigen, daß in der einfachen Hütte wie im Palast der Könige reine Herzensfreude aus demselben Urgrund erwächst: der Erkenntnis des Göttlichen im Menschen, die als Erlösung betrachtet wurde. Der Erzähler berichtet:

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden - sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer, die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermählt worden, und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und haben da in aller Glückseligkeit gelebt, solange Gott wollte. Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand übelzunehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wieder erhielten und als Dienerinnen bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hexe war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die Gabe verliehen hat, Perlen zu weinen statt der Tränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.

Mit diesen ganz weltbezogenen Gedanken klang nun das Märchen aus. Fragen wir nach dem religiösen Hintergrund dieser Geschichte, so

vertritt die Hagedisse hier das mütterliche Prinzip der Göttin FREYA. Aus Fürsorge übernahm sie den Schutz und die weitere Heranbildung der königlichen Gänsehirtin, von deren innerer Haltung und deren Tiefe des Verstehens der Lebensgesetze sie selbst voll durchdrungen ist. Aber auch vom jungen Grafen erwartete sie und forderte sie Selbstüberwindung. Nach dessen harter Schulung ging dieser ja nicht voll Widerspruch oder gar Haß davon, sondern voller Vertrauen mit dem Kästchen voll Perlen.

Es werden hier dann Menschen zusammengeführt, deren Erkenntniskräfte und Selbstüberwindung auf das Ziel der Sinngestaltung und der Fortführung des Göttlichen auf der Erde ausgerichtet ist. Deshalb konnte die Hagedisse auch ihre Hütte in ein strahlendes Schloß glückbringender Zukunft verwandeln. -

Wintersonnenwende!

Wieviel Weisheit behütet das Leben
wenn die Sonne dann kaum noch
den nördlichen Winkel der Erde erreicht! –
Es schläft der Frosch im Grunde des Waldsee´s
wo das schwerere Wasser den Boden vor Frost schützt.
Maulwurf wie Igel und der Insekten
fröhlich fliegen- und krabbelnde Heerschar
sanken in Schlaf. –
Alles träumt nun. –
Nur der glitzernde Mond
leuchtet lustig wie je! /
Lächelnd umkreist er den Erdball,
der Bote der FREYA, der Göttin des Lebens!
Sie ersehnt, daß es wieder erwacht
sobald die Zeiten des Lichts
mit lieblich wärmendem Strahl
seine Rückkehr errufen! –
Dann drängt alles mächtig zum Wachstum
um mit Blüte und Frucht
das Göttliche erneut zu verehren! –

„Der goldene Vogel"

(Br. Grimm Nr. 57)

Es ist noch gar nicht so lange her - und wir werden vielleicht auch freiwillig wieder dahin kommen - da nahm das Fernsehen noch nicht fast jeden freien Gedanken in Familie und Freundeskreis für sich in Anspruch. Da saßen abends dann Mutter und Kinder, Nachbarn, Jugendliche, Verlobte und Verliebte zusammen und hörten sich Geschichten aus alter Zeit an, die eigentlich zeitlos sind. Wer der beste Erzähler war, saß im Mittelpunkt des Kreises. Unter den Geschichten gab es Rätselmärchen. Auch diese machten darauf aufmerksam, welches Verhalten zum Guten, welches zum Bösen führte. In diesen Erzählungen tauchen aber immer wieder für uns gewissermaßen aus innerer Veranlagung verständliche Symbole auf. Sie beruhen auf vorchristlichen Vorstellungen von den göttlichen Kräften, symbolisiert in Göttern und Tiergestalten, die die Erde und dann den Kosmos mit Leben erfüllten. Das Märchen, „Der goldene Vogel" ist solch ein Rätselmärchen, bei dem nach dem Anhören gefragt wurde, nun, was meint ihr wohl, was hier „der Fuchs" bedeutet, was der „goldene Vogel"? Weshalb sitzt dieser denn in dem einfachen und nicht im goldenen Käfig und weshalb muß am Schluß der Fuchs getötet werden, um seine Auferstehung in menschlicher Gestalt zu erleben? Fragen über Fragen! - Aber machen wir Heutigen uns die Beantwortung etwas leichter, indem wir von der Symbolsprache der vorchristlichen Märchen - die ja ihre Bilder dem germanischen Götterhimmel entnahm - einige dieser Sinnbilder bereits erklären.

Zwischen Menschen und Göttern bestand im arisch-germanischen Weltbild keine Kluft. Im Wirken eines Menschen sah man eher in seinem Berufensein die Verkörperung eines Gottes oder einer Göttin der Asen oder Asinnen bzw. deren Helfer. Der Mensch spricht mit diesen gütigen Wesenheiten in seinen Gedanken und in seiner Gesinnung und diese lenken ihn und behüten ihn als Schutzgeister. Aber der Mensch durchläuft in seinem Leben bestimmte Bereiche innerseelischer Entwicklung. Er ist das Wesen, das aufbricht, das Göttliche, das Lichte zu suchen. Die dabei zu gewinnende stufenweise Erweiterung seines Bewußtseins gibt seinem Leben erst den tieferen Sinn (s.u.). Die Erzählung vom goldenen Vogel will diese Lebensstufen erklären, die der Mensch durchlaufen muß, um das Göttliche im Kosmos voll zu verstehen. - Im Fjölswinn-Lied der Edda heißt es: „Sage mir Fjölswinn, wie heißt der Hahn, der im hohen Baum (der Weltenesche) sitzt, ganz glänzt er von Gold?": Dieser „Widofnir" ist an anderer Stelle der Adler, der von der Sonne kommt, die im Gipfel des Weltenbaumes hängt. Er bringt das Denken, die Erleuchtung, zum Menschengeschlecht. - Aber es muß nicht immer gleich die ganz große Erleuchtung sein, sondern der Anreiz für die Menschen, den Weg der Erkenntnis zu beginnen und dieser fängt ja schon mit der Lehrzeit an, durch die der junge Mensch in die

bäuerlichen, handwerklichen oder geistigen Berufe eingeführt wird und mit der ersten großen Liebe, der der Mensch nachstrebt. Auch in unserem Märchen erweist der goldene Vogel sich als die Macht, die die herangewachsenen jungen Menschen nötigt, aus der Geborgenheit des elterlichen Heimes nun in das Leben hinauszutreten und den Lebenskampf auf sich zu nehmen. - „Goldene Äpfel" wirft im Eisenhans die Prinzessin dem jungen Gärtner zu! Das sind stets die guten Gedanken, die Erkenntnisse richtiger Lebensführung. - Und der König, der einen solchen Baum voller goldener Äpfel bei sich im Garten hat, ist auch voller guter und aufbauender Gedankenkräfte. In unserem Märchen holt sich der goldene Vogel drei solcher Äpfel; aber er wollte damit erreichen, daß die drei Königskinder nun in die Welt ziehen, um ihn zu finden, d.h. „um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält."

Neben dem höchsten ASEN ODIN leben noch dreizehn von ihm abstammende oder erwählte Asen, die als Vereinzelungen des in der Ganzheit ODIN wirkenden schöpferischen Strebens anzusehen sind. Jeder dieser Asen bewegt sich durch den Kosmos mit einem schnellen Pferd. Wie die ASEN selbst, so sind auch ihre Pferde unkörperliche Helfer: sie sind klug, wissen den Weg zu den Sitzen der Götter und tragen diese oder den, der sich als Freund der Götter bewährt hat, dorthin, wohin ihnen deren Gedanken den Weg weisen. Sie vermitteln dadurch Wissen. - Wir werden sehen, daß erst der goldene Vogel, dann das Pferd, dann die Königstochter usw. Symbole für die Lebensstufen sind, die der reifende Mensch in seinem Leben durchläuft. Aber dies wird zum Schluß des Märchens noch verdeutlicht.

Der König ist immer die reife, wissende Führungskraft mit höherem Bewußtsein. Er soll den gerechtesten und weisesten Richter unter den Göttern, den ASEN FORSETI (Sohn BALDURS und seiner treuen NANA) verkörpern. - Darum wirkt er in den Märchen auch stets als Richter über Leben und Tod. - Das Gewissen der Menschen, aber ebenso ihre Gesinnung, spielt die Rolle des Fuchses. Er ist immer dabei, paßt auf und führt zu den neuen Aufgaben. Er durcheilt als Gedankenmacht in Windeseile die Welt. - Aber hören wir nun erst einmal die Geschichte darüber, wie es unserem Königssohn erging, als er auf der Suche nach dem Goldenen Vogel das Elternhaus verließ.

Der goldene Vogel

Es war vor Zeiten ein König, der hatte einen schönen Lustgarten hinter seinem Schloß, darin stand ein Baum, der goldene Äpfel trug. Als die Äpfel reiften, wurden sie gezählt, aber gleich den nächsten Morgen fehlte einer. Das ward dem König gemeldet, und er befahl, daß alle Nächte unter dem Baume Wache sollte gehalten werden. Der König hatte drei Söhne, davon schickte er den ältesten bei

einbrechender Nacht in den Garten - wie es aber Mitternacht war, konnte er sich des Schlafes nicht erwehren, und am nächsten Morgen fehlte wieder ein Apfel. In der folgenden Nacht mußte der zweite Sohn wachen, aber dem erging es nicht besser - als es zwölf Uhr geschlagen hatte, schlief er ein, und morgens fehlte ein Apfel. Jetzt kam die Reihe zu wachen an den dritten Sohn, der war auch bereit, aber der König traute ihm nicht viel zu und meinte, er würde noch weniger ausrichten als seine Brüder; endlich aber gestattete er es doch. Der Jüngling legte sich also unter den Baum, wachte und ließ den Schlaf nicht Herr werden. Als es zwölf schlug, so rauschte etwas durch die Luft, und er sah im Mondschein einen Vogel daherfliegen, dessen Gefieder ganz von Gold glänzte. Der Vogel ließ sich auf dem Baume nieder und hatte eben einen Apfel abgepickt, als der Jüngling einen Pfeil nach ihm abschoß. Der Vogel entflog, aber der Pfeil hatte sein Gefieder getroffen, und eine seiner goldenen Federn fiel herab. Der Jüngling hob sie auf, brachte sie am andern Morgen dem König und erzählte ihm, was er in der Nacht gesehen hatte. Der König versammelte seinen Rat, und jedermann erklärte, eine Feder wie diese sei mehr wert als das gesamte Königreich. „Ist die Feder so kostbar", erklärte der König, „so hilft mir auch die eine nichts, sondern ich will und muß den ganzen Vogel haben."

Der älteste Sohn machte sich auf den Weg, verließ sich auf seine Klugheit und meinte den goldenen Vogel schon zu finden. Wie er eine Strecke gegangen war, sah er an dem Rande eines Waldes einen Fuchs sitzen, legte seine Flinte an und zielte auf ihn. Der Fuchs rief: „Schieß mich nicht, ich will dir dafür einen guten Rat geben. Du bist auf dem Weg nach dem goldenen Vogel und wirst heute abend in ein Dorf kommen, wo zwei Wirtshäuser einander gegenüberstehen. Eins ist hell erleuchtet, und es geht darin lustig her - da kehr aber nicht ein, sondern geh ins andere, wenn es dich auch schlecht ansieht." - Wie kann mir wohl so ein albernes Tier einen vernünftigen Rat erteilen! dachte der Königssohn und drückte los, aber er fehlte den Fuchs, der den Schwanz streckte und schnell in den Wald lief. Darauf setzte er seinen Weg fort und kam abends in das Dorf, wo die beiden Wirtshäuser standen. In dem einen ward gesungen und gesprungen, das andere hatte ein armseliges betrübtes Ansehen. Ich wäre wohl ein Narr, dachte er, wenn ich in das lumpige Wirtshaus ginge und das schöne liegen ließ. Also ging er in das lustige ein, lebte da in Saus und Braus und vergaß den Vogel, seinen Vater und alle guten Lehren.

Als eine Zeit verstrichen und der älteste Sohn immer und immer nicht nach Haus gekommen war, so machte sich der zweite auf den Weg und wollte den goldenen Vogel suchen. Wie dem ältesten begegnete ihm der Fuchs und gab ihm den guten Rat, den er nicht achtete. Er kam zu den beiden Wirtshäusern, wo sein Bruder am

Fenster des einen stand, aus dem der Jubel erschallte, und ihn anrief. Er konnte nicht widerstehen, ging hinein und lebte nur seinen Lüsten.

Wiederum verstrich eine Zeit, da wollte der jüngste Königssohn ausziehen und sein Heil versuchen, der Vater aber wollte es nicht zulassen. „Es ist vergeblich", sprach er, „der wird den goldenen Vogel noch weniger finden als seine Brüder, und wenn ihm ein Unglück zustößt, so weiß er sich nicht zu helfen; es fehlt ihm am Besten." Doch endlich, wie keine Ruhe mehr da war, ließ er ihn ziehen. Vor dem Walde saß wieder der Fuchs, bat um sein Leben und erteilte den guten Rat. Der Jüngling war gutmütig und sagte: „Sei ruhig Füchslein, ich tue dir nichts zuleid." - „Es soll dich nicht gereuen", antwortete der Fuchs, „und damit du schneller fortkommst, so steig hinten auf meinen Schwanz." Und kaum hatte er sich aufgesetzt, so fing der Fuchs an zu laufen, und da ging´s über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als sie zu dem Dorfe kamen, stieg der Jüngling ab, befolgte den guten Rat und kehrte, ohne sich umzusehen, in das geringe Wirtshaus ein, wo er ruhig übernachtete. Am andern Morgen, wie er auf das Feld kam, saß da schon der Fuchs und sagte: „Ich will dir weiter sagen, was du zu tun hast. Geh du immer geradeaus, endlich wirst du an ein Schloß kommen, vor dem eine ganze Schar Soldaten liegt, aber kümmre dich nicht darum, denn sie werden alle schlafen und schnarchen: geh mittendurch und geradewegs in das Schloß hinein, und geh durch alle Stuben; zuletzt wirst du in eine Kammer kommen, wo ein goldener Vogel in einem hölzernen Käfig hängt. Nebenan steht ein leerer Goldkäfig zum Prunk, aber hüte dich, daß du den Vogel nicht aus seinem schlechten Käfig herausnimmst und in den prächtigen tust, sonst möchte es dir schlimm ergehen." Nach diesen Worten streckte der Fuchs wieder seinen Schwanz aus, und der Königssohn setzte sich auf - da ging´s über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als er bei dem Schloß angelangt war, fand er alles so, wie der Fuchs gesagt hatte. Der Königssohn kam in die Kammer, wo der goldene Vogel in einem hölzernen Käfig saß, und ein goldener stand daneben - die drei goldenen Äpfel aber lagen in der Stube umher. Da dachte er, es wäre lächerlich, wenn er den schönen Vogel in dem gemeinen und häßlichen Käfig lassen wollte, öffnete die Türe, packte ihn und setzte ihn in den goldenen. In dem Augenblick aber tat der Vogel einen durchdringenden Schrei. Die Soldaten erwachten, stürzten herein und führten ihn ins Gefängnis. Den andern Morgen wurde er vor ein Gericht gestellt und, da er alles bekannte, zum Tode verurteilt. Doch sagte der König, er wollte ihm unter einer Bedingung das Leben schenken, wenn er ihm nämlich das goldene Pferd brächte, welches noch schneller liefe als der Wind, und dann sollte er obendrein zur Belohnung den goldenen Vogel erhalten.

Der Königssohn machte sich auf den Weg, seufzte aber und war traurig, denn wo sollte er das goldene Pferd finden? Da sah er auf einmal seinen alten Freund, den Fuchs, an dem Wege sitzen. „Siehst du", sprach der Fuchs, „so ist es gekommen, weil du mir nicht gehorcht hast. Doch sei guten Mutes, ich will mich deiner annehmen und dir sagen, wie du zu dem goldenen Pferd gelangst. Du mußt geraden Weges fortgehen, so wirst du zu einem Schloß kommen, wo das Pferd im Stalle steht. Vor dem Stall werden die Stallknechte liegen, aber sie werden schlafen und schnarchen, und du kannst geruhig das goldene Pferd herausführen. Aber eins mußt du in acht nehmen: Leg ihm den schlechten Sattel von Holz und Leder auf und ja nicht den goldenen, der dabeihängt, sonst wird es dir schlimm ergehen." Dann streckte der Fuchs seinen Schwanz aus, der Königssohn setzte sich auf, und es ging fort über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Alles traf so ein, wie der Fuchs gesagt hatte; er kam in den Stall, wo das goldene Pferd stand - als er ihm aber den schlechten Sattel auflegen wollte, so dachte er: Ein so schönes Tier wird verschändet, wenn ich ihm nicht den guten Sattel auflege, der ihm gebührt. Kaum aber berührte der goldene Sattel das Pferd, so fing es an, laut zu wiehern. Die Stallknechte erwachten, ergriffen den Jüngling und warfen ihn ins Gefängnis. Am andern Morgen wurde er vom Gerichte zum Tode verurteilt, doch versprach ihm der König das Leben zu schenken und dazu das goldene Pferd, wenn er die schöne Königstochter vom goldenen Schlosse herbeischaffen könnte.

Mit schwerem Herzen machte sich der Jüngling auf den Weg, doch zu seinem Glücke fand er bald den treuen Fuchs. „Ich sollte dich nur deinem Unglück überlassen", sagte der Fuchs, „aber ich habe Mitleiden mit dir und will dir noch einmal aus deiner Not helfen. Dein Weg führt dich gerade zu dem goldenen Schlosse: abends wirst du anlangen, und nachts, wenn alles still ist, dann geht die schöne Königstochter ins Badehaus, um da zu baden. Und wenn sie hineingeht, so spring auf sie zu und gib ihr einen Kuß, dann folgt sie dir, und du kannst sie mit dir fortführen - nur dulde nicht, daß sie vorher von ihren Eltern Abschied nimmt, sonst kann es dir schlimm ergehen." Dann streckte der Fuchs seinen Schwanz, der Königssohn setzte sich auf, und so ging es über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen. Als er beim goldenen Schloß ankam, war es so, wie der Fuchs gesagt hatte. Er wartete bis um Mitternacht; als alles in tiefem Schlaf lag und die schöne Jungfrau ins Badehaus ging, da sprang er hervor und gab ihr einen Kuß. Sie sagte, sie wollte gerne mit ihm gehen, bat ihn aber flehentlich und mit Tränen, er möchte ihr erlauben, vorher von ihren Eltern Abschied zu nehmen. Er widerstand anfänglich ihren Bitten; als sie aber immer mehr weinte und ihm zu Fuß fiel, so gab er endlich nach. Kaum aber war die Jungfrau zu dem Bette ihres Vaters getreten, so wachte er und

alle anderen, die im Schlosse waren, auf, und der Jüngling ward festgehalten und ins Gefängnis gesetzt.

Am andern Morgen sprach der König zu ihm: „Dein Leben ist verwirkt, und du kannst bloß Gnade finden, wenn du den Berg abträgst, der vor meinen Fenstern liegt und über welchen ich nicht hinaussehen kann, und das mußt du binnen acht Tagen zustande bringen. Gelingt dir das, so sollst du meine Tochter zur Belohnung haben." Der Königssohn fing an, grub und schaufelte, ohne abzulassen; als er aber nach sieben Tagen sah, wie wenig er ausgerichtet hatte und alle seine Arbeit so gut wie nichts war, so fiel er in große Traurigkeit und gab alle Hoffnung auf. Am Abend des siebenten Tags aber erschien der Fuchs und sagte: „Du verdienst nicht, daß ich mich deiner annehme, aber geh nur hin und lege dich schlafen, ich will die Arbeit für dich tun." Am andern Morgen, als er erwachte und zum Fenster hinaussah, so war der Berg verschwunden. Der Jüngling eilte voll Freude zum König und meldete ihm, daß die Bedingung erfüllt wäre, und der König mochte wollen oder nicht, er mußte Wort halten und ihm seine Tochter geben.

Nun zogen die beiden zusammen fort, und es währte nicht lange, so kam der treue Fuchs zu ihnen. „Das Beste hast du zwar", sagte er, „aber zu der Jungfrau aus dem goldenen Schloß gehört auch das goldene Pferd." - „Wie soll ich das bekommen?" fragte der Jüngling. „Das will ich dir sagen", antwortete der Fuchs, „zuerst bring dem Könige, der dich nach dem goldenen Schlosse geschickt hat, die schöne Jungfrau. Da wird unerhörte Freude sein, sie werden dir das goldene Pferd gerne geben und werden dir´s vorführen. Setz dich alsbald auf und reiche allen zum Abschied die Hand herab, zuletzt der schönen Jungfrau, und wenn du sie gefaßt hast, so zieh sie mit einem Schwung hinauf und jage davon - und niemand ist imstande, dich einzuholen, denn das Pferd läuft schneller als der Wind."

Alles wurde glücklich vollbracht, und der Königssohn führte die schöne Jungfrau auf dem goldenen Pferde fort. Der Fuchs blieb nicht zurück und sprach zu dem Jüngling: „Jetzt will ich dir auch zu dem goldenen Vogel verhelfen. Wenn du nahe bei dem Schlosse bist, wo sich der Vogel befindet, so laß die Jungfrau absitzen, und ich will sie in meine Obhut nehmen. Dann reit mit dem goldenen Pferd in den Schloßhof - bei dem Anblick wird große Freude sein, und sie werden dir den goldenen Vogel herausbringen. Wie du den Käfig in der Hand hast, so jage zu uns zurück und hole dir die Jungfrau wieder ab." Als der Anschlag geglückt war und der Königssohn mit seinen Schätzen heimreiten wollte, so sagte der Fuchs: „Nun sollst du mich für meinen Beistand belohnen." - „Was verlangst du dafür?" fragte der Jüngling. „Wenn wir dort in den

Wald kommen, so schieß mich tot und hau mir Kopf und Pfoten ab." - „Das wäre eine schöne Dankbarkeit", sagte der Königssohn, „das kann ich dir unmöglich gewähren." Sprach der Fuchs: „Wenn du es nicht tun willst, so muß ich dich verlassen; ehe ich aber fortgehe, will ich dir noch einen guten Rat geben. Vor zwei Stücken hüte dich, kauf kein Galgenfleisch und setze dich an keinen Brunnenrand." Damit lief er in den Wald.

Der Jüngling dachte: Das ist ein wunderliches Tier, das seltsame Grillen hat. Wer wird Galgenfleisch kaufen! Und die Lust, mich an einen Brunnenrand zu setzen, ist mir noch niemals gekommen. Er ritt mit der schönen Jungfrau weiter, und sein Weg führte ihn wieder durch das Dorf, in welchem seine beiden Brüder geblieben waren. Da war großer Auflauf und Lärmen, und als er fragte, was da los wäre, hieß es, es sollten zwei Leute aufgehängt werden. Als er näher hinzukam, sah er, daß es seine Brüder waren, die allerhand schlimme Streiche verübt und all ihr Gut vertan hatten. Er fragte, ob sie nicht könnten freigemacht werden. „Wenn ihr für sie bezahlen wollt", antworteten die Leute; „aber was wollt ihr an die schlechten Menschen euer Geld hängen und sie loskaufen." Er besann sich aber nicht, zahlte für sie, und als sie freigegeben waren, so setzten sie die Reise gemeinschaftlich fort.

Sie kamen in den Wald, wo ihnen der Fuchs zuerst begegnet war, und da es darin kühl und lieblich war und die Sonne heiß brannte, so sagten die beiden Brüder: „Laßt uns hier an dem Brunnen ein wenig ausruhen, essen und trinken." Er willigte ein, und während des Gesprächs vergaß er sich, setzte sich an den Brunnenrand und versah sich nichts Arges. Aber die beiden Brüder warfen in rückwärts in den Brunnen, nahmen die Jungfrau, das Pferd und den Vogel und zogen heim zu ihrem Vater. „Da bringen wir nicht bloß den goldenen Vogel", sagten sie, „wir haben auch das goldene Pferd und die Jungfrau von dem goldenen Schlosse erbeutet." Da war große Freude, aber das Pferd fraß nicht, der Vogel pfiff nicht, und die Jungfrau, die saß und weinte.

Der jüngste Bruder war aber nicht umgekommen. Der Brunnen war zum Glück trocken, und er fiel auf weiches Moos, ohne Schaden zu nehmen, konnte aber nicht wieder heraus. Auch in dieser Not verließ ihn der treue Fuchs nicht, kam zu ihm herabgesprungen und schalt ihn, daß er seinen Rat vergessen hätte. „Ich kann´s aber doch nicht lassen", sagte er, „ich will dir wieder an das Tageslicht helfen." Er sagte ihm, er sollte seinen Schwanz anpacken und sich fest daran halten, und zog ihn dann in die Höhe. „Noch bist du nicht aus aller Gefahr", sagte der Fuchs, „deine Brüder waren deines Todes nicht gewiß und haben den Wald mit Wächtern umstellt, die sollen dich töten, wenn du dich sehen ließest." Da saß ein armer

Mann am Weg, mit dem vertauschte der Jüngling die Kleider und gelangte auf diese Weise an des Königs Hof. Niemand erkannte ihn, aber der Vogel fing an zu pfeifen, das Pferd fing an zu fressen, und die schöne Jungfrau hörte Weinens auf. Der König fragte verwundert: „Was hat das zu bedeuten?" Da sprach die Jungfrau: „Ich weiß es nicht, aber ich war so traurig, und nun bin ich so fröhlich. Es ist mir, als wäre mein rechter Bräutigam gekommen." Sie erzählte ihm alles, was geschehen war, obgleich die andern Brüder ihr den Tod angedroht hatten, wenn sie etwas verraten würde. Der König hieß alle Leute vor sich bringen, die in seinem Schloß waren; da kam auch der Jüngling als ein armer Mann in seinen Lumpenkleidern, aber die Jungfrau erkannte ihn gleich und fiel ihm um den Hals. Die gottlosen Brüder wurden ergriffen und hingerichtet, er aber ward mit der schönen Jungfrau vermählt und zum Erben des Königs bestimmt.

Aber wie ist es dem armen Fuchs ergangen? Lange danach ging der Königssohn einmal wieder in den Wald, da begegnete ihm der Fuchs und sagte: „Du hast nun alles, was du dir wünschen kannst; aber mit meinem Unglück will es kein Ende nehmen, und es steht doch in deiner Macht, mich zu erlösen", und abermals bat er flehentlich, er möchte ihn totschießen und ihm Kopf und Pfoten abhauen. Also tat er's, und kaum war es geschehen, so verwandelte sich der Fuchs in einen Menschen und war niemand anders als der Bruder der schönen Königstochter, der endlich von dem Zauber, der auf ihm lag, erlöst war. Und nun fehlte nichts mehr zu ihrem Glück, solange sie lebten.

Wenn wir dies alles nun zunächst bedenken, dann kam unser Königssohn in seine Gefahren, weil er seiner Veranlagung folgte, die ihn drängte, die seelischen und geistigen Kräfte zu erkennen und zu schätzen, die sich mit dem Vogel, dem Pferd und der Jungfrau vom Goldenen Schloß verbanden. Von Geburt her, d.h. auf Grund seiner angeborenen, mitgebrachten Gesinnung ist er hilfsbereit und einsichtsvoll. Aber grade dadurch kam er in die Notlagen, die zu weiteren Aufgaben zwangen. Das Märchen vom goldenen Vogel will uns dabei auch lehren, daß für den Menschen Strebsamkeit **ohne** den Willen zu glänzen (ohne goldenen Käfig), Wissen und Tüchtigkeit, **ohne** Geltungsdrang (Angeberei) und Schmuckbedürfnis (**ohne** goldenen Sattel) und echte Hingabe an eine Idee aus reiner erkennender Schau, **ohne** kindliche, noch an den Eltern hängende Gefühlsschwärmerei bzw. Abhängigkeit bestehen muß! (Der Psychologe nennt dies „reine Sachlichkeit".) Alle diese Erfahrungen mit innerer Entwicklung konnte unser dritter junger Bruder nun machen. Seine Selbstbeherrschung und seine gute Gesinnung, sowie sein Gewissen, das ist „der Fuchs", bleiben ihm jedoch treu: Den Schlaf hatte er überwunden und den ersten wichtigsten Rat des Fuchses, in der Welt

nicht die glanzvollen lauten Herbergen aufzusuchen, sondern die stille, einfache, in der der Mensch seine innere Ruhe und Besinnung finden kann, hatte er ja befolgt und damit seine Grundhaltung dem Leben gegenüber bewiesen! Von der geistigen Welt aus gesehen, schlafen die meisten Menschen gegenüber dem Göttlichen, für das sie eigentlich da sind. Wenn ihr Denken zu sehr auf das Geschehen auf der Erde gerichtet ist, sehen sie nicht das Sonnenhafte, das den Erkenntnisdrang auslösende des Goldenen Vogels, nicht das Raum und Zeit überspringende Wissen der göttlichen „Pferde" und nicht die durchgeistigte Lieblichkeit der Tochter des Götterkönigs. Nach germanischem Glauben strahlen solches ja auch THRUD, die Tochter des Gottes THOR oder die Helferinnen der Göttin FREYA aus, die sich dann auch in den Kräften der menschlichen Seele offenbaren können. - Ohne solche Kräfte der inneren Zuwendung und Güte hätte sich ja Leben auf der Erde zu der höheren Stufe der Säugetiere und Nesthocker überhaupt nicht entwickeln können. -

Die Absicht des Märchens, uns Einblick zu geben in die innerseelische Entwicklung der Menschen wird aber noch viel deutlicher, wenn wir dazu die 7 Lebensstufen (Erlebnisbereiche) zum Vergleich heranziehen, die nach der Lehre der (vorchristlichen) indogermanischen Mithrasverehrung zum Allgemeinwissen der Führungskräfte gehörten. Auch in unseren mittelalterlichen Klöstern waren diese noch bekannt. Sie sollten sicher auch mit der Geschichte vom Goldenen Vogel verdeutlicht werden. Es sind Erweiterungen des Bewußtseins, die der reifende Mensch im Laufe seines Lebens (in Zeitabschnitten von je etwa 2 x 7 = 14 Jahren) erfährt bzw. erfahren kann. - Siehe hierzu Bild 5 der Einführung. Dabei wird der erste Bereich als der des „Raben" (auch Merkur) bezeichnet. Darin lebt das Kind und der Jugendliche bis etwa zum 14. Lebensjahr, die ihre Umwelt erstmalig entdecken und alles Erlebte dabei in Begriffe fassen: es ist die Zeit der Begriffsbildung. Diese erste Lebensstufe im Elternhaus hatten die drei Söhne jeweils hinter sich. - Mit vierzehn Jahren pflegte der Jugendliche dann soweit zu sein, daß er in die Welt hinausziehen kann und will. Er kam dann in die Lehre zu einem Ritter, Handwerker oder Bauern. Unser Königssohn, der nun den goldenen Vogel suchen will, hatte so auch den ersten Bereich des „Raben" hinter sich. Seine Pubertätszeit begann und - gelockt vom Leitbild des goldenen Vogels in seinem Erkenntnisdrang, dem Eros, zieht er in die Welt. Damit beginnt der zweite Bereich der Reifung, der des „Mysten", des Schweigers (in der mittelalterlichen Bezeichnung der Venusring). Denn er muß ja nun ersteinmal überall zuhören, was es zu lernen gilt. Altersbedingt wird ein wertvoller junger Mann in der ersten Liebe dabei auch der Idee der inneren Schönheit und Sinnhaftigkeit folgen und deren Bedeutung nachsinnen. Daher kehrt er auch in der Welt in das stille Gasthaus ein. „Gold" ist dabei stets mit höherem Bewußtsein gleichzusetzen. Der goldene Vogel lockt den Taten- und Entwicklungsdrang des jungen Menschen nicht mit dem Metall „Gold",

sondern mit der inneren Schönheit, der sinnvollen Zielstrebigkeit zu einer höheren Ordnung.

Der dritte Bereich ist dann der des „Kämpfers" (miles) im Marsring. Es gilt, all das Wissen zu festigen und zu mehren, das erforderlich ist, um den Kampf der Selbstbehauptung zu bestehen. Das emsige und kluge „Goldene Pferd" ist hierfür das Symbol. Es trägt ihn zu allen Erkenntnissen in die Welt. Das Pferd verlangt auch den gedanklich gezügelten Reiter und „goldene Pferde" sind es, die allen ASEN-Göttern dazu dienen, die Welt geistig zu durchdringen und zu ordnen. Dies goldene Pferd läuft ja auch schneller als der Wind. Es sind die auf das Ziel gerichteten Gedanken! -

Im vierten Bereich, dem „des Löwen" (Leo; Jupiterring) wächst der Mensch in das Bewußtsein höherer, das Gemeinschaftsleben lenkender Ideen hinein, die die Menschen mit Begeisterung erfüllen. Es ist hier mit der „Jungfrau vom goldenen Schloß" nicht die schwärmerische Gattenliebe gemeint, sondern das Verstehen und Sich-verbinden mit den tragenden Ideen, wie der des Rechts, der Volkserhaltung, der Fürsorge der Verehrung der Götter als sittlicher Ordnungen usw., wie sie den Wesensmerkmalen der Göttin FREYA entsprachen. Sie weisen über das individuelle Ich hinaus und schließen es daher aus, daß man dabei noch an die Geborgenheit des Vaterhauses zurückdenkt. Erst hierdurch wird volle innere Freiheit erreicht.

Im fünften Bereich, dem „des Mondes", wird die notwendige Erweiterung menschlichen Bewußtseins noch mehr verdeutlicht: den „Berg abgraben" heißt ja, die Begrenzung des Blickes durch den eigenen engen Horizont zu überwinden. Das kann der Einzelne nicht für sich allein. Hier helfen weitere gute Geister und Führungskräfte (Lehrer). Der „Horizont" geht dann über die ganze Menschheit. Die Lebensgesetze, die biologischen Prinzipien, nach denen sich Leben auf der Erde sinnvoll entfaltet, und bei deren Nichtbeachten der Mensch sich andererseits immer wieder in Irrtümer und Leid verstrickt, werden nun offenbar und zum Gegenstand des Denkens. Ein solcher Wissender kehrt dann als „Heliodromos", als Sonnenläufer, dem Bereich sechs, zur Menschheit zurück.

Daß zu der Jungfrau vom goldenen Schloß, mit der er heimkehrt, noch Wissen (Pferd) und seelische Harmonie (Vogel) gehören, versteht sich von selbst.

Hier wird nun auch verständlich, was es bedeutet, wenn der Fuchs bittet, ihn zu erlösen, indem er getötet wird. Dies heißt, daß der Königssohn sein ererbtes seelisches Empfinden, das als Gewissen sein Verhalten lenkte, durch die erworbene höhere Weisheit, durch ein noch höheres Bewußtsein, ersetzen kann. Daß der Mensch bei diesem Entwicklungsweg zuletzt noch in den Brunnen gelangt, hat dabei die

Bedeutung, daß er - durch die Begegnung mit dem Tode - die Schau in den Bereich des nachtodlichen Jenseits gewinnt, wie dies ja auch bei der Frau Holle den beiden Maiden geschieht, ebenso auch dem Gottsucher „Hans im Glück". Der Brunnen galt nicht nur wie der Urdbrunnen als Eingang in das Leben, sondern auch als Symbol für dessen Ausgang.

Der Mensch erreicht dadurch die höchste (7.) Lebensstufe des „Vaters" (Neptun). Dabei zeigt sich in dieser Verwandlung, daß er selbst der gleichwertige „Bruder" seiner göttlichen Gattin als Trägerin der Idee des vollkommenen Lebens geworden ist: eine Form der Auferstehung! Goethe hatte solche Verwandlung mit den Worten erfaßt: Was Du, ererbt von Deinen Vätern, hast, erwirb es, um es zu besitzen! Zwei Menschen harmonieren als Wissende in gemeinsamer Hinwendung zum Göttlichen.

Es kann sich dann doch ereignen, daß ein solcher „Sonnenläufer" noch das Opfer der geistigen Enge und der niedrigen Gesinnung gewisser Mitmenschen wird. Unsere Zeit brachte Beispiele dafür. Aber dies vermag sein Wesen nicht mehr zu zerstören. Das Lichtvolle in ihm behauptet sich und - wie es das Märchen zeigt - konnte es dann zum Segen der Menschheit wirksam werden.

Lebensstufen

Nimmer ruht der Mensch;
auch noch im Schlaf sammeln sich
verborgen die Kräfte,
die den Wanderer voranziehn. -
Von Stufe zu Stufe eilt er.
Erfahrenes wird zu Bewußtem
und dieses erbaut ihn als Baum
mit Stamm und Geäst!
Aus seinem Blattwerk blickt er zur Sonne,
aus seiner Wurzel saugt er täglich sein Brot.
Doch immer mächtiger wächst seiner Krone
Umfang und bewegte Gestalt!
Ewigkeit heißt sein Atem,
Licht seine Sehnsucht,
Frieden und Weitsicht
verbreitet das ausgereifte Blattwerk
(dem goldenen Vogel der besinnlichen Gottheit
ein Rastplatz!)
Welch ein Weg ist das Leben des Menschen
vom heiteren Kleinkind
zum Weisen, dem der Körper Gefäß ist
eines Wissens von anderer Welt! -

Die Lebensstufen

Bezeichnung

	in der Märchendarstellung	im christl. Mittelalter	im Mithraskult	Erlebnismerkmal (Alter etwa)
1.	Rabe	Merkur	Rabe	Kindheit/Jugend/Erfassen der Umwelt; Begriffsbildung (1-7/7-14)
2.	goldener Vogel	Venus	Myste	Schweiger; Seelenkräfte werden bewußt/ Gefühlswelt wird bewußt/ Reifung zur Gattenliebe/ Sinnfrage taucht auf (14-21/21-28)
3.	goldenes Pferd	Mars	miles	Selbstbehauptung/eigene Lebensaufgabe wird entwickelt/Ehe als Kampfgemeinschaft verstanden/Lebenssicherung in Kampfgemeinschaften (Volk)
4.	Jungfrau vom goldenen Schloß	Jupiter	Leo (Löwe)	Erfassen der überpersönlichen Ideen/ Einordnen in Ganzheiten/Volksidee/ Glaubensgemeinschaften/Lebensgesetzlichkeiten werden erkannt und verkündet Begeisterung/Anschluß an Führerpersönlichkeiten
5.	Berg abgraben/ auf „Glasberg" gelangen/ der König als Idealgestalt	Saturn	Mond	Verwirklichung tragender Ideen durch Vorbilder/Herausstellen des Typischen/Setzen von Lebensordnung/ Verehrung des Göttlichen/Geistige Freiheit (im christlichen Mittelalter wird Saturn zum Symbol der Verzweiflung. Der christliche Gottesbegriff führt dazu: Wie kann Gott soviel Leid zulassen? (Hexenwahn Inquisition! vgl.das Buch von H.Künkel:Die Sonnenbahn)
6.	Ringender Mensch wer dem Tod begegnet, hat Lebensgesetze durchschaut, kehrt als Bettler heim	Uranos (Sonnenheld)	Heliodromos	höchste Erkenntniskraft/Erfassen religiöser Ideen als Träger des Lebens und über das vergängliche Leben Hinausweisendes/Das „Selbst" als Anteil des Allgeistes erkannt. (kein dualistisches Weltbild!)
7.	Selbstloses Wirken	Neptun	Vater	Weltganzes wird übersehen/Alliebe erfüllt den Schauenden/(Bodhisattva kehrt zur Menschheit als Helfer zurück, Buddha flieht aus menschlichem Erdenschicksal)

z.B. in den Märchen
Der goldene Vogel;
Die Rabe;
Der Trommler

(Bild 5 der Einführung)

„Hans im Glück"!

(Br. Grimm Nr. 83)

Die Geschichte vom Hans werden wir nur richtig würdigen, wenn wir in ihr nicht nur den einfältigen Träumer erblicken, der uns durch seine Naivität zum Lachen reizt. Gewiß wird dieses Lachen auch manchen jungen Menschen dazu ermuntern, aufzupassen, den Wert seines Eigentums richtig einzuschätzen und möglichst günstig, wenn möglich noch gegen einen höheren Wert, einzutauschen. - Aber dieses Gewinnstreben ist nicht das Lebensziel von „Hans"; er will ja heim zu seiner Mutter! Aber wer ist diese Mutter und zu welchem Herrn sagt er das? Das ist hier die Frage und es ist zugleich sein Schicksalsweg. - Um diesen nun zu verstehen, müssen wir bedenken, daß sich unter unseren Vorfahren in vorchristlicher Zeit schon große Philosophen befunden haben. Nicht nur in Griechenland lebten Platon, Sokrates, Pythagoras und andere, sicher gab es auch in unserem Lebensraum unter den Goden geistige Vorfahren Meister Eckehardts oder des Pelagius.

Da das gesamte um 800 n.d.Ztr von dem Frankenkaiser Karl gesammelte Schrifttum über das Geistesleben unserer Vorfahren im germanischen Lebensraum dann von dessen so christlichem Sohn vernichtet wurde, blieben uns hier nur geringe Reste davon übrig. In seinem Buch: „Rätsel der Edda und der arische Urglaube" konnte der Verfasser O.S. Reuter jedoch nachweisen, daß zur Zeit, als die Lieder und Erzählungen der Edda aufgeschrieben wurden, noch Vorstellungen lebendig waren, u.a. über das Seelische als den Lebenswillen im Kosmos, über das Weltenende, über das Ringen zwischen den schöpferischen Kräften der Götter gegen die Kräfte der Zerstörung und die Rolle der Menschheit dabei, wie sie sich auch in den Veden und der Avesta, den heiligen Schriften der arischen Einwanderer in Indien bzw. der alten Perser erhalten haben. Aus den uns erhaltenen Schriften der Veden, insbesondere den Upanischaden, wissen wir aber, daß es seit etwa 1000 Jahren v.d.Ztr. Glaubensgenossenschaften gegeben hat, in denen man sich über den innerseelischen Aufbau der Menschen ein klares Bild gemacht hatte. Man wollte Klarheit über das Sterbliche und das Unsterbliche der Menschen gewinnen. Prof. Hauer berichtet z.B. in seinem Buch: „Der Yoga", daß „Einzuweihende nach altem Brauch, den wir aus vielen Beispielen der naturvölkischen Religion kennen, durch Fasten, Einsamkeit, Meditation und allerhand Prüfungen in einen Trancezustand versetzt wurden, der symbolisch als Tötung betrachtet wurde. In diesem Zustand erleben viele das Reich des Todes und erhalten dort Erleuchtungen. So auch ein gewisser „Na-ciketas". Er gerät mit dem Herrscher des Totenreiches, in dem er drei Tage und Nächte weilt, in ein Zwiegespräch und drängt diesen durch immer tiefere Fragen zu immer tieferen Antworten. So gewinnt er Weisheit über letzte Dinge, vor allem über Wesen und Schicksal des Menschen nach dem Tode."

Der so „Geweihte" gibt sich von nun an der geoffenbarten Weisheit hin. Um diesen Weg der Einweihung näher zu verdeutlichen (vgl. auch das zu dem Märchen „Die sechs Diener" Ausgeführte) wird noch eine Textstelle der Upanischaden zitiert. In dieser heißt es: „Höher als die Sinne stehen die Dinge (d.h. die Wirklichkeit der materiellen Welt ist primär, die Sinne erfassen diese nur.) Höher als dieses Erfassen steht das Denkorgan; höher als das Denkorgan das Geistorgan; höher als das Geistorgan das große Selbst (atman)." Unter dem großen Selbst verstanden die Brahmanen aber den Anteil der Menschen am Weltgeistigen, dem Brahman.

Meister Eckehardt meinte genau dasselbe, wenn er sagte: „Als ich aus Gott ausfloß, da sprachen alle Dinge: Gott ist. Dies aber kann mich nicht selig machen, denn hierbei erkenne ich mich als Kreatur. In dem Durchbrechen aber .... da bin ich über allen Kreaturen, bin weder Gott noch Kreatur, sondern bin, was ich war und was ich bleiben werde jetzt und immerdar ..... denn mir wird in diesem Durchbrechen zuteil, daß ich und Gott eins sind. .... ." Das „Durchbrechen" erlebt unser „Hans im Glück" aber, wenn seine „Schleifsteine", seine Körperlichkeit in den Brunnen versinken. Der Grundgedanke der arischen Religiosität lag ja in einer Hinwendung zum Göttlichen als einer die sittliche Ordnung bedingenden transzendenten Welt, in die der germanische Mensch nach dem Tode einging, deren Wesen sich der Mensch aber durch Besinnung auf das hohe Selbst zum Erlebnis brachte. Sicher gab es auch im germanisch-europäischen Lebensraum solche Yoga praktizierende Glaubensgenossenschaften. Auch das Märchen vom „Hans im Glück" kann als Beweis dafür gelten. Wie in den Märchen „Die Bienenkönigin" oder „Der goldene Vogel" der jeweils dritte der Brüder den Weg der Erkenntnis geht, so haben wir auch beim „Hans im Glück" den Menschen, dem es auf Frieden und die erkennende Schau des Wesentlichen ankommt, einen Schüler der Meditation, der die Erlebnisse der einzelnen Lebensstufen stets bald als unwichtig gegenüber seinem eigentlichen Lebensziel wertet, das nur in der Erkenntnis des Göttlichen besteht: der Verbindung seines Selbst mit dem Göttlichen im All (seiner Allmutter). Die Märchenerzählung vom Goldenen Vogel zeigte uns dagegen einen Königssohn, der zwar von seinen Erbanlagen her (dem Fuchs) vor neuen Aktivitäten jeweils gewarnt wird; aber indem er die in den neuen Lebensstufen jeweils erkannten Werte doch bejaht, schreitet er weiter von Stufe zu Stufe im Zeichen der Selbstbehauptung und des Sieges. Es ist der Königsweg, der ihn auch zuletzt noch in den „Brunnen" führte: zur Begegnung mit dem Tode, die ihm eine höhere Schau über den Sinn des Lebens vermittelte. Um diesen Leitgedanken im Märchen vom „Hans im Glück" zu verdeutlichen, seien hier noch kurz die sieben Lebensstufen mit ihren Planetenbezeichnungen und ihren wesentlichen Merkmalen in Stichworten aufgeführt (vgl. Einführung, Abschnitt 5).

Die Lebensstufen:

1. Merkur (Begriffsbildung, Jugend)
2. Venus (Fürsorge und Liebeskräfte)
3. Mars (Selbstbehauptung, Rechtswesen, Daseinskampf)
4. Jupiter (Glaubenskräfte, Ganzheitsideen)
5. Saturn (Sinnfrage, kosmisches Denken, christl.: Zweifel)
6. Uranus (Erkenntnis der Lebensgesetze, Alliebe erfüllt den Schauenden)
7. Neptun (selbstloses Wirken zum Heil der Menschheit)

Der Mensch macht in diesen Erlebensstufen seine bestimmten Erfahrungen, so auch unser Hans. Indem er dabei im Grunde dem innerlich in ihm angelegten Leitbild folgt, eilt er von Stufe zu Stufe, und diese sind symbolisch mit den Tieren und Gegenständen gemeint, die er jeweils an sich nimmt. Als erstes erhält er von seinem Herrn, und das ist wohl hier der Vatergott, als Lohn einen Goldklumpen, so groß wie Hansens Kopf (entsprechend der Frau Holle gegenüber der Goldmarie). Hiermit sind sicher dessen geistige Kraft und die guten Veranlagungen gemeint, die sich beim Hans in den ersten sieben Jahren gezeigt hatten. Der sich nun auf den Weg macht, ist aber - da er noch im Merkurring lebt - voller Jugendträume: Er möchte gern wie ein Reiter sein und tauscht daher als erstes ein Pferd ein. Aber er wird von diesem bald abgeworfen. Er ist nun froh, daß ihm ein Bauer mit seiner Kuh zu Hilfe kommt. Goldklumpen und Pferd müssen wir der ersten Lebensstufe (Merkur) zuordnen. Er hatte noch nicht gelernt, mit einem Pferd richtig umzugehen, was Selbstbeherrschung und ständige Achtsamkeit verlangt. Die Kuh aber ist Symbol der Nahrung und der Fürsorge. Man denke an die Urkuh Audumla, die Verehrung der Kuh bei den Indogermanen allgemein. Sie ist Symboltier des zweiten Lebensringes (Venus). Man kann sich eine Zeit lang darin geborgen fühlen. Aber dann bekommt man „einen Tritt vor den Kopf" um zu begreifen, daß jeder für sich selbst sorgen muß. Damit tritt er in den Erlebnisbereich des „Mars" ein. Ganz auf Frieden eingestellt, ist er mit dem Schweinchen zufrieden, aber gemeint ist als Symboltier dieser Lebensstufe der Eber. Bei den Griechen galten die Wildschweinjäger als Helden. Die Kelten verehrten einen Eber als Kampfgott. In der germanischen Mythologie reitet FREYR (der Bruder der FREYA) auf dem goldborstigen Eber Gullinborsti. Die vielen deutschen Namen wie Eberhardt, Eberstadt, Eberswalde weisen ebenfalls darauf hin, daß der Eber als gefürchtetes kämpferisches Tier dem Mars als Gott des Kampfes und des Rechts zuzuordnen ist. Unser Hans muß dann aber doch bedenken, daß mit dem Besitztrieb auch Neid und Mißtrauen verbunden sind. Der Verdacht, ein Dieb zu sein, macht es bereits leicht, auf sein „Schweinchen" zu verzichten. Gern verläßt er die Gemeinschaft mit dem Eber und tauscht diese mit der Gans. Aber diese ist ja nur die Ersatzfigur für den Schwan. Dieser stolze, in sich ruhende Vogel ist das Symboltier der seelenvollen vierten Lebensstufe. In dieser

werden die Glaubenskräfte lebendig. Die Sinnfrage tritt immer deutlicher hervor. Im germanischen Mythos verkörpern sich geistige Wesenheiten (Elfen) als Schwäne auf Erden. Wie wir u.a. aus dem Märchen vom Trommler ersehen können, sind sie Botinnen vom Glasberg, dem Ort der Ideen in Göttergestalt. Zwei Schwäne schwimmen auf dem Urdbrunnen unter der Weltenesche. Aber auch auf dieser Lebensstufe des Jupiter kann der besinnliche Mensch nicht seine innere Ruhe finden.

Die Sinnfrage löst Zweifel aus und damit tritt der Mensch in den Bereich des Saturn. Das Erkennen des „Selbst" macht bewußt, daß der erkennende Teil in uns weder der Körper noch das Seelische ist. Der Schwan wird von dem Grübler doch nur als Gans bewertet und daher leicht gegen einen Schleifstein vertauscht. Doch stellt Hans bei dem Denken über die Sinnfrage fest, daß sich unser Denken dabei „abschleift". Das Bedenken der kleinen Alltagssorgen wird dabei fallen gelassen, wird abgeschliffen. Das Bemühen um Erkenntnis des „Selbst" führt zur Meditation. („Der Berg wird abgegraben" im Märchen vom goldenen Vogel). Der Schleifstein bringt alles Kernhafte erst zum glänzen! - Aber nun die Steine selbst: Das ist ja die Schwere unserer Körperlichkeit, die Not, essen und trinken zu müssen! Wie litt dabei unser Hans, dessen Sehnsucht auf die Geborgenheit bei der großen Mutter gerichtet war - im Grunde unter der Last seiner Körperlichkeit mit deren Bedürfnissen. Wie dankte er Gott, daß er diese Steine nun am Brunnen verloren hatte, aus dem er trank. Was war dies aber für ein Brunnen. Hatte er nicht daraus eine tiefe Erkenntnis getrunken? Eine Erleuchtung erfahren? Er hatte am Urdbrunnen, der Quelle des Lebens, sich als ein Wesen erkannt, das im Grunde rein geistiger Natur ist. Es ist die Erkenntnis, die Uranus vermittelt. In dieser Schau erkannte er seine Verbindung mit der großen Mutter im Kosmos. Die Indogermanen (Brahmanen) lehrten danach, daß das „Selbst" der Menschen, ihr atman, Anteil des Allgeistigen im Kosmos, des Brahman sei. Von dieser Warte aus ist die Geschichte vom Hans im Glück sicher schon in sehr früher, vorchristlicher Zeit berichtet worden. Es war das Erkennen des Göttlichen der nach Heiligkeit strebenden Einsiedler in den Bergen und heiligen Bereichen der Waldeinsamkeit, wahrscheinlich auch bei den Externsteinen. Hinter dem so heiter erzählten Märchen steckt die tiefe Sehnsucht nach Rückkehr zur Allmutter im Kosmos.

Das Göttliche

Welche Sehnsucht, oh Baum, erfüllt Dich,
wenn Deiner Krone Astwerk
und das Atmen des Meers Deiner Blätter,
gen Himmel gerichtet,
sich dem Lichtglanz der Sonne zukehrt?

Welche Hoffnung erfüllt
der Rose Blühn und des Veilchens
liebliches Rufen, wenn das Wunder
der Duftkraft in die umgebenden
Lüfte hinausströmt?

Was erwartet das Eichhorn
und der spähende Vogel,
wenn er geschäftig von Ast zu Ast springt
und selbst der plump von dannen
fliegende Käfer ein Ziel hat? -

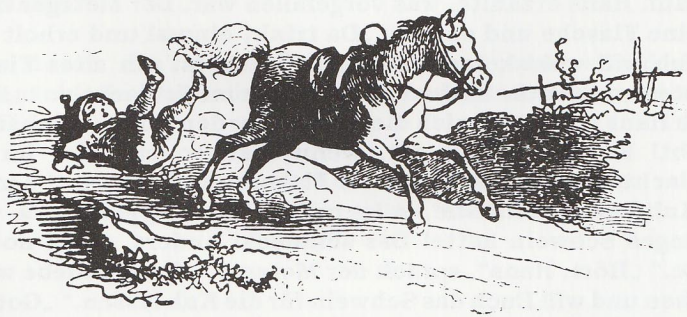
Welchem Ende, im Strom des ewigen Wachstums
führt uns entgegen der Wille zum Dasein
und die Hoffnung auf glückfrohe Heimat,
geborgen im klangvollen Ganzen
göttlich-wirkenden Urgrunds?

Sei es ein Göttliches
oder von Göttern getragenes Kraftfeld
allwissender Weisheit -
in Dir nur findet die Sehnsucht der Herzen
die wissend-ruhende Heimstatt
als der Gotteskinder
Vater und Muttergleiches
ewig ruhendes Heimfeld. -

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein", und gab ihm ein Stück Gold, das so groß wie Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem munteren Pferd vorbeitrabte. „Ach", sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" „Ich muß ja wohl", antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heimzutragen. Es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht geradhalten, auch drückt mir´s auf die Schulter." „Weißt du was", sagte der Reiter, „wir wollen tauschen, ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern", sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn´s nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel´s ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich´s Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen,



wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zu-sammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob´ ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterhergehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb´ ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" - „Nun", sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein, der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab´ ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir´s nicht fehlen, so kann ich, sooft mir´s beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab´ ich Durst, so melk´ ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. Dem Ding ist zu helfen, dachte Hans, jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben. Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm eine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei", sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier im Haus abschlachten kann, was gibt´s für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans", sprach der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn Euch Eure Freundschaft", sprach Hans, übergab ihm die Kuh und

ließ sich das Schweinchen losmachen und den Strick in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal", fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja", sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber ein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört", fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag´s nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt´s da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten. Das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang: „Ach Gott", sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hierherum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen", antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort, der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich´s recht überlege", sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen, weißen Federn, die lass´ ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen."

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Der Sieg des Eros in vorchristlicher Zeit
„Der gläserne Sarg"

(Br. Grimm Nr. 163

Im Wartezimmer eines Arztes hing ein Bild mit dem Bibelwort: „Hergott, Du bist unsere Zuflucht für und für". In einer Gedenkfeier für eine Verstorbene hieß es dann: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gelobt sei der Name des Herrn".

Diesen Worten liegt eine Gottesvorstellung zu Grunde, die durch das Christentum den Menschen unseres Lebensraumes immer wieder aufgedrängt wird: die dualistische Vorstellung, daß dort (in der Ferne) der Gottvater stehe und hier der Zuflucht suchende, in Not und Gefahr befindliche Mensch. - Ebenso, wie in unserer Kindheit der leibliche Vater stand oder die Glucke für ihre Küken. Durch die ständige Wiederholung dieser Vorstellung in Wort und Gesang in den Werken der mittelalterlichen Kunst und in den Oratorien, in denen die Sündhaftigkeit des Menschen, seine Erlösungsbedürftigkeit, das Anflehen um Erbarmen und die Errettung durch den Opfertod des Gottessohnes veranschaulicht wurden und immer noch werden, wurde aber das Verhältnis, in dem Körper, Seele und Geist stehen, und die eigene Verantwortung dafür allmählich völlig verdeckt. Dieses Nichterkennen wurde aber zum Anlaß eines Nicht-Glaubens. Wer dem Wesen und den Kräften des Seelischen in der Natur wie im Menschen tiefer nachspürte, dem wurde jedoch offenbar, daß alles Wirken, Erleben und Erkennen, das wir als Göttliches empfinden, immer ganz aus einem Lebendigen, einem von Innen her belebten und gerichteten Kraftstrom stammt. Dieser drängt in einem Tier zu dessen Tun, im Menschen ebenso zur Tat aber auch zur Erkenntnis! - Natürlich wird uns auch die physikalisch geordnete Natur um uns zu einer Aufgabe, zu einer Hilfe oder Bedrohung, die wir mit unseren Körperkräften bestehen. Der Blick für die Formen der seelischen Kräfte war jedoch in vorchristlicher Zeit viel unbefangener und lebendiger. Sie wurden nicht als dämonisch-teuflisch oder sündig verstanden, sondern als das jeden Belebende und das jedem eigene Kraftfeld des Fühlens und Denkens erlebt. Wenn es z.B. in der Edda hieß: .... „einst ging der Ase Rig ... gab klugen Rat, lag inmitten des Betts, ihm zur Seite die Ehegatten" und dann nach neun Monaten froh verkündet wird ... „ein Kind gebar Amma, sie nannten ihn Karl, den frischen, roten, er regte die Augen ..." so war ja jedem in vorchristlicher Zeit klar, daß mit dem Asen RIG eine bestimmte Fähigkeit zu denken und zu handeln vermittelt wurde, als die geistige Kraft, die zuvor die Herzen der Eheleute erfüllt hatte. Der Ase RIG, das war nicht ein Gott, der von außen wirkte, sondern dessen Wesenheit die Menschen von innen her mit Begeisterung erfüllt hatte. Ihre Gedanken waren Gottesgedanken.

Solchem Blick auf die Wesenskräfte entsprach auch die religiöse Verehrung des Mithras in vorchristlicher Zeit. Die Sonne als Spenderin der aufbauenden geistigen Kräfte des Tages, der Mond als Spender nächtlicher Besinnlichkeit und Innigkeit und die Erde als Wille zum Dasein waren als die Voraussetzungen allen aufblühenden Lebens erkannt. Dies wurde anschaulich verdeutlicht in einer Felsenhöhle und einer daraus hervorsprudelnden Quelle als Symbol des Mutterleibes der Erde. Dem religiösen Denken der Germanen war klar, daß der Mensch mit seinem Werden und seiner Reife nur dadurch aus der Tierheit zum Menschtum sich erhoben hat, daß er die reinen Naturkräfte der Erde seiner Einsicht, seinem bewußten Gestaltungswillen unterordnete. Dies ist nicht nur ein Akt des reinen Erkennens, es ist auch eine Tat. Auf ihr beruhen Ehre und gegenseitige Achtung. So wurden in der Mithrasverehrung besonders diese Stufen der Reifung dargestellt: In einer Felsenhöhle war in einer Wandplastik dargestellt, wie der Sonnenheld Mithras den die reine Naturkraft darstellenden Stier tötet. (s.Bild Seite 147; vgl. dazu auch das Bild zum Märchen „Kristallkugel") Dabei ist er vom Anblick der zuschauenden Sonne als geistigem Impuls erfüllt. Zwei Falken oder Raben galten als Vermittler des Weltverstehens und der Begeisterung, mit der wir den Sinn einer Sache oder unseres Tuns erfassen. (Dies geschieht ja in Begriffen und Vorstellungen, als deren Boten die Falken galten.) Anschaulich wurde so dargestellt, daß der Eros, d.h. das Ergriffensein von einer höheren, das Leben ordnenden Idee, siegte im Kampf über die blinde, triebhafte Naturkraft (Gier). In anderen Bildern trägt Mithras den Stier auf den Schultern oder er reitet auf dem Stier als Zeichen, daß der Eros, das Sinn-Erleben und die dadurch ausgelöste Begeisterung und Verehrung über die blinde Naturkraft herrschen.

Der von einem Ideal erfüllte Mensch benutzte die Naturkraft und stellte sie in den Dienst am Leben, das dem Göttlichen geweiht ist. In dieser Dramatik erlebte im Lebensraum der Arier jeder Mensch der vorchristlichen Zeit seine individuelle Lebensaufgabe und den Sinn seines Daseins.

Kein Wunder, daß es selbst in den Grimmschen Märchen noch eines gibt, das dieses Erlebnis des seelischen Kräftespiels in der Sprache der Mithrassymbolik bis in unsere Zeit erhalten hat. Es ist das Märchen vom „gläsernen Sarg". Es sollte vielleicht besser „vom gläsernen Vorhang" heißen, obwohl es ja auch bei Schneewittchen heißt, daß sie zuletzt aus ihrem gläsernen Sarg herausstürzte, d.h. aus ihrer Traumwelt der Jugend herausgestürzt wurde, sodaß sie nun wissend der Wirklichkeit begegnet.

Die Bilder unserer Jugend, unseres Vaterhauses, unseres Gartens, der umgebenden Wälder, unserer Mutter, unserer Tanten und Freunde liegen dem Gedanken der Heimat zu Grunde, der wie ein goldener

Schatz in unserer Vorstellung ruht - wie hinter einem gläsernen Vorhang. Der Eros ist es, der diese Wurzel der Begeisterung und des Glaubens in uns lebendig hält und uns auch später noch, bei Eintritt in das Reifestadium des „miles", des Kämpfers um Selbstbehauptung, trägt und weiterführt. Dieser Gedanke der Erneuerung des Lebens aus den Kräften der Verehrung wurde durch den Hirsch symbolisiert, der auch der Göttin Artemis heilig war. (Freya entspricht im griechischen Mythos die Artemis, ihre Begleiterin ist eine Hindin). Das Hirschgeweih weist auf das zum Licht Emporstrebende hin.

Zunächst besagt das Märchen, das noch die Symbolsprache des Mithraskultes bewahrt hat, daß jedermann dem nun erzählten Erlebnis begegnen kann. Denn der „arme Schneider", der sich da in den Wald, d.h. die Welt begab und sich auf einen hohen Baum flüchtet, um Ausschau zu halten, das ist der erkennende Mensch allgemein, hier als Schneider bezeichnet, weil dieser ja stets darauf achtet, was passend und angemessen ist. Aber nun begegnet er bei seiner Suche nach dem rechten Weg jenem typischen Erdgeist, der - wie im Märchen von der Bienenkönigin - „uralt" erscheint. Hiermit wird aber nur angedeutet, daß er eine seit Urzeiten wirkende Gesetzmäßigkeit verkörpert. Mit dem farbigen Mantel der Erde angetan, läßt er unseren Schneider den Blick hinter die Kulissen, den Blick für den Kampf der Werte und Kräfte gewinnen: des Hirsches gegen den Stier, die das Menschentum begründen. Wir können davon ausgehen, daß mit dieser Gestalt im germanischen Weltbild der Gott Heimdall gemeint ist, der das Ringen von Geist und Seele, Asen und Wanen, ODINs und der Erdmutter Jörd um die Erhaltung menschlichen Lebens von höherer Warte betrachtet.

Aber folgen wir nun der Märchenerzählung selbst. Sie besteht in Teil I aus einer Einleitung, einem spannenden Kampfgeschehen, dessen Sinn aber erst im Teil II verständlich wird:

Der gläserne Sarg

I.

Ein artiges und behendes Schneiderbürschchen ging einmal seiner Wanderschaft nach und kam in einen großen Wald, und weil es den Weg nicht wußte, verirrte es sich. Die Nacht brach ein, und es blieb ihm nichts übrig, als in dieser schauerlichen Einsamkeit ein Lager zu suchen. Auf dem weichen Moose hätte er freilich ein gutes Bett gefunden, allein die Furcht vor den wilden Tieren ließ ihm da keine Ruhe, und er mußte sich endlich entschließen, auf einem Baume zu übernachten. Er suchte eine hohe Eiche, stieg bis in den Gipfel hinauf und dankte Gott, daß er sein Bügeleisen bei sich trug, weil ihn sonst der Wind, der über die Gipfel der Bäume wehete, weggeführt hätte.

Nachdem er einige Stunden in der Finsternis, nicht ohne Zittern und Zagen, zugebracht hatte, erblickte er in geringer Entfernung den Schein eines Lichtes; und weil er dachte, daß da eine menschliche Wohnung sein möchte, wo er sich besser befinden würde als auf den Ästen eines Baums, so stieg er vorsichtig herab und ging dem Lichte nach. Es leitete ihn zu einem kleinen Häuschen, das aus Rohr und Binsen geflochten war. Er klopfte mutig an, die Türe öffnete sich, und bei dem Scheine des herausfallenden Lichtes sah er ein altes eisgraues Männchen, das ein von buntfarbigen Lappen zusammengesetztes Kleid an hatte. „Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?" fragte es mit einer schnarrenden Stimme. „Ich bin ein armer Schneider", antwortete er, „den die Nacht hier in der Wildnis überfallen hat, und bitte Euch inständig, mich bis morgen in Eurer Hütte aufzunehmen." - „Geh deiner Wege", erwiderte der Alte mit mürrischem Tone, „mit Landstreichern will ich nichts zu schaffen haben; suche dir anderwärts ein Unterkommen." Nach diesen Worten wollte er wieder in sein Haus schlüpfen; aber der Schneider hielt ihn am Rockzipfel fest und bat so beweglich, daß der Alte, der so böse nicht war, als er sich anstellte, endlich erweicht ward und ihn mit in seine Hütte nahm, wo er ihm zu essen gab und dann in einem Winkel ein ganz gutes Nachtlager anwies.

Der müde Schneider brauchte keines Einwiegens, sondern schlief sanft bis an den Morgen, würde auch noch nicht an das Aufstehen gedacht haben, wenn er nicht von einem lauten Lärm wäre aufgeschreckt worden. Ein heftiges Schreien und Brüllen drang durch die dünnen Wände des Hauses. Der Schneider, den ein unerwarteter Mut überkam, sprang auf, zog in der Hast seine Kleider an und eilte hinaus. Da erblickte er nahe bei dem Häuschen einen großen schwarzen Stier und einen schönen Hirsch, die in dem heftigsten Kampfe begriffen waren. Sie gingen mit so großer Wut aufeinander los, daß von ihrem Getrampel der Boden erzitterte und die Luft von ihrem Geschrei erdröhnte. Es war lange ungewiß, welcher von beiden den Sieg davon tragen würde; endlich stieß der Hirsch seinem Gegner das Geweih in den Leib, worauf der Stier mit entsetzlichem Brüllen zur Erde sank und durch einige Schläge des Hirsches völlig getötet ward. Der Schneider, welcher dem Kampfe mit Erstaunen zugesehen hatte, stand noch unbeweglich da, als der Hirsch in vollen Sprüngen auf ihn zueilte und ihn, ehe er entfliehen konnte, mit seinem großen Geweih geradezu aufgabelte. Er konnte sich nicht lange besinnen, denn es ging schnellen Laufes fort über Stock und Stein, Berg und Tal, Wiese und Wald. Er hielt sich mit beiden Händen an den Enden des Geweihes fest und überließ sich seinem Schicksal. Es kam ihm aber nicht anders vor, als flöge er davon. Endlich hielt der Hirsch vor einer Felsenwand still und ließ den Schneider sanft herabfallen. Der Schneider, mehr tot als lebendig, bedurfte längerer Zeit, um wieder zur Besinnung zu

kommen. Als er sich einigermaßen erholt hatte, stieß der Hirsch, der neben ihm stehengeblieben war, sein Geweih mit solcher Gewalt gegen eine in dem Felsen befindliche Türe, daß sie aufsprang. Feuerflammen schlugen heraus, auf welche ein großer Dampf folgte, der den Hirsch seinen Augen entzog. Der Schneider wußte nicht, was tun und wohin er sich wenden sollte, um aus dieser Einöde wieder unter Menschen zu gelangen. Indem er also unschlüssig stand, tönte eine Stimme aus dem Felsen, die ihm zurief: „Tritt ohne Furcht herein, dir soll kein Leid widerfahren." Er zauderte zwar, doch, von einer heimlichen Gewalt angetrieben, gehorchte er der Stimme und gelangte durch die eiserne Tür in einen großen geräumigen Saal, dessen Decke, Wände und Boden aus glänzend geschliffenen Quadratsteinen bestanden, auf deren jedem ihm unbekannte Zeichen eingehauen waren. Er betrachtete alles voll Bewunderung und war eben im Begriff, wieder hinauszugehen, als er abermals die Stimme vernahm, welche ihm sagte: „Tritt auf den Stein, der in der Mitte des Saales liegt, und dein wartet großes Glück."

Sein Mut war schon soweit gewachsen, daß er dem Befehle Folge leistete. Der Stein begann unter seinen Füßen nachzugeben und sank langsam in die Tiefe hinab. Als er wieder feststand und der Schneider sich umsah, befand er sich in einem Saale, der an Umfang dem vorigen gleich war. Hier aber gab es mehr zu betrachten und zu bewundern. In die Wände waren Vertiefungen eingehauen, in welchen Gefäße von durchsichtigem Glase standen, die mit farbigem Spiritus oder mit einem bläulichen Rauche angefüllt waren. Auf dem Boden des Saales standen, einander gegenüber, zwei große gläserne Kasten, die sogleich seine Neugierde reizten. Indem er zu dem einen trat, erblickte er darin ein schönes Gebäude, einem Schlosse ähnlich, von Wirtschaftsgebäuden, Ställen und Scheuern und einer Menge anderer artigen Sachen umgehen. Alles war klein, aber überaus sorgfältig und zierlich gearbeitet und schien von einer kunstreichen Hand mit der höchsten Genauigkeit ausgeschnitzt zu sein.

Er würde seine Augen von der Betrachtung dieser Seltenheiten noch nicht abgewendet haben, wenn sich nicht die Stimme abermals hätte hören lassen. Sie forderte ihn auf, sich umzukehren und den gegenüberstehenden Glaskasten zu beschauen. Wie stieg seine Verwunderung, als er darin ein Mädchen von größter Schönheit erblickte. Es lag wie im Schlafe und war in lange blonde Haare wie in einen kostbaren Mantel eingehüllt. Die Augen waren geschlossen, doch die lebhafte Gesichtsfarbe und ein Band, das der Atem hin und her bewegte, ließen keinen Zweifel an ihrem Leben. Der Schneider betrachtete die Schöne mit klopfendem Herzen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und bei seinem Anblick in freudigem Schrecken zusammenfuhr. „Gerechter Himmel", rief sie, „meine Befreiung

naht!" Geschwind, geschwind, hilf mir aus meinem Gefängnis! Wenn du den Riegel an diesem gläsernen Sarg wegschiebst, so bin ich erlöst." Der Schneider gehorchte ohne Zaudern, alsbald hob sie den Glasdeckel in die Höhe, stieg heraus und eilte in die Ecke des Saales, wo sie sich in einen weiten Mantel verhüllte. Dann setzte sie sich auf einen Stein nieder, hieß den jungen Mann herangehen, und nachdem sie einen freundlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt hatte, sprach sie: „Mein lang ersehnter Befreier, der gütige Himmel hat dich zu mir geführt und meinen Leiden ein Ziel gesetzt. An demselben Tage, wo sie endigen, soll dein Glück beginnen. Du bist der vom Himmel bestimmte Gemahl und sollst, von mir geliebt und mit allen irdischen Gütern überhäuft, in ungestörter Freude dein Leben zubringen. Sitz nieder und höre die Erzählung meines Schicksals.

Nun folgt der Teil II mit dem Bericht über die seelische Auseinandersetzung, auf die es dem Erzähler eigentlich ankommt.

II.

Ich bin die Tochter eines reichen Grafen. Meine Eltern starben, als ich noch in zarter Jugend war, und empfahlen mich in ihrem letzten Willen meinem älteren Bruder, bei dem ich auferzogen wurde. Wir liebten uns so zärtlich und waren so übereinstimmend in unserer Denkungsart und unsern Neigungen, daß wir beide den Entschluß faßten, uns niemals zu verheiraten, sondern bis an das Ende unseres Lebens beisammenzubleiben. In unserem Hause war an Gesellschaften nie Mangel; Nachbarn und Freunde besuchten uns häufig, und wir übten gegen alle die Gastfreundschaft in vollem Maße. So geschah es auch eines Abends, daß ein Fremder in unser Schloß geritten kam und unter dem Vorgeben, den nächsten Ort nicht mehr erreichen zu können, um ein Nachtlager bat. Wir gewährten seine Bitte mit zuvorkommender Höflichkeit, und er unterhielt uns während des Abendessens mit seinem Gespräche und eingemischten Erzählungen auf das anmutigste. Mein Bruder hatte ein so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bat, ein paar Tage bei uns zu verweilen, wozu er nach einigem Weigern einwilligte. Wir standen erst spät in der Nacht, vom Tische auf, dem Fremden wurde ein Zimmer angewiesen, und ich eilte, ermüdet wie ich war, meine Glieder in die weichen Federn zu senken. Kaum war ich ein wenig eingeschlummert, so weckten mich die Töne einer zarten und lieblichen Musik. Da ich nicht begreifen konnte, woher sie kamen, so wollte ich mein im Nebenzimmer schlafendes Kammermädchen rufen, allein zu meinem Erstaunen fand ich, daß mir, als lastete ein Alp auf meiner Brust, von einer unbekannten Gewalt die Sprache benommen und ich unvermögend war, den geringsten Laut von mir zu geben. Indem sah ich bei dem Schein der Nachtlampe den Fremden in mein durch zwei Türen fest

verschlossenes Zimmer eintreten. Er näherte sich mir und sagte, daß er durch Zauberkräfte, die ihm zu Gebote ständen, die liebliche Musik habe ertönen lassen, um mich aufzuwecken, und dringe jetzt selbst durch alle Schlösser in der Absicht, mir Herz und Hand anzubieten. Mein Widerwille aber gegen seine Zauberkünste war so groß, daß ich ihn keiner Antwort würdigte. Er blieb eine Zeitlang unbeweglich stehen, wahrscheinlich in der Absicht, einen günstigen Entschluß zu erwarten; als ich aber fortfuhr zu schweigen, erklärte er zornig, daß er sich rächen und Mittel finden werde, meinen Hochmut zu bestrafen, worauf er das Zimmer wieder verließ. Ich brachte die Nacht in höchster Unruhe zu und schlummerte erst gegen Morgen ein. Als ich erwacht war, eilte ich zu meinem Bruder, um ihn von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, allein ich fand ihn nicht auf seinem Zimmer, und der Bediente sagte mir, daß er bei anbrechendem Tage mit dem Fremden auf die Jagd geritten sei.

Mir ahnte nichts Gutes. Ich kleidete mich schnell an, ließ meinen Leibzelter satteln und ritt, nur von einem Diener begleitet, in vollem Jagen nach dem Walde. Der Diener stürzte mit dem Pferde und konnte mir, da das Pferd den Fuß gebrochen hatte, nicht folgen. Ich setzte, ohne mich aufzuhalten, meinen Weg fort, und in wenigen Minuten sah ich den Fremden mit einem schönen Hirsch, den er an der Leine führte, auf mich zukommen.

Ich fragte ihn, wo er meinen Bruder gelassen habe und wie er zu diesem Hirsche gelangt sei, aus dessen großen Augen ich Tränen fließen sah. Anstatt mir zu antworten, fing er an laut aufzulachen. Ich geriet darüber in höchsten Zorn, zog meine Pistole und drückte sie gegen das Ungeheuer ab, aber die Kugel prallte von seiner Brust zurück und fuhr in den Kopf meines Pferdes. Ich stürzte zur Erde, und der Fremde murmelte einige Worte, die mir das Bewußtsein raubten.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in dieser unterirdischen Gruft in einem gläsernen Sarge. Der Schwarzkünstler erschien nochmals, sagte, daß er meinen Bruder in einen Hirsch verwandelt, mein Schloß mit allem Zubehör verkleinert in den anderen Glaskasten eingeschlossen und meine in Rauch verwandelten Leute in Glasflaschen gebannt hätte. Wollte ich mich jetzt seinem Wunsche fügen, so sei es ihm ein leichtes, alles wieder in den vorigen Stand zu setzen; er brauche nur die Gefäße zu öffnen, so werde alles wieder in die natürliche Gestalt zurückkehren. Ich antwortete ihm so wenig als das erstemal. Er verschwand und ließ mich in meinem Gefängnisse liegen, in welchem mich ein tiefer Schlaf befiel. Unter den Bildern, welche an meiner Seele vorübergingen, war auch das tröstliche, daß ein junger Mann kam und mich befreite, und als ich heute die Augen öffne, so erblicke ich

dich und sehe meinen Traum erfüllt. Hilf mir vollbringen, was in jenem Gesichte noch weiter geschah.

Hier wird nun bereits deutlich, über welche Kräfte der Zauberer verfügte und welches sein wahres Wesen ist. Er vermochte durch zwei verschlossene Türen in das Schlafgemach der Schwester einzudringen, erweckt sie mit lieblicher Musik, um ihr Herz und Hand anzubieten. Aber das Wesen dieses Zauberers ist die Wildheit des Stieres und dessen Blindheit für höhere, edle Schönheit; die Schwester erstarrt innerlich, da sie dieses Wesen und die Gedanken, die davon ausgehen, durchschaut. Und nun, nachdem sie von den Kräften der niederen Sinnlichkeit bedrängt wurde, bemerkt sie auch, daß ihre ganze innere Welt gewissermaßen hinter einer gläsernen Wand liegt. Alle Mitmenschen waren nur von ihren Interessen, von ihrer Arbeit her gesehen, die sie verrichten, sie waren aber nicht als Glieder des sich stets fortpflanzenden Lebensstromes erkannt. Daß dieses aber der eigentliche Sinn des Daseins ist, wird ihr jetzt plötzlich bewußt. Der praktisch denkende und handelnde Mann, der weiß, was angemessen ist, durchbricht die gläserne Wand und führt die Schwester in die Wirklichkeit zurück. Aber das konnte nicht der Bruder sein! Der konnte bei seinem Ritt mit dem Zauberer in den Wald nur in den Hirsch, den Boten des Eros verwandelt werden, der ihr dann mit tränenden Augen begegnet. Schon in den alten nordischen Felsbildern erscheint der Hirsch als heiliges Tier. Im griechischen Mythos ist er der Begleiter der Göttin Artemis, die im nordischen der Göttin Freya entspricht. Kurzfristig war der Bruder wohl in die Abhängigkeit des Zauberers gelangt. Wie wir eingangs aber erlebt haben, hat dieser Hirsch ja dann den Stier überwunden, wie das in allen Bildern der Mithrasverehrung dargestellt wurde. Und nun vermag auch der andere, der Realist und praktisch denkende Schneider das Problem zu lösen. Wir hören zum Schluß des Märchens, wie er hilft, diese Schwester aus der Verträumtheit hinter ihrer gläsernen Wand zu erlösen. Sie sagt:

„Das erste ist, daß wir den Glaskasten, in welchem mein Schloß sich befindet, auf jenen breiten Stein heben."

Der Stein, sobald er beschwert war, hob sich mit dem Fräulein und dem Jüngling in die Höhe und stieg durch die Öffnung der Decke in den obern Saal, wo sie dann leicht ins Freie gelangen konnten. Hier öffnete das Fräulein den Deckel, und es war wunderbar anzusehen, wie Schloß, Häuser und Gehöfte sich ausdehnten und in größter Schnelligkeit zu natürlicher Größe heranwuchsen. Sie kehrten darauf in die unterirdische Höhle zurück und ließen die mit Rauch gefüllten Gläser von dem Steine herauftragen. Kaum hatte das Fräulein die Flaschen geöffnet, so drang der blaue Rauch heraus und verwandelte sich in lebendige Menschen, in welchen das Fräulein ihre Diener und Leute erkannte.

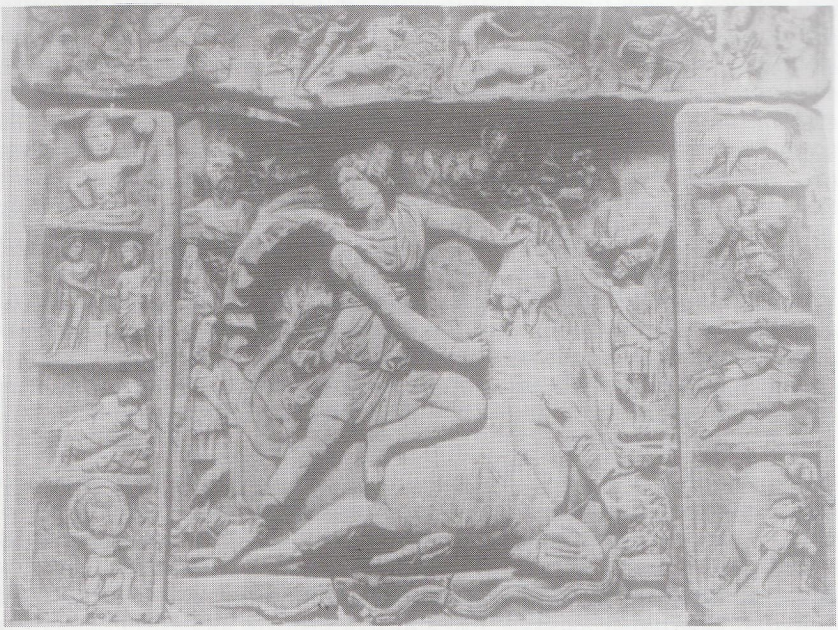
Ihre Freude war noch vermehrt, als ihr Bruder, der den Zauberer in dem Stier getötet hatte, in menschlicher Gestalt aus dem Wald herauskam und noch denselben Tag reichte das Fräulein, ihrem Versprechen gemäß, dem glücklichen Schneider die Hand am Altare.

Nun war also durch die Eheschließung die Schwester aus ihrer Traumwelt erlöst. Aber all dieses konnte erst geschehen, nachdem der Stier von der Schwester als unter ihr stehend abgelehnt und dann durch den Hirsch getötet war. Das war vorchristliche, heidnische, kämpferische Haltung! Danach erst konnte sich nach altgermanischer (godischer) Auffassung wahres Lebensglück entfalten und auch die nächsten Mitmenschen waren nicht mehr „Rauch", sondern Schicksalsgefährten im menschlichen Lebenslauf. Erst das Leitbild einer über die niedere Natur siegenden Kraft innerer Schönheit weist dem Leben die sinnvolle Zukunft. Zu solchem Urgrund der Ehe heißt es in einer zusammenfassenden Wortgestaltung:

Urgrund der Ehe

Nicht getrieben vom blinden Wollen
der Kräfte des Wachstums! -
Ein leuchtendes Ziel, dem das Heilige
im Bewußtsein der Menschen geöffnet,
dem die Freude am Dasein,
der Glaube an Licht und Zukunft gewidmet,
der Kraftstrom des Ewigen,
dem auch die Sonne
ihr nie vergangenes Strahlen verdankt,
ist des JA-worts verbindlicher Urgrund:
Das freie Bekenntnis
zum verbindenden Zielbild,
dem das gemeinsame Leben zustrebt! -

(Dies zu erkennen war wohl der Sinn unseres Märchens.)



Das Altarbild von Neuenheim-Karlsruhe

Der Vogel Greif

(Br. Grimm Nr. 165)

Auch diese heitere Erzählung sollten wir den Heranwachsenden nicht vorenthalten und auch selbst noch etwas Wichtiges daraus lernen.

Sie ist im Grunde eine Lehre über die seelischen Voraussetzungen für das richtige Verhalten, um zu heilenden und helfenden Erkenntnissen zu gelangen. Das Bild des Greifen, eines Adlers, der hoch über den Menschen schwebt und wie eine Engelgestalt alles sieht und erkennt, was die Menschen bedrückt, stammt auch längst aus heidnischer Zeit. Auch ODIN nahm nach einer Legende der Edda Adlergestalt an, wenn es notwendig erschien. Götter sind ja, wie die Ahnen, Seelenwesen und ihre Gestalten wandeln sich nach ihren Aufgaben, ihren Gedanken.

In der Erzählung von der Wanderung des Bruders Hans zum Greifen begegnen uns zwei Teile aus anderen Märchen. Der erste Teil entspricht dem Beginn der Erzählung:"Vom Wasser des Lebens". Wie dort zeigen auch hier drei Brüder ihre wahre Wesensart gleich zu Beginn des Unternehmens und erleiden dann ihre gerechten Schicksale. Der zweite Teil der Erzählung entspricht dem „Teufel mit den drei goldenen Haaren". Der König ist - wie stets - Vertreter des Rechts und damit der Lebenskraft seines Volkes. Aber er ist hier nicht selbst krank, sondern die seelische Gesundheit ist hier durch die einzige Tochter verkörpert. Es war geweissagt, daß sie durch gesunde Äpfel geheilt werden könnte. Das „Wasser des Lebens", mit dem auch die Lebenskraft gemeint war, ist hier durch Äpfel ersetzt. Darin liegt ein Vergleich mit der Unsterblichkeit der Götter, die nach germanischem Mythos durch das Essen der Äpfel der Göttin IDUNA erhalten wird.

Alles Leben erwächst aus seinen seelischen Kräften und dies sind hier nun die Herzenskräfte, die die drei Brüder sich anschicken zu erweisen, um die kranke Königstochter zu heilen. Mit dem „Korb ihrer Äpfel" begegnen sie nun (wie die Söhne im „Wasser des Lebens") zunächst dem „Eisgrauen Männlein", das sie nach dem Inhalt ihres Korbes fragt (gemeint ist damit auch ihr Brustkorb, d.h. ihre Herzensgesinnung). Dieses Männlein ist nun wieder die Verkörperung des uralten Schicksalsgesetzes. Es ist alte indogermanische Weisheit, daß der Mensch sein Schicksal erleidet entsprechend seiner seelischen Struktur.

Das Märchen berichtet:

Es war einmal ein König - wo der regiert und wie er geheißen hat, weiß ich nimmer - der hatte keinen Sohn, nur eine einzige Tochter, die war immer krank, und kein Doktor konnte sie heilen. Da wurde dem König geweissagt, seine Tochter werde sich an Äpfeln gesund essen. Da ließ er durchs ganze Land bekanntmachen: Wer seiner

Tochter Äpfel bringe, daß sie sich daran gesund essen könne, der bekäme sie zur Frau und würde König werden. Das hörte auch ein Bauer, der drei Söhne hatte. Da sprach er zum ältesten: „Geh auf den Speicher hinauf, nimm einen Handkorb voll von den schönsten Äpfeln mit den roten Backen und trag sie zu Hof; vielleicht kann sich die Königstochter gesund daran essen, und du darfst sie heiraten und wirst König." Der Bursche machte es auch so und nahm den Weg unter die Füße. Als er eine Zeitlang gegangen war, begegnete er einem kleinen eisgrauen Männlein; das fragte ihn, was er da im Handkorb hätte. Da sagte Ulrich - denn so hieß er -: „Froschschenkel." Das Männlein sagte darauf: „Nun, so sollen´s welche sein und bleiben", und ging weiter. Endlich kam Ulrich vors Schloß und ließ sich anmelden: er habe Äpfel, die die Tochter gesund machen würden, wenn sie davon äße. Das freute den König gewaltig, und er ließ den Ulrich vor sich kommen. Aber, oh weh! als er aufdeckte, hatte er statt Äpfel Froschschenkel im Korb, die noch zappelten. Darüber wurde der König böse und ließ ihn zum Haus hinausjagen. Als er heimkam, erzählte er dem Vater, wie es ihm ergangen war.

Da schickte der Vater den nächstältesten Sohn, der Samuel hieß; aber dem erging es genau so wie Ulrich. Es begegnete ihm auch das kleine eisgraue Männlein, und das fragte ihn, was er da im Korbe habe. Der Samuel sagte: „Schweinsborsten"; und das eisgraue Männlein sagte: „Nun, so sollen´s welche sein und bleiben." Als er nun vors Königsschloß kam und sagte, er habe Äpfel, an denen sich die Königstochter gesund essen könne, so wollten sie ihn nicht einlassen und sagten, es sei schon einer dagewesen und habe sie zum Narren gehalten. Samuel aber bestand darauf, er habe gewiß Äpfel, sie sollten ihn nur einlassen. Endlich glaubten sie ihm und führten ihn vor den König. Aber als er seinen Korb aufdeckte, so hatte er eben Schweinsborsten. Da wurde der König so furchtbar zornig, daß er den Samuel aus dem Haus peitschen ließ. Als er heimkam, erzählte er, wie es ihm ergangen war.

Da kam der jüngste Bub, den sie nur immer den dummen Hans nannten, und fragte den Vater, ob er auch mit Äpfeln gehen dürfe. „Ja", sagte da der Vater, „du wärst der rechte Kerl dazu! Wenn die Gescheiten nichts ausrichten, was wolltest denn du ausrichten!" Der Bub aber ließ nicht nach: „Doch Vater, ich will auch gehen." - „Geh mir doch weg, du dummer Kerl, du mußt warten, bis du gescheiter wirst", sagte darauf der Vater und kehrte ihm den Rücken. Der Hans aber zupfte ihn hinten am Kittel: „Doch, Vater, ich will auch gehen." - „Nun, meinetwegen, so geh; du wirst wohl wieder zurückkommen", gab der Vater unwirsch zur Antwort. Der Bub aber freute sich sehr und sprang hochauf. „Ja, tu jetzt noch wie ein Narr; du wirst von einem Tag zum andern immer dümmer",

sagte der Vater wieder. Das machte aber dem Hans nichts aus, und er ließ sich in seiner Freude nicht stören. Weil es aber auf die Nacht zuging, so dachte er, er wolle warten bis zum Morgen, er komme heute doch nimmer an den Hof. Nachts im Bett konnte er nicht schlafen; und wenn er auch einmal eine Weile eingeschlummert war, so träumte ihm von schönen Jungfrauen, von Schlössern, Gold und Silber und allerhand solchen Sachen. Morgens in der Frühe machte er sich auf den Weg, und gleich darauf begegnete ihm ein kleines mürrisches Männchen in einem eisgrauen Gewand und fragte ihn, was er da im Korbe hätte. Der Hans gab ihm zur Antwort, er habe Äpfel, an denen sich die Königstochter gesund essen wolle. „Nun", sagte das Männlein, „so sollen es solche sein und bleiben."

Aber am Hof wollten sie den Hans durchaus nicht einlassen; denn es seien schon zwei dagewesen und hätten gesagt, sie brächten Äpfel, und da hätte der eine Froschschenkel und der andere Schweinsborsten gehabt. Der Hans aber ließ nicht nach mit Bitten, er habe gewiß keine Froschschenkel, sondern die schönsten Äpfel, die im ganzen Königreich wüchsen. Weil er nun so treuherzig redete, so dachte der Torhüter, der könne nicht lügen; sie ließen ihn also ein und hatten auch recht daran getan. Denn als der Hans seinen Korb vor dem König aufdeckte, da lagen goldgelbe Äpfel darin. Der König freute sich und ließ gleich seiner Tochter davon bringen und harrte nun in banger Erwartung, bis man ihm Bericht brächte, was sie für Wirkung getan hätten. Aber nicht lange Zeit verging, so gab ihm jemand Bericht; aber wer ist es gewesen? Die Tochter selbst! Sobald sie von den Äpfeln gegessen hatte, war sie gesund aus dem Bett gesprungen. Was der König für eine Freude hatte, läßt sich gar nicht beschreiben.

Aus diesem Geschehen kann bereits eine tiefe Erkenntnis gewonnen werden. Das Gesetz von Ursache und Wirkung gilt ja auch im seelischen Bereich und so zeigt die Antwort, die der erste Sohn auf die Frage des Schicksalsgesetzes gibt, daß sein Korb statt „reiner Gedanken (Äpfel)" „Froschschenkel" enthält! Sein Wesen hat also etwas sprunghaftes, allzu irdisches von niedriger Wesensart in sich. So schreckt er den König, bzw. die Tochter nur ab. Auch der zweite Sohn verrät sich gegenüber dem nach dem wahren Inhalt des „Apfelkorbes" fragenden Schicksalsgesetz. Er sagt, er habe „Schweinsborsten" im Korb. Schlechte, schmutzige Gedanken sind dies, und so wird auch er mit Schimpf und Schande davongejagt. Der dritte, jüngste Sohn Hans ist aber auch hier der nachdenkliche, der mit reinen Gedanken erfüllt ist und nur das Wohl der Königstochter im Sinne hat. Solche Gedanken (Äpfel) vermögen zu heilen und so wird die Königstochter durch seinen Besuch schon gleich gesund.

Aber der weise König will auch hier noch die Bewährung des Liebenden als Kämpfer, als Erfinder, dem Lösungen für Probleme des Tages

einfallen und der etwas tut, um das Leben der Mitmenschen zu verbessern. Das ist ja königliche Pflicht. So schickt er den Hans erst einmal auf die Wanderschaft.

Es wird darüber weiter berichtet:

Aber nun wollte er dem Hans die Tochter nicht zur Frau geben und sagte, er müsse ihm zuvor noch einen Nachen machen, der auf dem trockenen Land noch besser ginge als im Wasser. Der Hans nahm die Bedingung an und ging heim und erzählte, wie es ihm ergangen sei. Da schickte der Vater den Ulrich ins Holz, um einen solchen Nachen zu machen. Er arbeitete fleißig und pfiff dazu. Um Mittag, als die Sonne am höchsten stand, kam ein kleines eisgraues Männlein und fragte, was er da mache. Der Ulrich gab ihm zur Antwort: „Rührlöffel." Das eisgraue Männlein sagte: „Nun, so sollen´s welche sein und bleiben." Am Abend meinte der Ulrich, er hätte jetzt einen Nachen gemacht; aber als er sich hineinsetzen wollte, so waren´s lauter Rührlöffel. Am andern Tag ging der Samuel in den Wald; aber es ging ihm genau so wie dem Ulrich. Am dritten Tag ging der dumme Hans. Er schaffte recht fleißig, so daß der ganze Wald von seinen kräftigen Schlägen widerhallte; dazu sang und pfiff er recht lustig. Da kam wieder das kleine Männlein zu Mittag, wo es am heißesten war, und fragte, was er da mache. „Einen Nachen, der auf dem trockenen Land besser geht als auf dem Wasser"; und wenn er damit fertig sei, so bekomme er die Königstochter zur Frau. „Nun", sagte das Männlein, „dann soll es so einer werden und bleiben."

Am Abend, als die Sonne im Goldglanz unterging, war der Hans auch fertig mit seinem Nachen und mit allem, was dazu gehörte. Er setzte sich hinein und ruderte der Königsstadt zu. Der Nachen aber ging so geschwind wie der Wind. Der König sah es von weitem, wollte aber dem Hans seine Tochter noch nicht geben.

Wie wir noch sehen werden, erhält unser Bruder Hans noch zwei weitere Aufgaben, über deren Sinn schon in den mittelalterlichen Spinnstuben, wo sich abends die Dorfjugend traf und diese Art Märchenerzählungen als aufbauende Gedanken vorgetragen wurden, tiefer nachgedacht wurde.

Da war ein „Nachen" zu bauen, der über Land schneller fuhr als über Wasser. Am Ende ging er so „geschwind wie der Wind". Was war hiermit wohl gemeint? Ist nicht die Voraussetzung für jedes praktische Handeln das Wissen um dessen Sinn, um das Ziel, das einer selbstlos anstreben muß? Setzen wir den Nachen mit dem zielstrebigen Willen gleich. Dieser bildet die Voraussetzung, daß ein Ziel auch wirklich erreicht wird. Es sind Hoffnung und guter Wille!

Nun sagte der König, er müsse erst noch hundert Hasen vom frühen Morgen bis zum späten Abend hüten; und wenn ihm einer fortkäme, so bekomme er die Tochter nicht. Der Hans war´s zufrieden, und gleich am andern Tage ging er mit seiner Herde auf die Weide und paßte sehr genau auf, daß ihm keiner davonliefe. Es dauerte aber gar nicht lange, so kam eine Magd vom Schloß und sagte zum Hans, er solle ihr geschwind einen Hasen geben, sie hätten Besuch bekommen. Der Hans merkte aber wohl, wo das hinaus wollte, und sagte, er gäbe keinen her; der König könne dann morgen seinem Besuch mit Hasenpfeffer aufwarten. Die Magd aber ließ nicht nach und am Ende fing sie an zu schimpfen. Da sagte der Hans, wenn die Königstochter selber komme, so wolle er einen Hasen geben. Das sagte die Magd im Schloß; und die Königstochter ging selbst. Unterdessen aber kam zum Hans wieder das kleine Männlein und fragte ihn, was er da tue. Ha, er müsse da hundert Hasen hüten, daß ihm keiner davonlaufe; und dann dürfe er die Königstochter heiraten und wäre König. „Gut", sagte das Männlein; „da hast du ein Pfeifchen, und wenn dir einer fortläuft, so pfeif nur, dann kommt er wieder zurück." Als nun die Königstochter kam, gab ihr Hans einen Hasen in die Schürze. Aber wie sie etwa hundert Schritte weg war, pfiff der Hans, und der Hase sprang ihr aus der Schürze und - hast du nicht gesehen? - wieder zur Herde. Als es nun Abend war, pfiff der Hasenhirt noch einmal und schaute, ob alle da seien, und trieb sie dann zum Schloß. Der König wunderte sich, wie nur der Hans imstande gewesen sei, hundert Hasen zu hüten, ohne daß ihm einer davongelaufen sei.

Was meint nun unser Märchen mit diesen hundert Hasen? Was hält wohl alle Wesen zusammen, wenn nicht der Hunger auf der einen Seite und die Fürsorge auf der anderen. Diese seelische Kraft der Fürsorge, aber auch der Gewissenhaftigkeit, muß ein König besitzen. Diese charakterlichen Kräfte hatte unser Hans nun auch bewiesen.

Aber die letzte und höchste Fähigkeit, über die ein König verfügen muß, ist die der Erkenntnis. Das selbständige schöpferische Denken galt aber als eine Gabe des Gottes THOR. Daher ist sein letztes Ziel hier nicht das ferne Schloß (wie im „Wasser des Lebens"), sondern, wie in der Erzählung „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren", muß er zum Vogel Greif, um die richtigen Erkenntnisse zu gewinnen. Der Wohnort des Gottes THOR liegt ja in der jenseitigen Gedankenwelt, nach den Welten des Seelischen, die die Erde (Mitgard) von der Gotteswelt (Asgard) trennen. Indem man THOR und den Vogel Greif gleichsetzt, will man sagen, daß er (wie in christlicher späterer Vorstellung ein Engel) wie ein Adler über dem Menschentum schwebend alles sieht und weiß, was die Menschen bedrückt.

Von unserem König wird dann weiter berichtet:

Er wollte ihm aber die Tochter trotzdem noch nicht geben und sagte, er müsse ihm erst noch eine Feder aus dem Schwanz des Vogel Greif bringen. Der Hans machte sich gleich auf den Weg und marschierte recht rüstig vorwärts. Am Abend kam er zu einem Schloß; da fragte er um ein Nachtlager, denn damals gab es noch keine Wirtshäuser. Da sagte ihm der Herr vom Schloß mit Freuden zu und fragte ihn, wohin er wolle. Der Hans gab darauf zur Antwort: „Zum Vogel Greif." - „So, zum Vogel Greif? Man sagt immer, der wisse alles, und man habe den Schlüssel zu einer eisernen Geldkiste verloren; Ihr könnt doch so gut sein und ihn fragen, wo er sei." - „Ja freilich", sagte der Hans, „das will ich schon tun." Am frühen Morgen ging er von dort weiter und kam unterwegs zu einem anderen Schloß, in dem er wieder über Nacht blieb. Als die Leute dort vernahmen, daß er zum Vogel Greif wolle, sagten sie, es sei im Hause eine Tochter krank, und sie hätten schon alle Mittel gebraucht; aber es wolle keines anschlagen; er solle doch so gut sein und den Vogel Greif fragen, was die Tochter wieder gesund machen könne. Der Hans sagte, das wolle er gern tun, und ging weiter. Da kam er zu einem Wasser, und anstatt einer Fähre war da ein großer, großer Mann, der alle Leute hinübertragen mußte. Der Mann fragte den Hans, wo seine Reise hinginge. „Zum Vogel Greif", sagte der Hans. „Nun, wenn Ihr zu ihm kommt", sagte da der Mann, „so fragt ihn auch, warum ich alle Leute über das Wasser tragen muß." Da sagte der Hans: „Ja, bei Gott, ja das will ich schon tun." Da nahm ihn der Mann auf die Achsel und trug ihn hinüber. Endlich kam nun der Hans zum Haus vom Vogel Greif; aber da war nur die Frau daheim, und der Vogel Greif selber nicht. Da fragte ihn die Frau, was er wolle. Da erzählte ihr der Hans alles: daß er eine Feder holen sollte aus dem Schwanz des Vogel Greif; und dann hätten sie in einem Schloß den Schlüssel zu einer Geldkiste verloren, und er sollte den Vogel Greif fragen, wo der Schlüssel sei; dann sei in einem andern Schloß eine Tochter krank und er sollte wissen, was die Tochter gesund machen könne; dann sei nicht weit von hier ein Wasser und ein Mann dabei, der die Leute hinübertragen müsse, und er möchte gern wissen, warum dieser Mann alle Leute hinübertragen müsse.

Da sagte die Frau: „Ja schaut, mein guter Freund, es kann kein Christ mit dem Vogel Greif reden, er frißt sie alle; wenn Ihr aber wollt, so könnt Ihr Euch unter sein Bett legen, und zur Nacht, wenn er recht fest schläft, so könnt ihr dann herauflangen und ihm eine Feder aus dem Schwanz reißen; und wegen der Sachen, die Ihr wissen solltet, will ich ihn selber fragen." Der Hans war das alles zufrieden und legte sich unters Bett. Am Abend kam der Vogel Greif heim und wie er in die Stube kam, so sagte er: „Frau, da riecht´s nach Mensch." - „Ja", sagte da die Frau, „´ s ist heut´ einer

dagewesen, aber er ist wieder fort;" und da sagte der Vogel Greif nichts mehr. Mitten in der Nacht, als der Vogel Greif recht schnarchte, langte Hans hinauf und riß ihm eine Feder aus dem Schwanz. Da schreckte der Vogel Greif plötzlich auf und sagte: „Frau, es riecht nach Mensch, und es ist mir, als habe mich jemand am Schwanz gezerrt." Da sagte die Frau: „Du hast gewiß geträumt, und ich habe dir ja heut´ schon gesagt, es war ein Mensch da; aber er ist wieder fort. Der hat mir allerhand Sachen erzählt. Sie hätten in einem Schloß den Schlüssel zu einer Geldkiste verloren und könnten ihn nicht mehr finden." - „Oh, die Narren", sagte der Vogel Greif, „der Schlüssel liegt im Holzhaus hinter der Tür unter einem Holzstoß." - „Und dann hat er auch gesagt, in einem Schloß sei eine Tochter krank, und sie wüßten kein Mittel, um sie gesund zu machen." - „Oh, die Narren", sagte der Vogel Greif, „unter der Kellerstiege hat eine Kröte ein Nest von ihren Haaren gemacht, und wenn sie die Haare wiederbekommt, so wird sie gesund." - „Und dann hat er auch noch gesagt, es sei an einem Ort ein Wasser und ein Mann dabei, der müsse alle Leute darübertragen." - „Oh, der Narr", sagte der Vogel Greif, „täte er nur einmal einen mitten hineinstellen, er brauchte dann keinen mehr hinüberzutragen."

Hier dürfen wir nun einen Augenblick aufmerken und uns darüber freuen, wie - insbesondere im Vergleich zu den entsprechenden Bildern im Alten Testament - doch der erhabene und mit seiner Erkenntnis dem Menschengeschlecht weit überlegen gedachte Gott den germanischen Menschen nur als Helfer gegenübersteht und von ihnen zwar als „Respektsgestalt", aber doch mehr als eine Wesenheit betrachtet wurde, der man seine Anliegen offen anvertraut. Als Vermittlerkraft half hierzu ja THORs (des Greifen) Gattin. THOR, als Sohn ODINs und der Erdmutter JÖRD ist ja Vermittler zwischen dem Geistigen im Kosmos und den Menschen und ist darin etwa mit dem Erzengel Gabriel des Alten Testamentes zu vergleichen.

Während nach dem Bericht des Propheten Daniel, (Kap. 10) dieser ohnmächtig vor der Majestät des Erzengels zusammenbricht und erst nach Stärkung seines inneren Mutes wieder aufnahmefähig wird für eine Botschaft, hält hier die Gattin des Gottes schützend ihre Hand über den horchenden Bruder Hans, der nun als Wissender glücklich zu seiner Erdenaufgabe zurückkehrt. Dort der zu Boden gedrückte Prophet, hier der vertrauensvoll Zuhörende, von der Göttin wegen seiner unbefangenen Offenheit und guten Gesinnung geschützte Mensch. Auch hier hatte nun der Greif gleich bemerkt „ich rieche Menschenfleisch", aber die gütige Gattin (SIF) hatte unseren Bruder Hans in der Stube versteckt. Daß der Greif, der den Menschen in seiner Nähe bemerkte, sich so ausdrückte als sei er ein Menschenfresser, ist jedoch mehr spöttisch, als eine Respekt heischende Geste, gemeint. Gott THOR war ja stets als Helfer der Menschen erkannt und hatte sich hier nur in die

Gestalt eines spähenden Adlers verwandelt. Das Märchen berichtet daher auch mehr warnend: „Kein Christ kann mit dem Vogel Greif reden, er frißt sie alle". Aber Hans ist im Grunde kein Christ, und statt der „Goldenen Haare" wird hier dem Greif sogar eine Schwanzfeder ausgerupft. Das ist natürlich wieder ein Vergleich zum Lachen, aber der Gott mußte ja gereizt werden, sein Wissen preis zu geben und seine Gattin kann ihm danach zur Beruhigung die drei Fragen vorlegen, die der Besucher von seiner Wanderung zum Greifen mitgebracht hatte. Auch hier war die Frage, wie ein Fährmann von seiner Pflicht loskomme, Wanderer zum THOR über den Fluß zu setzen, bzw. zu tragen (vgl. die ganz ähnliche Erzählung „vom Teufel mit den goldenen Haaren"). Auch in dieser Antwort steckt eine tiefe Erkenntnis. In die jenseitige Welt der reinen Erkenntnis kann man nur durch tiefere Meditation gelangen. Dies verlangt, daß der Denkende von seinem Gefährt, d.h. seinem eigenen Körper, loskommt. Er muß das „Rudern" lassen, bzw. das Denken an seinen Körper fallen lassen, dann werden seine Gedanken frei für das reine Schauen des Wesentlichen: Er hat dann eine „Feder des Greifen", eine tiefere Erkenntnis erworben!

Die anderen Fragen waren nun mehr praktischer Natur. Krankheit war zu heilen, indem eine"Kröte" (etwas niederes Erdhaftes) beseitigt wird; ein Schlüssel, eine Erkenntnis war zu gewinnen. -

Aber so einfach und naiv, wie es scheint, war auch dieser Rat für den künftigen König nicht gemeint. Sondern Bruder Hans erhielt in der Sprache seiner Zeit einen Hinweis, für das Gesundheitswesen und für das Finanzwesen: Die Kröte beseitigen hieß Sauberkeit pflegen und der Schlüssel zur Geldtruhe bedeutete hier, die Holzwirtschaft, das Forstwesen zu ordnen.

Unser Märchen berichtet darüber so:

Am Morgen früh stand der Vogel Greif auf und ging fort. Da kam der Hans unter dem Bett vor und hatte eine schöne Feder; auch hatte er gehört, was der Vogel Greif gesagt hatte von dem Schlüssel und der Tochter und dem Manne. Die Frau vom Vogel Greif erzählte ihm dann alles noch einmal, daß er nichts vergesse, und dann ging er wieder heimwärts. Zuerst kam er zu dem Mann am Wasser. Der fragte ihn gleich, was der Vogel Greif gesagt habe; da sagte der Hans, er solle ihn erst hinübertragen, er wolle es ihm dann drüben sagen. Da trug ihn der Mann hinüber. Als er drüben war, sagte ihm der Hans, er sollte nur einmal einen mitten hinein ins Wasser stellen, so müßte er dann keinen mehr hinübertragen. Da freute sich der Mann sehr und sagte zum Hans, er wolle ihm zum Dank noch einmal hin- und zurücktragen. Da sagte der Hans: nein, er wolle ihm die Mühe ersparen, er sei so schon mit ihm zufrieden und ging weiter. Da kam er zu dem Schloß, wo die Tochter krank war; die nahm er

auf die Schulter, denn sie konnte nicht laufen, und trug sie die Kellerstiege hinunter und nahm das Krötennest unter der untersten Stufe vor und gab es der Tochter in die Hände: und die sprang ihm von der Schulter herunter, und vor ihm die Stiege hinauf und war ganz gesund. Jetzt hatten der Vater und die Mutter eine große Freude und machten dem Hans Geschenke von Gold und Silber; und was er nur immer wollte, das gaben sie ihm. Als nun der Hans in das andere Schloß kam, ging er gleich ins Holzhaus und fand richtig hinter der Tür unter dem Holzstoß den Schlüssel und brachte ihn dem Herrn. Der freute sich auch nicht wenig und gab dem Hans zur Belohnung viel von dem Gold, das in der Kiste war, und sonst noch allerhand Sachen, wie Kühe und Schafe und Geißen.

Mit diesem Wissen, mit „Gold beladen", kehrt Hans zu seinem König zurück. Dieser aber war gierig nach den Schätzen der Welt und so rennt er in sein Unglück. Unser Bruder Hans kann aber die gesundgemachte Königstochter zu seiner Gattin nehmen, denn:

Als der Hans zum König kam mit all´ den Sachen, mit dem Geld und dem Gold und Silber, und den Kühen, Schafen und Geißen, da fragte ihn der König, wo er nur das alles bekommen habe. Da sagte der Hans, der Vogel Greif gebe einem, so viel man wolle. Da dachte der König, er könne das auch brauchen, und machte sich auch auf den Weg zum Vogel Greif. Aber als er zu dem Wasser kam, da war er eben der erste, der nach dem Hans kam, und der Mann stellte ihn mitten im Wasser ab und ging fort. Und der König ertrank. Der Hans aber heiratete die Tochter und wurde König.

Wir erleben hier die Ethik in germanischer Zeit: Vor den Erfolg haben die Götter die Reife und die Bewährung gesetzt. Nur der selbstlos Denkende, der nicht seinem Ich frönt, sondern den Dienst an der Sache und die Wahrheit über seine Person stellt und dabei über saubere Gedanken verfügt, galt würdig für einen Erfolg. Wer dieses Märchen versteht, wird erkennen: Es ist ein Schicksalsgesetz, nach dem das in allem Lebenden wirkende Streben nach Selbstbehauptung, das auch in unserem Gewissen wirkt, unser Schicksal bestimmt, je nach der Art unseres Denkens und Handelns.

Das Göttliche im germanischen Bereich will den aufrechten, den wahren und tapferen Menschen, der sich aber auch als Glied eines übergeordneten Ganzen (Sippe, bzw. Volk) versteht. Die nützlichen Erkenntnisse für eine gesundere Lebensentfaltung dienen daher nicht ihm selbst, sondern der Gemeinschaft seiner Mitmenschen.

Das zeigten uns die vom König gestellten Aufgaben und deren Erfolg.

THOR als Vogel Greif

Du Hirte der Erde, THOR,
der in den Herzen der Menschen
Begeisterung schafft und Verwerfen,
lenke die Kraft der Erkenntnis
auf die Ordnung des Guten,
und das Streben der Besten
auf Wahrheit und Recht!

Laß auch uns im Ganzen erleben
unseres Wirkens bedeutsamen Standort,
der Sinn unserem Tun gibt
und Kraft unserem Wort! -

Du bringst die Früchte hervor
jeweder Handlung;
denn die Quelle jeglicher Tat
ist unseres Strebens
vom Geiste gelenkte Richtung. -
Du gibst unserem Handeln
den herzbewegenden Tatsinn
und hilfst uns begreifen
der Lebensentfaltung
tief innewohnendes Zielbild:
daß ODIN einst wandle mit uns
als gestaltende Macht! -

* ODIN = das Göttliche, nimmt, indem wir es begreifen, begrifflich Gestalt an; so auch im germanischen Mythos. Es bedeutet die Geist-Gesetzlichkeit im belebten und unbelebten Kosmos.
Gott THOR (der Greif als „Sohn" ODINs und der Erdmutter JÖRD) vermittelt ihr Verstehen an die Menschen.

Die religiöse Aussage im Märchen von Hänsel und Gretel

(Br. Grimm Nr. 15)

Auch diesem Märchen liegt der germanische Mythos, seine Götterwelt und deren Bedeutung zu Grunde. Das Märchen wird allgemein so erzählt, daß es Mitleid mit den armen Kindern erregt und Freude über den dann doch errungenen Sieg des Lebens. Es hat aber im Grunde und dem Ursprung nach eine in der Mythologie liegende religiöse Bedeutung. Wir können diese hier kurz mit folgenden Sätzen beschreiben. Auch menschliches Leben ist von einer in der Natur wirkenden feindlichen Macht bedroht, die von der Riesin „ANGRBODA" (Angstbereiterin) ausgeht. Schon in der Stiefmutter, die die beiden Kinder, Hänsel und Gretel aus Not im Walde aussetzen möchte, tritt diese Gefährdung des Lebens den beiden Kindern erstmals entgegen. Mit dem götterfeindlichen Asen LOKI zeugte die ANGRBODA die bedrohenden Kräfte für die Sonne (den Fenriswolf), für die Erde (die Midgardschlange) und für den nachtodlichen Bereich (die HEL). Aber der auch verkündete Sieg der Götter ist die Rettung des Lebens auf der Erde! Diese geschieht durch das Prinzip der Fürsorge (in der Göttin FREYA) und dem schöpferischen Prinzip (im ODIN), das aber auch durch den Gott THOR in das Erdenleben hineingetragen wird. Die Menschen müssen von deren Geist erfüllt sein, wenn das Lichte, das Gute auf Erden siegen soll. Die Menschen wachsen aber erst in diese ihre Aufgaben hinein, wenn sie auch als „Gotteskinder" schon geboren werden. So gehen Hänsel und Gretel noch als solche unbefangenen Gotteskinder in die Welt. Von der Hauskatze, in der doch auch ein Jagdtrieb steckt und den Täubchen nehmen sie liebevoll Abschied als Sinnbilder ihrer Jugend. Im Wald, d.h. in der Welt, begegnen sie nun den Verlockungen des Lebkuchenhäuschens. Die Lust am und die Not zum Essen und Trinken trieb sie dahin. Es war dies die List der Gestalt gewordenen ANGRBODA. Diese nutzt nun die helfende Kraft der FREYA im Gretel; aber ihr Ziel ist, das Schöpferische, Odinhafte im Hänsel zu mästen, es für sich auszubeuten (in heutiger Sprache: seine in Geld verwandelte Schaffenskraft auszubeuten). Aber Gretel erkennt, daß dieses für sie beide den Tod bedeuten würde. Sie reift daran, ihre Tatkraft rettet schließlich das schöpferische Prinzip im Hänsel, indem sie die niedrigen Absichten der ANGRBODA vereitelt. So befreit, kehren die beiden nun heim. Dabei lassen sie die erste Lebensstufe, in der nur das Leben in seiner Art und seiner Gefährdung erkannt wird, hinter sich. Waren sie bisher wie Träumer, noch aus vorgeburtlicher Zeit mit seelischen Kräften göttlicher Geborgenheit erfüllt, so gelangen sie nun erst bewußt in die irdische Wirklichkeit. Dies wird erklärt, indem sie an das große Wasser kamen (entspricht dem Urdbrunnen). Eine Ente, bzw. ein Schwan trug erst den Hänsel, dann die Gretel hinüber. Dieses Geschehen

enthält die wichtigste Aussage des Märchens. Wenn in christlicher Zeit die Engel mit Flügeln dargestellt werden, so ist dies nur die Umformung des Schwans, der in vorchristlicher Zeit der Bote der Götter war. Lohengrins Schiff wird von einem Schwan gezogen, d.h. der Geist Gottes führte ihn als Retter in die Welt; im Märchen „der Trommler" ist es die Schwanenjungfrau, deren Schwanenkleid er ihr zurückgibt, um seinen Erkenntnisweg danach anzutreten, und zwei Schwäne rudern auf dem heiligen Urdbrunnen, dem Quell der Lebensweisheit. So kehren auch Hänsel und Gretel als Wissende in das Leben zurück. Sie haben nun die Lebensstufe des Kämpfers (miles) erreicht. Der Naturtrieb der Selbsterhaltung hatte sie zwar zu dem Lebkuchenhäuschen getrieben, aber als Wissende lassen sie es nun gern hinter sich zurück. Der Naturtrieb, nach dem ein Lebewesen das andere frißt, war erkannt und durchschaut. Was sie heimbringen sind das Gold und die Edelsteine der Erkenntnis. Das Prinzip der Fürsorge in Gretel befreite das Prinzip des Schöpferischen, um damit das Leben weiter aufzubauen. Wer dies nacherlebt und erkannt hat, hat den Sinn seines Lebens gefunden. Es ist das Bekenntnis zum Göttlichen als einem schöpferischen Willen zur Gestaltung des Wahren und Guten im Leben.

Hänsel und Gretel

(etwas gekürzt)

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr

haben?" – „Weißt du was, Mann", antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist – da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los." – „Nein, Frau", sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt ich´s übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen; die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen." – „O du Narr", sagte sie, „dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln", und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch", sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „Nun ist´s um uns geschehen." – „Still, Gretel", sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen." Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Hintertüre auf und schlich sich hinaus. da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen", und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: „Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt´s nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht." – „Ach, Vater", sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert." Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen

kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab."

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jeder sein Stücklein Brot. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!" Hänsel aber tröstete sie: „Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Und als der volle Mond aufgestiegen war, nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach; die schimmerten wie neugeschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel waren, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Wald geschlafen; wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Muter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder heraus finden, es ist sonst keine Rettung für uns.

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen – wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Hänsel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden,", aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen.

Nun war´s schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehenblieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nah herankamen, da sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dranmachen", sprach Hänsel, „und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß." Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellt sich an die Scheiben und knusperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

„Knusper, knusper, kneischen,
Wer knuspert an meinem Häuschen?"

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind",

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen.

Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit. da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid." Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung wie die Tiere und merken´s, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: „Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen." Frühmorgens, ehe die

Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden." Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein; er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen." Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel steckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte.

Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da überkam sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger waren. „Heda, Gretel!" rief sie dem Mädchen zu. „Sei flink und trag Wasser – Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen." Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch!" rief sie aus. „Hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben." – „Spar nur dein Geplärre", sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts."

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen", sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen. „Kriech hinein", sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie´s auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach: „Ich weiß nicht, wie ich´s machen soll; wie komm ich da hinein?" – „Dumme Gans", sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl ich könnte selbst hinein", krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! Da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine", sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Hause bringen", und füllte sich sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort", sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber", sprach Hänsel, „ich seh keinen Steg und keine Brücke." – „Hier fährt auch kein Schiffchen", antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber."

Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
Da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücken,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzten. „Nein", antwortete Gretel, „Es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. –
Mein Märchen ist aus, dort lauft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Jorinde und Joringel

(Br. Grimm Nr. 69)

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stillestehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andern Mädchen. Die und dann ein gar schöner Jüngling, namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern.

Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich", sage Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst." Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlossen nah bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide:
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide, Lei - zicküth, zicküth, zicküth."

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang: „Zicküth, zicküth." Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal: „Schu, hu, hu, hu."

Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter, die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager - große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort.

Hier wollen wir die Geschichte einmal unterbrechen, um sie von dem schrecklichen Hexenbild in die vorchristliche ursprüngliche Urform der helfenden göttlichen Kräfte zu überführen. Wir müssen bedenken, um welchen Lebensabschnitt in der menschlichen Entwicklung vom Jugendlichen zum erwachsenen, selbstverantwortlichen Menschen es sich hier handelt. Die beiden Verliebten treffen wir ja an, als sie allein im Walde für sich sind; aber Jorinde weinte und auch Joringel klagte, denn sie hatten in ihrem Liebesbund eine Stufe erreicht, wo sie die unbeschwerte Jugendzeit zu verlassen beginnen, um in die der Erwachsenen überzuwechseln. Aus der unberührten Jungfrau kann nun die liebende junge Frau werden. Aber dieser Übergang bringt Konflikte des Gewissens hervor, weil der zu gewinnende Lebensabschnitt erst nur durch vieles noch zu Erlernendes beherrscht werden kann. Zumal in der alten Zeit, wo der Mensch seine Naturkraft als Aufgabe empfand und sie als ein heiliges Vermächtnis achtete. Die hohe Ethik eines Menschen äußert sich dabei durch sein Verantwortungsgefühl, mit dem er sich bewährt. Die „böse Hexe" ist daher auch sicher erst im frühen christlichen Mittelalter in diese häßliche Gestalt umgewandelt worden mit ihren Zauberkunststücken, als man die helfenden Seelenkräfte, die die Göttinnen der Germanen (und der Indogermanen) in den Menschen hervorriefen, nicht mehr mit ihren Götternamen benennen durfte. Aber es handelt sich hier um eine helfende Kraft, die als Seelenkraft der Selbstbewahrung und des Schutzes im Gemüt junger liebender Menschen als Richtkraft des Verhaltens in einer bestimmten Altersstufe ganz von allein wirksam werden kann. Vielleicht sollte sie aber auch gerade durch diese Erzählung erst zum Bewußtsein gebracht werden. - Die Gottheit der Fürsorge, ohne die sich höheres Leben auf der Erde gar nicht entfalten kann - Freya - hat vierzehn Helferinnen (Asinnen), mit denen sie ihr hilfreiches Tun für die Menschen verwirklicht. Davon ist es die Asin Fulla, die mit einem goldenen Stirnband als Zeichen ihrer Besonnenheit geschmückte jungfräuliche Gottheit, deren Geist und Gesinnung in das Gemüt der Heranwachsenden als Schutzengel einzieht, wenn sie als junge verliebte Menschen in die Natur hinauswandern und sich dort allein überlassen sind. Der Geist Fulla´s ist es, der es ermöglicht, einerseits wie eine Katze zu schmeicheln und zu schnurren, andererseits kann er dabei aber auch die Klugheit einer Eule zeigen, die sich verbirgt und warten kann, bis ihre Zeit kommt. Besonnenheit zog nun in das Gemüt der Jorinde ein. Im Getümmel der Welt mußte sie sich erst einmal auf „ihr Schloß" zurückziehen, in eine innere Einsamkeit der Selbstbewahrung und

ihrer inneren Stimme gehorchen; dies ist aber die Stimme der Asin Fulla, die dem jungen Mädchen sagt, was sie noch alles lernen muß, ehe sie zur Ganzheit der Liebe, der Ehe, Ja sagen darf. Da war es notwendig, ein Kinderhemdchen oder -höschen nähen zu lernen, Strümpfe sind zu stricken, ein Jäckchen zu häkeln; von Kinderkrankheiten muß man etwas wissen und den Mitteln zur Heilung. Auch das Kochen ist eine Kunst, die gelernt sein will. All dieses gebietet der jungen Liebe, die Kraft zum Warten aufzubringen und diese Kunst ist die von Fulla ausgehende innere Beseeltheit, die der Grieche als „Eros" erlebte. Eine Zeit inneren Wachsens und Werdens unbeschwerter Innerlichkeit, der Zuwendung zu seelischen Werten in Kunst und Natur, zu Wissen und zum Erkennen dessen, was das Leben aufbaut und erhält. Die „Vögelchen in den Körbchen" der Fulla werden ja von dieser unterrichtet und (mit guten Gedanken) genährt! Aber sie hat auch nur eine bestimmte Zeit dafür vorgesehen. Ihr Entzauberungsspruch für Joringel bedeutet wohl: „Du darfst handeln zu guter Stunde, wenn der Mond in das Körbel scheint." Der Mond als Bote der Liebe muß aber ein Vollmond sein und die reife Liebe soll dann in den „Korb", d.h. die Geborgenheit hineinleuchten, in der Jorinde nun eingefangen ist und in dem sie wartet. Auch Joringel wurde ja nun in seiner liebenden Zuwendung erst einmal zum Warten gezwungen, und gerade wenn die Liebe wertvoll und echt ist, wird das auch verstanden. Wir erfahren nun, wie es ihm dabei erging:

Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel, wenns Möndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund." (Zachiel leitet sich wohl von verzagen ab und bedeutet „du Verzagter") Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben; aber sie sagte, er sollte sie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. „Uu, was soll mir geschehen?" Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf, da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei.

Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse - alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Tal zu suchen, ob er eine solche Blume fände. Er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfen, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe bis zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Tor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf. Er

ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme - endlich hörte er´s. Er ging und fand den Saal, darin war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren viele hundert Nachtigallen, wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel wegnahm und damit nach der Türe ging. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib - nun konnte sie nichts mehr zaubern,....

Ob als Schafhirt oder an anderer Stelle des Lebens: Joringel wurde nun verantwortlich für ihm anvertrautes anderes Leben, er mußte lernen solcher Verantwortung gerecht zu werden. Verantwortlich sein und solches Bewußtsein in sich zu tragen, bestimmt den Wert eines Menschen. Unser Märchen erklärt nun mit einem Symbol, dessen Verständnis uns heute fast verloren gegangen ist, was unter der Reife zur Ehe für einen jungen Mann schon in alter Zeit verstanden wurde. Es ist auch heute noch dieselbe seelische Entwicklung. Denn die seelische Struktur des Menschen nordischer Art ist jetzt nicht anders als vor zweitausend Jahren. Wir kommen erst richtig zum Verstehen des Sinnbilds der blutroten Blume mit der leuchtenden Perle darin, wenn wir bedenken, daß es eine alte indogermanische Weisheit meint, die noch heute bei den Buddhisten Indiens oder Japans bedacht wird, wenn sie ihre Andacht zum göttlich-Verehrungswürdigen richten. Sie singen dazu ihr „Om-mani padme-Hum". Die Silbe Om bedeutet darin, daß man seine Gedanken (wie der Mund dabei rund geformt wird) rundum in die Weite der Welt, des Kosmos, in die Unendlichkeit ausweitet, in der aber doch die göttliche Harmonie waltet. Mani padme bedeutet „das Juwel im Lotos". Der Lotos (Teichrose), das ist aber hier im Märchen die blutrote Blume, meint die Herzenskräfte reiner Verehrung, und das Juwel darin ist die Klarheit der Erkenntnis, das Erfassen des überpersönlichen Sinnes, des Göttlichen, das der Mensch in sich zu erschauen vermag (und in dem er seine Geborgenheit sucht). Der Tautropfen, „so groß wie die schönste Perle", tritt hier an die Stelle des Juwels. Die Schlußsilbe Hum bedeutet dann die Einbeziehung des geschauten Überpersönlichen in unsere Leiblichkeit, in unsere Wirklichkeit.

Diese innere Geisteshaltung, die die blutrote Blume mit der Perle darin im indogermanischen Weltbild bedeutete, wurde nun erst nach dem „neunten Tage" erlangt. Was bedeuten nun diese neun Tage, was war zu erkennen, bis er die blutrote Blume mit dem Juwel darin fand? Wir wissen, daß die Arier überall die Dreigliederung im Lebensaufbau erkannt hatten. Neun Welten gibt es nach germanischer Vorstellung und die drei Bereiche: Körper, Seele, Geist haben je drei besondere

Stufen bzw. Arten, sich zu äußern. Wenn der Mensch sein Menschentum voll verwirklicht, muß er diese erkennen und beherrschen. (Auch andere Märchen, wie z.B. Schneeweißchen und Rosenrot wollen darauf hinweisen).

Es sind dies I. im körperlichen Bereich die Daseinsvoraussetzungen des Mineralischen, des Pflanzlichen und des Tierischen. - Der Mensch braucht a) das Mineralische als Salz, Kalium, Kalk usw. und viele Spurenelemente zum Körperaufbau. Das Pflanzliche b) dient ihm wie der Tierwelt zur Nahrung und auch das Tier c) selbst dient durch seine Kraft als Pferd oder Stier wie durch die Milch der Kuh oder deren Fleisch für die Erhaltung des Körperlichen.

II. Im seelischen Bereich sind es zunächst a) unsere Sinne, die unser Empfinden auslösen. Sie lassen uns Schlechtes oder Gutes riechen. Wir hören ergreifende Lieder, Farben und Formen sprechen uns an. Das Licht des Mondes, das Blau des Himmels weiten unser Empfinden für die Unendlichkeit. Zärtlich tasten wir über den Kopf eines Kindes. - Dann ist es ferner b) der Fürsorgetrieb, mit dem sich unser Seelisches entfaltet. Egoismus oder Hilfsbereitschaft, aber auch das Verlangen nach Ordnung und Gerechtigkeit erfüllen uns. Schließlich wird c) unser Empfinden beunruhigt, wenn wir Gefahren sehen. Sie veranlassen uns nachzudenken, bis wir sie beheben.

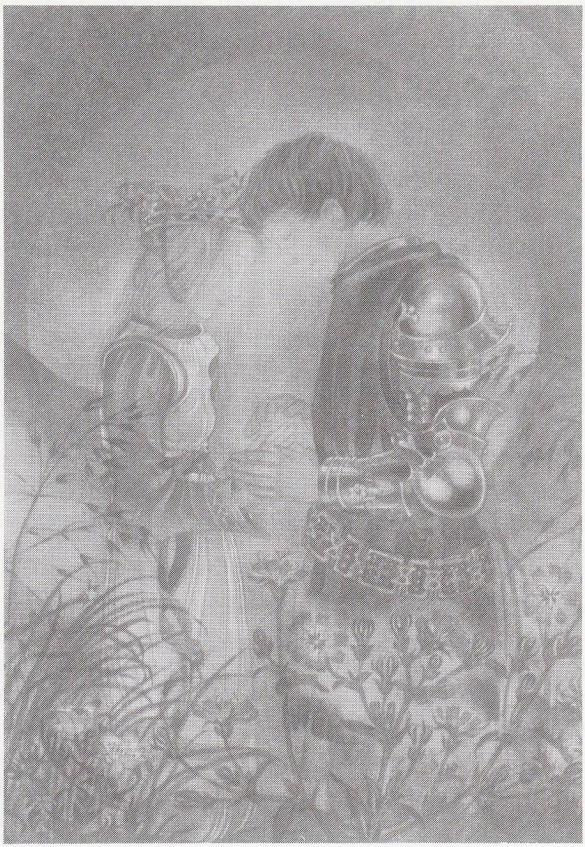
III. Aber auch unser geistiges Vermögen hat drei Bereiche der Entfaltung. Es ist a) das Wissen um geschichtliches Geschehen und über handwerkliche Erfahrungen. b) Das Nachdenken darüber (ratio) wie man ein Problem löst, z.B. wenn die Wiesen versumpfen, der Ackerboden unfruchtbar wird, oder wie eine Mondfinsternis zu erklären ist. Insbesondere erweist der Mensch aber seine Lebensstufe als vollgereiftes und vollentwickeltes geistiges Wesen, das alle die genannten Bereiche beherrscht, indem er auch c) das Göttliche, das Verehrungswürdige zu erkennen vermag. - Erst wenn er auch in dem geliebten Menschen, seiner Jorinde, das Verehrungswürdige erkannt hat, wenn seine Liebeskräfte durch Sinnerkenntnis geordnet sind, und er auch seine Gattin als dieses, einem Überpersönlichen dienende Wesen erkannt hat „scheint der volle Mond ins Körbel", dann leuchtet das Juwel in der roten Blume!

Daß er diese erst am „neunten Tage" findet, kann aber auch darauf hinweisen, daß in vorchristlicher Zeit die Woche mit neun Tagen gerechnet wurde. Dies, weil es ein Drittel der siebenundzwanzig Tage ist, die der Mond braucht, um von der ersten Sichel des aufgehenden bis zur letzten Sichel des untergehenden Mondes zu gelangen. Ab dem neunten Tage beginnt daher erst der zweite „Lebensabschnitt" des Mondes, in dessen Mitte der Mond sein volles Licht zu uns sendet. Dies ist ein Vergleich. Erst nach dem ersten Drittel des Menschenlebens von rund

siebenundzwanzig Jahren beginnt der Mann seine volle Lebenskraft zu entfalten in der „Mars" und „Jupiter" Lebensstufe (siehe Einführung, Bild 5). Ist dies erkannt, so können Gefahren und Hindernisse eine glückliche Ehe nicht mehr erreichen und der Mensch wird erlöst:

... und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da machte er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause, und sie lebten lange vergnügt zusammen.

Daher verehrten sie unsere FULLA, die jungfräuliche Helferin der Göttin FREYA, mit dem goldenen Stirnband, das später als Heiligenschein auf den Bildern gemalt wurde, als ihre Helferin, die ihnen gelehrt hatte, daß tiefe Liebe erst auf dem Boden der Achtung und der Wesenserkenntnis sich voll entfaltet. Auch das Märchen von Rapunzel zeigt uns diese hohe ethische Forderung aus germanischer Geisteshaltung.



„Die Kristallkugel"

(Br. Grimm Nr. 197)

Dieses Märchen enthält eine Lehre darüber, wie der Mensch zu den schöpferischen Erkenntnissen gelangt, die erforderlich sind, um neue praktische, aber auch geistige Fragen des Lebens zu lösen. Im Mittelalter wurde von jedem Handwerker, der vom Gesellen zum Meister strebte, nicht nur fachliche Kunstfertigkeit verlangt, sondern auch innere Reife. Was darunter zu verstehen ist, sollte durch die Erzählung von der Kristallkugel klar werden. Es gilt ja im Grunde heute noch genau so. Es wird daraus auch deutlich, daß der Mensch bei all seinem Bemühen um Meisterschaft mit seiner Kunst und seinem Können ein Glied der Ganzheit des Lebens in seinem Volk ist. Dies wird schon gleich zu Beginn des Märchens bildlich erläutert.

Es war einmal eine Zauberin, die hatte drei Söhne, die sich brüderlich liebten; aber die Alte traute ihnen nicht und dachte, sie wollten ihr ihre Macht rauben. Da verwandelte sie den ältesten in einen Adler, der mußte auf einem Felsengebirge hausen, und man sah ihn manchmal am Himmel in großen Kreisen auf und nieder schweben. Den zweiten verwandelte sie in einen Walfisch, der lebte im tiefen Meer, und man sah nur, wie er zuweilen einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe warf. Beide hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre menschliche Gestalt. Der dritte Sohn, da er fürchtete, sie möchte ihn auch in ein reißendes Tier verwandeln, in einen Bären oder einen Wolf, so ging er heimlich fort.

Die Zauberin ist hier die Mutter Erde, die das Leben auf der Erde hervorgebracht hat und dabei in dem Element der Luft den Adler, in dem des Wassers den Walfisch als höchste Form des Lebens. Auf dem Element des Festen, der Erde, ging der Mensch aber seine eigenen Wege und strebte dabei über die Stufen des tierischen Lebens hinaus nach höherer Erkenntnis. Nicht der Glaube ist für den germanischen Menschen die höchste Form innerer Haltung, sondern die Erkenntnis des Göttlichen, seiner Gesetzlichkeit als gestaltender Kraft des Lebens.

Er hatte aber gehört, daß auf dem Schloß der goldenen Sonne eine verwünschte Königstochter säße, die auf Erlösung harrte; es müßte aber jeder sein Leben daran wagen, schon dreiundzwanzig Jünglinge wären eines jämmerlichen Todes gestorben und nur noch einer übrig, dann dürfte keiner mehr kommen. Und da sein Herz ohne Furcht war, so faßte er den Entschluß, das Schloß von der goldenen Sonne aufzusuchen. Er war schon lange Zeit herumgezogen und hatte es nicht finden können; da geriet er in einen großen Wald und wußte nicht, wo der Ausgang war. Auf einmal erblickte er in der Ferne zwei Riesen, die winkten ihm mit der Hand, und als er zu ihnen kam, sprachen sie: „Wir streiten um einen Hut, wem er

zugehören soll, und da wir beide gleich stark sind, so kann keiner den andern überwältigen. Die kleinen Menschen sind klüger als wir, daher wollen wir dir die Entscheidung überlassen." - „Wie könnt ihr euch um einen alten Hut streiten?" sagte der Jüngling. „Du weißt nicht, was er für Eigenschaften hat! Es ist ein Wünschhut, wer den aufsetzt, der kann sich hinwünschen, wohin er will, und im Augenblick ist er dort." - „Gebt mir den Hut", sagte der Jüngling, „ich will ein Stück Wegs gehen, und wenn ich euch dann rufe, so lauft um die Wette, und wer am ersten bei mir ist, dem soll er gehören." Er setzte den Hut auf und ging fort, dachte aber an die Königstochter, vergaß die Riesen und ging immer weiter.

Wir erfuhren nun, daß unser dritter Sohn beschlossen hatte, zum „Schloß der goldenen Sonne" zu wandern um eine „verwünschte Königstochter" zu erlösen. Dies ist nun das Rätsel und das Fernziel seines Lebens. Und die dreiundzwanzig Jünglinge, die alle schon vorangegangen waren? Er, der Mensch wäre dann der vierundzwanzigste? Sollte das bedeuten, daß schon dreiundzwanzig Stufen in der Evolution vergangen sind und erforderlich waren, bis man als Mensch zum Ziel gelangen kann? Dies war eine Ungewißheit, die unseren Sohn aber nicht von seinem Ziel abhielt. So gelangt er vorerst zu den zwei Riesen. Beide streiten um einen Hut, aber es ist dies ein „Wünschhut"! Er führt in die gewünschte Welt der Gedanken, und die beiden Streiter sind wohl Meister eines Handwerks oder gar Theologen der mittelalterlichen Zeit. Sie streiten sich um die Bedeutung ihres Fachwissens. Sie können dadurch aber das Fernziel der goldenen Sonne, die göttliche Wahrheit, die letztgültige Erkenntnis über den Sinn und das Bewirkende des Lebens nicht erkennen und daher auch nicht wünschen". - Dagegen heißt es aber für den „dritten Sohn":

Einmal seufzte er aus Herzensgrund und rief: „Ach, wäre ich doch auf dem Schloß der goldenen Sonne!" Und kaum waren die Worte über seine Lippen, so stand er auf einem hohen Berg vor dem Tor des Schlosses. Er trat hinein und ging durch alle Zimmer, bis er in dem letzten die Königstochter fand. Aber wie erschrak er, als er sie anblickte: sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Runzeln, trübe Augen und rote Haare. „Seid Ihr die Königstochter, deren Schönheit alle Welt rühmt?" rief er aus. „Ach", erwiderte sie, „das ist meine Gestalt nicht, die Augen der Menschen können mich nur in dieser Häßlichkeit erblicken; aber damit du weißt, wie ich aussehe, so schau in den Spiegel, der läßt sich nicht irremachen, der zeigt dir mein Bild, wie es in Wahrheit ist." Sie gab ihm den Spiegel in die Hand, und er sah darin das Abbild der schönsten Jungfrau, die auf der Welt war, und sah, wie ihr vor Traurigkeit die Tränen über die Wangen rollten. Da sprach er: „Wie kannst du erlöst werden? Ich scheue keine Gefahr."

In diesem Teil des Berichtes wurde nun erklärt, daß der innige Wunsch des nachdenklichen Sohnes ihn gewissermaßen in eine meditative Versenkung geführt hatte, durch die er zum „Schloß der Königstochter" gelangt war. Aber er sah hier zunächst noch mit den Augen des an seine Umwelt gebundenen Menschen. Das heißt, bei seinem Nachdenken, seiner Schau nach innen, seinem Bemühen, Gesetzlichkeiten des Lebens, Sinnvolles, zu erkennen, war sein Denken noch von Bildern des vergänglichen Daseins erfüllt. Er sah noch mit den Augen des Menschen das Gewordene und Vergehende. Wirkliches schöpferisches Erkennen ist aber auf Gesetzlichkeiten gerichtet, die abstrakt sind. Wie nach einer mathematischen Formel erfassen sie das künftige Geschehen auf Grund ewig gültiger Gesetze. Im Antlitz der hoffnungsvoll vorausdenkenden Königstochter spiegelte sich aber diese Zukunft und dieses erwartungsvolle Denken bildete der Spiegel ab. Es sind die gestaltenden Kräfte der Erscheinungen der irdischen Welt. Dazu erfährt unser Menschensohn nun noch eine Verhaltensregel, wie man zu diesem Erfassen eines Geschehens gelangen kann. Dabei wollen wir uns noch erinnern, daß mit der „Zauberin" die Erschafferin von Leben auf der Erde gemeint war. Es wird nun erklärt:

Sie sprach: „Wer die kristallne Kugel erlangt und hält sie dem Zauberer vor, der bricht damit seine Macht, und ich kehre in meine wahre Gestalt zurück. Ach", setzte sie hinzu, „schon so mancher ist darum in seinen Tod gegangen, und du junges Blut, du jammerst mich, wenn du dich in die großen Gefährlichkeiten begibst." - „Mich kann nichts abhalten", sprach er, „aber sage mir, was ich tun muß." - „Du sollst alles wissen", sprach die Königstochter; „wenn du den Berg, auf dem das Schloß steht, hinabgehst, so wird unten an einer Quelle ein wilder Auerochs stehen, mit dem mußt du kämpfen. Und wenn es dir glückt, ihn zu töten, so wird sich aus ihm ein feuriger Vogel erheben, der trägt in seinem Leib ein glühendes Ei, und in dem Ei steckt als Dotter die Kristallkugel. Er läßt aber das Ei nicht fallen, bis er dazu gedrängt wird; fällt es aber auf die Erde, so zündet es und verbrennt alles in seiner Nähe, und das Ei selbst zerschmilzt und mit ihm die kristallne Kugel, und all deine Mühe ist vergeblich gewesen."

In dem Satz: „Wer die Kristallkugel erlangt und sie dem Zauberer vorhält, der bricht seine Macht und ich kehre in meine wahre Gestalt zurück" liegt nun schon des Rätsels Lösung, auf die uns das Märchen hinweisen will. Der Zauberer ist es ja, der alles Leben in das Gesetz von Werden und Vergehen drängte und damit in die Vergänglichkeit, die alle Schönheit des Werdens immer wieder in Verfall und Häßlichkeit wandelt. Mit der Kristallkugel ist aber die Schau der unvergänglichen Gesetzlichkeit gemeint, die uns das Ewige, Bleibende vor unser inneres Auge führt. Gegenüber diesem Unvergänglichen ist der Zauberer machtlos und wir wollen nun sehen, wie es dem jüngsten Sohn, dem Menschen gelang, das zu erfüllen, was nach dem Wissen der „Königstochter" erforderlich war, um zu der vollen Erkenntnis zu gelangen.

Der Jüngling stieg hinaus zu der Quelle, wo der Auerochse schnaubte und ihn anbrüllte. Nach langem Kampf stieß er ihm sein Schwert in den Leib, und er sank nieder. Augenblicklich erhob sich aus ihm der Feuervogel und wollte fort fliegen; aber der Adler, der Bruder des Jünglings, der zwischen den Wolken daherzog, stürzte auf ihn herab, jagte ihn nach dem Meere hin und stieß ihn mit seinem Schnabel an, so daß er in der Bedrängnis das Ei fallen ließ. Es fiel aber nicht in das Meer, sondern auf eine Fischerhütte, die am Ufer stand, und die fing gleich an zu rauchen und wollte in Flammen aufgehen. Da erhoben sich im Meer haushohe Wellen, strömten über die Hütte und bezwangen das Feuer. Der andere Bruder, der Walfisch, war herangeschwommen und hatte das Wasser in die Höhe getrieben. Als der Brand gelöscht war, suchte der Jüngling nach dem Ei und fand es glücklicherweise. Es war noch nicht geschmolzen; aber die Schale war von der plötzlichen Abkühlung durch das kalte Wasser zerbröckelt, und er konnte die Kristallkugel unversehrt herausnehmen.

Die Tötung des Auerochsen ist nun ein altes, bis in die Zeit des Christentums hinein geläufiges Symbol der Mithrasverehrung gewesen, jenes göttergleichen Menschenfreundes, der damit zeigen wollte, daß der Mensch erst seine Naturkraft in sich besiegen bzw. unterordnen muß: die Triebe nach Nahrung und Fortpflanzung. Dann erst steigt auch in ihm der Feuervogel empor! - Dieser kann aber zu einer Übersteigerung der Willenskräfte führen; oder aber auch zur hemmungslosen Selbstsucht und Zerstörung im Bereich des Mitmenschlichen. Unserem Jüngling kamen jedoch die Kräfte seiner Brüder zu Hilfe: der Adler als Symbol der geistigen Kraft (als Vertreter von Hugin und Munin = Denken und Gedächtnis, den Kundschaftern und sprechenden Raben ODINs) und der Walfisch mit dem Element Wasser als der nährenden Kraft der Erde. Wie vergleichsweise bei einem Schmied das Eisen einerseits mittels des Blasebalges durch Luftsauerstoff zum Glühen gebracht wird, andererseits durch das Wasser abgeschreckt und gehärtet wird, muß der Mensch auch die Mitte gewinnen und bei seinem Gedankenflug, seinem Streben nach Erkenntnis sowohl das Geistige wie das Materielle als helfende Brüder einsetzen, aber dennoch über das Naturhafte des Tieres, des Stieres hinauswachsen. Dieses meinte auch die Verehrung des Mithras (siehe Bild); für den ihn verehrenden Jüngling - wie für jeden um die Kristallkugel sich bemühenden Menschen unserer Zeit - gilt dann auch der Schluß der Erzählung.

Als der Jüngling zu dem Zauberer ging und sie ihm vorhielt, so sagte dieser: „Meine Macht ist zerstört, und du bist von nun an der König vom Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurückgeben." Da eilte der Jüngling zu der Königstochter, und als er in ihr Zimmer trat, so stand sie da in vollem Glanz ihrer Schönheit, und beide wechselten voll Freude ihre Ringe miteinander.

Ein Altarbild des Mithraskultes Tötung des Stieres, d.h. Auferstehung durch Selbstüberwindung.

Der Mensch, der das Schöpferische, die Kristallkugel so in sich befreit hat, vermag dann auch seine Mitmenschen zu erlösen, insbesondere wird auch seine Göttin des Lebensglücks, als Sendbotin der Göttin FREYA, dadurch erlöst. Das Gewinnen der Kristallkugel ist somit auch ein Gebot unserer Zeit. Es kann aber nicht erfüllt werden von Demokraten, die um einen Hut streiten oder von Geldgläubigen, die den Auerochsen füttern, statt ihn zu überwinden!

Einen bildlichen Ausdruck für das reine Suchen nach den Gesetzen der Materie wie des Lichts, die sich im Kristall offenbaren, fand in unserer Zeit die Künstlerin Sulamith Wülfing:

Oh Mensch!
Hast Du den tiefen Drang,
leben zu müssen
durch Deines Denkens Kraft gestillt,
aus Deiner Tiefe,
aus des Kosmos weit umfassender Gesetzlichkeit
Dir Antwort quillt:
Gesetz durchglüht das All
und weihevolle Harmonie. -
Erfahr´ dies ungestörte Klingen
im Kristall, im Baum,
in frohen Tieres Lebenstraum -
Laß göttlich Werk dann auch durch Dich gelingen!
Der Adler wie der Walfisch
sind des Lebenskampfes Zeugen. -
Der Mensch in seinem Schaffenstrieb
muß sich der Geisterkenntnis beugen! -

Die Lebenszeit

(Br. Grimm Nr. 176)

Es wäre schlimm, wenn wir in den Märchen nicht auch etwas zum Lachen fänden. Gerade der tiefer Denkende vermag auch einmal sich selbst zu verspotten. Es bleibt dann aber meist nicht dabei, sondern der Spott reizt dazu, in Witz und Wirklichkeit noch eine tiefere Wahrheit zu entdecken. Aber lesen wir zunächst, wie die „Lebenszeit" der Menschen zu Stande gekommen ist.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte: „Herr, wie lange soll ich leben?" - „Dreißig Jahre", antwortete Gott, „ist dir das recht?" - „Ach Herr", erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefrischt zu werden! Erlaß mir einen Teil der langen Zeit." Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel ging getröstet weg, und der Hund erschien. „Wie lange willst du leben?" sprach Gott zu ihm. „Dem Esel sind dreißig Jahre zuviel, du aber wirst damit zufrieden sein." - „Herr", antwortete der Hund, „ist das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muß, das halten meine Füße so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?" Gott sah, daß er recht hatte, und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du willst wohl gerne dreißig Jahre leben?" sprach der Herr zu ihm. „Du brauchst nicht zu arbeiten wie der Esel und der Hund und bist immer guter Dinge." - „Ach Herr", antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wenn´s Hirsebrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden, damit die Leute lachen; und wenn sie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus." Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott, ihm seine Zeit zu bestimmen. „Dreißig Jahre sollst du leben", sprach der Herr, „ist dir das genug?" - „Welch eine kurze Zeit!" rief der Mensch. „Wenn ich mein Haus gebaut habe und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt; wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, so soll ich sterben! O Herr, verlängere meine Zeit." - „Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen", sagte Gott. „Das ist nicht genug", erwiderte der Mensch. „Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben." - „Immer noch zu wenig." -

„Wohlan", sagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht." Der Mensch ging fort, war aber nicht zufriedengestellt.

Also lebte der Mensch siebenzig Jahr. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wird ihm eine Last nach der andern aufgelegt; er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hatte keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Der spöttisch heitere Abschluß der Geschichte möge uns aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um ein seit alter Zeit immer wieder durchdachtes Problem des Werdens und Vergehens handelt, in das auch menschliches Leben einbezogen ist. Längst in vorchristlicher Zeit - Hirsebrei aß man nördlich der Alpen hauptsächlich vor der Zeit Karls d. Gr. - bedachte man aber mehr die geistig-seelische Entwicklung des Menschen als seinen körperlichen Verfall. Der Mensch ist ja „Wanderer zwischen beiden Welten". Während das Christentum aber stets die Lehre von dem sündigen und gnadebedürftigen Menschen verkündete, um dadurch die Bedeutung der Kirche und des Priestertums zu betonen, war in vorchristlicher Zeit mehr der menschliche Reifeprozeß als Naturgegebenheit bedacht. Dieser besteht darin, daß der Mensch mit der Zeit die Sorge um das leibliche Wohl aus Gewohnheit weniger beachtet, dadurch seelisch mehr zu innerer Ruhe und Gelassenheit kommt und sich immer stärker als vom Geistigen her bestimmtes Wesen erkennt. Er „knurrt" nicht und „schauspielert" nicht, sondern die überpersönlichen Gesetze des Lebens werden ihm bewußter. Er mußte das allerdings später in der Sprache der christlichen Lehre ausdrücken, weil keine anderen Denkmodelle mehr zulässig waren, indem er hier z.B. von Gott als dem Schöpfer der einzelnen Lebewesen spricht. Der Mensch ist aber von Natur aus nicht nur ein Esser und ein Sorgender, sondern auch ein Erkennender. Er erlebt daher das Walten göttlicher Gesetze und somit eines Überpersönlichen in sich bei höherem Alter deutlicher. Er wird besinnlicher, erkennt sich als Baustein im Geschehen seines Volkes und in der Welt, der schließlich durch andere Bausteine gleicher Art ersetzt wird.

Im Heidentum, aber auch durch die deutschen Mystiker gab es dazu echte Lehren, die zu Besinnlichkeit, Verinnerlichung und Gottunmittelbarkeit führten. Diese treffen wir noch in vielen anderen Märchen an, die sicher aus vorchristlicher Zeit stammen, wie z.B. „Der

Goldene Vogel", „Die Kristallkugel", „Allerleirauh", „Die Rabe" u.a. Die höheren Reifestufen oder Lebensstufen, in die die Menschen im Laufe ihres Lebens hineingelangen, zeigt daher nicht der durch körperliche Gebrechen geschwächte und daher bei einer übermütigen Jugend zu Spott reizende Mensch, sondern der durch Erkenntnis, Weitsicht und Gelassenheit geistig geweitet Schauende! - Nicht Resignation, sondern Geborgenheit und Hoffnung waren die tragenden Empfindungen der älteren Goden. Auch in den „Bremer Stadtmusikanten" bestand, zum Vergleich ein Beispiel: Auf der Spitze von Esel, Hund, Katze steht der Hahn: gemeint ist (schon von den Brahmanen = Bremern), daß über dem Schaffenden der Kämpfende, darüber der seelisch Empfindende und über allen das Bewußtsein des „Selbst" steht, das beim Menschen der unvergängliche Wesensbestandteil ist.

Wir leben unter dem Machandelbaum

Liest man diese Grauen erregende plattdeutsche Geschichte erstmalig in der Märchensammlung der Brüder Grimm (Nr. 47), so denkt man wohl, daß man solches doch auch älteren Kindern nicht erzählen könne. Doch, man kann. Denn der Jugendliche nimmt diese Erzählung gleich als Geschichte, als „Es war einmal" auf und insbesondere als ein Ereignis, das es eben auch in der Welt, auf unserer Erde, gibt und daß Gefahr besteht.

Er ahnt auch, daß es ein Jenseits gibt und lernt, es zu bedenken. Darüber hinaus erklärt ja auch der Erzähler gleich am Anfang, daß die Geschichte wohl mehr als zweitausend Jahre her wäre. Das Geschehen als solches ist jedoch allgegenwärtig. Denn das Märchen meint nicht diese oder jene „Stiefmutter", sondern die Tatsache, daß auf unserer Erde Leben, insbesondere menschliches Leben, durch die Gesetze der Materie (und die Gesinnung der Mitmenschen) gefährdet ist, wenn ihm der fürsorgliche Schutz fehlt.

Wie man von einem heroischen Kämpfer sagte, die Göttin Athene führte ihn, lebte in ihm, führte sein Schwert, oder von der helfenden Schwester, daß in ihrer Güte die Göttin FREYA lebe, so wurde hier durch die „Stiefmutter" die Bedrohung allen Lebens auf der Erde personifiziert. (Vergl. auch die ähnliche Versinnbildlichung im Märchen „Fundevogel".) Daß wir es in dem Märchen im Grunde gar nicht mit Einzelpersonen zu tun haben, darauf weist schon der Machandelbaum (Wacholder) selbst hin. Er hat hier die Bedeutung der Weltenesche, die mit ihren Ästen und ihrem Blattwerk die Lebenskräfte aus dem Kosmos zur Erde führt. Unter ihr wünscht sich eine Mutter ein Kind „so weiß wie Schnee und so rot wie Blut". Also ein mit den Kräften des Geistes und der Seele vollbegabtes Kind, das sie mit liebendem Herzen empfangen will. Aber dieses dann so geborene Kind ist dann wie alles menschliche Leben auch den Gefahren der Erde ausgesetzt. Im Märchen stirbt die Mutter, und das Kind ist nun schutzlos den Gefahren der Erde bei fehlender Fürsorge ausgesetzt, und so wird es später durch den Deckel einer Truhe erschlagen.

Dieses alles sind Aspekte des Lebens, nach denen sich die Erde als Stiefmutter hart und gefühllos in den Gesetzen der Materie offenbart, während das Leben auf der Erde durch mütterliche Liebe gerufen und erhalten wird. Aber sachlich und nüchtern erkennt auch der mit der Natur verbundene und in ihr lebende Mensch, daß die Erde (hier als fürsorglicher Vater) alles tote Leben wieder zu sich aufnimmt. Wer viel durch Wald und Feld wandert, stößt manchmal auf das Gerippe eines verendeten Tieres. Dann liegen Schädel, Wirbelsäule, Rippen bloß, alle Fleischteile hat die Erde verschlungen. Fliegen, Würmer, Käfer als ihre Sendboten haben dies geschafft. Die Erde in ihrem väterlichen Aspekt

hatte das besorgt. Darauf, daß der Lebenswille nicht nur Leben hervorbringt, sondern es auch wieder verschlingt, wird in der germanischen Mythologie oft hingewiesen, u.a. auch durch eine der Aufgaben im Märchen „Von den sechs Dienern", sowie in der „Nixe im Teich". An dieser Symbolik, daß der Vater das Fleisch des Kindes verschlingt, zeigt das Märchen aber auch noch, daß seine gedanklichen Wurzeln uralt sind. In der germanischen Mythologie ist es die Riesin Angrboda als Gattin Lokis, die die feindlichen Kräfte der Materie verkörpert und durch die Vereinigung mit der auf Zerstörung gerichteten Geistigkeit Lokis u.a. den Fenriswolf hervorbringt. Diese kosmische Macht droht die ganze Erde zu verschlingen. In der griechischen Mythologie ist es der Urgott Uranos, der seine „Kinder" - das sind die aufbauenden Kräfte des Lebens - wieder verschlingt (bis auf seinen Sohn Zeus), was sich durch Wasserfluten, Vulkanausbrüche, Hagel oder Eiszeiten verwirklicht.

Der Mensch als Seelenwesen behauptet sich aber gegenüber all diesen Bedrohungen. Nur die Kräfte des Gefühls, der Fürsorge, des Verstehens und der umsorgenden Liebe sichern trotzdem seine Lebensentfaltung und bringen erst sein Leben voll zur Reife. Die Tränen Marleenchens sind es, die zeigen, daß sie die Kräfte in sich trägt. Indem sie des toten Bruders gedenkt, seine Knochen, das Unvergänglichere, aus Liebe und Ehrfurcht sammelt und wieder unter dem Lebensbaum vergräbt, wird aber nun ein ganz wichtiger Gedanke lebendig. Der Mensch ist ja nur scheinbar ein Körperwesen. Der Körper ist sein Gerät. In Wirklichkeit ist er ein Seelen- und Geistwesen, das eigentlich nur durch sein Gefühl und durch sein Denken ein Lebewesen ist. Diese Gefühlswelt umgibt den Menschen und stellt die Verbindung mit dem Ungeborenen und mit dem durch Tod von uns Gegangenen her. Diese Verbindung zeigt auch wieder Wirkung und von dieser will uns nun das Märchen berichten, denn erst durch das liebevolle Tun Marleenchens konnte zunächst auch der Seelenvogel, das Seelische des von den vernichtenden Kräften der Erde zerstörten Lebens, sich geborgen wissen. Die Seele des Bruders lebt nun in Gestalt des Seelenvogels weiter und kann als seelisch-geistige Macht aus dem Jenseits weiterwirken. Das geschehene Unheil wird vom Vogel verkündet. Es geht von Mund zu Mund: „Meine Mutter, die mich schlacht, Mein Vater, der mich aß, mein Schwester, das Marlenichen, Sucht alle meine Benichen, Bind´t sie in ein seiden Tuch, Legts unter den Machandelbaum. Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bin ik!"

Das Gedenken, die Tränen Marleenchens, verbinden den verunglückten Bruder mit dem Leben und so bewirkt er auch, daß das ewige Gesetz des Karma, der Wirkung unserer guten oder bösen Taten, bzw. Gesinnungen, sich vollzieht. Der Vater, der hier im Gegensatz zur Stiefmutter Erde auch das sorgsam behütende, Erfahrung bewahrende und Nahrung spendende Element der Erde verkörpert, erhält dann von dem Seelenvogel

die goldene Kette. Damit wird anerkannt, daß Wissen und Weisheit erforderlich sind, um mittels des Handwerklichen, aber auch mittels der Lebensordnung, die gewahrt wird, indem Totes von der Erde wieder aufgenommen wird, die Erhaltung von Leben zu sichern. Marlenchen, als Verkörperung all der fürsorgenden, seelischen Kräfte, die erst die Entfaltung menschlichen Lebens trotz Not und Gefahr ermöglichen, erhält die roten Schuhe als Symbol der wohlverdienten Lebensfreude. Mit der Farbe Rot, als der des Blutes und der Herzenskräfte, ist ja angedeutet, daß Marlenchen nun mit diesen Gefühlskräften erfüllt umherwandelt, denn sie wird bald als junge Frau noch für den Seelenvogel eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Aber die Stiefmutter, belastet als lebensfeindliche Macht bereits durch ihr Gewissen, erhält nur den Mühlstein, der sie erschlägt. Damit war die Gefährdung des Lebens erkannt und gebannt. Vom Jenseits her, als einer Gesetzlichkeit des seelischen Bereichs, war damit jedoch die Anerkennung fürsorgender Weisheit sowie fürsorgender Liebe gewährt. Der Seelenvogel vollzog damit auch das Wirken einer bestehenden, das Leben fördernden und sichernden Gesetzlichkeit: das Böse geht durch Gewissensqual unter, das Liebende bringt es zum Aufblühen und zur Wiedergeburt, das wissende und erfahrene Bewußtsein wahrt die Regeln für seine Erhaltung! Wenn dann unter dem Lebensbaum ein Leuchten (Feuer) und Nebel erscheinen, so kann dies nur bedeuten, daß aus den Kräften des Lebensbaumes die Seele des Bruders wieder hervortritt. Das Marleenchen, das die roten Schuhe trägt, war ja nun von den Kräften des Gefühls erfüllt, durch die eine junge Mutter das ungeborene Seelchen herbeiruft. Wenn auch das Märchen über diese Entwicklungszeit nicht berichtet, so ist doch gemeint, daß der Seelenvogel nun als ihr Kind wiedergeboren wird, sodaß dann schließlich der alte Vater, Mutter Marleenchen und ihr Kind liebevoll und einträchtig beieinandersitzen und „essen". Das heißt, sie führen das Leben in Eintracht fort, nachdem sie dessen Gefährdung durch treue Liebe und Weisheit überwunden hatten. Wenn man diese Märchenerzählung trotz der sich vielleicht zunächst einstellenden Abscheu liest, so erfährt man am Schluß dafür umso deutlicher die Wirklichkeit um die Kräfte, durch die sich unser Leben erst voll entfalten kann.

Erkennt man die Gestalten des Märchens als Symbole der guten und der feindlichen Kräfte in Natur und Leben, so ist es eine Hymne auf den Sieg des Lebens über die Kräfte der Zerstörung. Der Machandelboom ist nicht nur ein Bericht darüber, wie sich unsere Ahnen das Hineinwirken der seelischen Kräfte in unser Leben erklärten (Karmagesetz), sondern es berichtet auch über das Geschehen der Wiedergeburt, in dem die Liebe der Mutter zur Seele des Kindes von vornherein eine innere Beziehung hat.

Von dem Machandelbaum

(Br. Grimm Nr. 47; im Original plattdeutsch)

Das ist nun schon lange her, wohl zwei tausend Jahre, da war da ein reicher Mann, der hatte eine schöne fromme Frau, und sie hatten sich beide sehr lieb, hatten aber keine Kinder, sie wünschten sich aber sehr welche, und die Frau bittet darum so viel Tag und Nacht, aber sie kriegen keins und kriegen keins. Vor ihrem Hause war ein Hof, darauf stand ein Machandelbaum, unter dem stand die Frau mal im Winter und schält sich einen Apfel, und wie sie sich den Apfel so schält, so schnitt sie sich in den Finger, und das Blut fiel in den Schnee. „Ach", sagt die Frau, und seufzte so recht hoch auf, und sieht das Blut vor sich an, und war so recht wehmütig, „hätt ich doch ein Kind, so rot wie Blut und so weiß wie Schnee". Und als sie das sagte, da wurde ihr so recht fröhlich zu Mute - ihr war grade so, als sollte das was werden. Da ging sie zum Haus, und es ging ein Monat hin, der Schnee verging: und zwei Monate, da wurde es grün: und drei Monate, da kamen die Blumen aus der Erde: und vier Monate, da drängten sich alle Bäume im Wald und die grünen Zweige waren alle ineinander gewachsen: da sangen die Vögelchen, daß der ganze Wald schallte, und die Blüten fielen von den Bäumen: da war der fünfte Monat weg, und sie stand unter dem Machandelbaum, der roch so schön, da sprang ihr das Herz vor Freuden und sie fiel auf ihre Knie und konnte sich nicht lassen: und als der sechste Monat vorbei war, da waren die Früchte dick und stark, da wurde sie ganz still: und der siebente Monat, da griff sie nach den Machandelbeeren und aß sie so gierig, da wurde sie traurig und krank: da ging der achte Monat hin, und sie rief ihren Mann und weinte und sagte: „Wenn ich sterbe, so begrab mich unter dem Machandelbaum", dann wurde sie ganz getrost, und freute sich, bis der neunte Monat vorbei war, da bekam sie ein Kind, so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, so freute sie sich so, daß sie starb.

Da begrub ihr Mann sie unter dem Machandelbaum, und er fing an zu weinen so sehr: eine Zeit lang, da wurde das etwas weniger, und als er noch ne zeitlang geweint hatte, da hörte er auf, und noch eine Zeit, da nahm er sich wieder eine Frau.

Mit der zweiten Frau bekam er eine Tochter, das Kind aber von der ersten Frau war ein kleiner Sohn, und war so rot wie Blut und so weiß wie Schnee. Wenn die Frau ihre Tochter so ansah, so hatte sie sie so lieb, aber dann sah sie den lüttchen Jungen an, und das ging ihr so durchs Herz, und ihr schien, als stünde er ihr überall im Wege, und dachte denn man immer, wie sie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wollte, und der Böse gab ihr das ein, daß sie dem lüttjen Jungen ganz gram wurde und stieß ihn herum, von einer Ecke in die

andere, und bufft ihn hier und knufft ihn da, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn er dann aus der Schule kam, so hatte er keine ruhige Stätte.

Eines Tages war die Frau auf die Kammer gegangen, da kam die lüttje Tochter auch herauf und sagte: „Mutter, gib mir einen Appel". - „Ja mein Kind" sagte die Frau und gab ihr einen schönen Appel aus der Kiste; die Kiste hatte aber einen großen schweren Deckel mit einem großen scharfen eisernen Schloß. „Mutter", sagt die lüttje Tochter, „kann Bruder nicht auch einen haben?" Das verdroß die Frau, doch sagt sie: „Ja, wenn er aus der Schule kommt." Und als sie aus dem Fenster schaut, sah, daß er kam, da war das grade, als wenn der Böse über sie käme und sie faßt zu und nahm ihrer Tochter den Appel wieder weg und sagt: „Du sollst nicht eher einen haben als Bruder". Da warf sie den Appel in die Kiste und machte die Kiste zu. Dann kam der lüttje Junge in die Tür, da gab ihr der Böse ein, daß sie freundlich zu ihm sagte: „Mein Sohn, willst Du einen Appel haben?" Und sah in hastig an. „Mutter" sagt der lüttje Jung „Wie siehst du gräsig aus! Ja, gib mir einen Appel". Da war ihr, als solle sie ihm zureden. „Komm mit mir" sagt sie und macht den Deckel auf, „hol dir einen Appel raus". Und als sich der lüttje Junge hinein bückte, da riet ihr der Böse, bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf abflog und unter die roten Äpfel fiel. Da überlief sie die Angst, und dachte: Könnte ich das von mir bringen! Da ging sie oben nach ihrer Stube zu ihrem Wäscheschrank und holte aus der obersten Schublade ein weißes Tuch, und setzte den Kopf wieder auf den Hals und band das Halstuch so um, daß man nichts sehen konnte, und setzte ihn vor die Tür auf einen Stuhl und gab ihm den Appel in die Hand.

Da kam danach Marleenchen zu ihrer Mutter in die Küche; die stand beim Feuer und hatte einen Topf mit heißem Wasser vor sich, den rührt sie immer um. „Mutter", sagt Marleenchen, „Bruder sitzt vor der Tür und sieht ganz weiß aus und hat einen Appel in der Hand, ich habe ihm gesagt, er soll mir den Appel geben, aber er antwortet mir nicht, da wurde mir ganz gruselich." - „Geh nochmal hin", sagt die Mutter, „und wenn er Dir nicht antworten will, so gib ihm eines an die Ohren". Da ging Marleenchen hin und sagt: „Bruder, gib mir den Appel". Aber er schwieg still, da gab sie ihm eins auf die Ohren, da fiel der Kopf herunter, darüber erschrak sie sich und fing an zu weinen und zu schluchzen, und lief zu ihrer Mutter und sagt: „Ach Mutter, ich hab meinem Bruder den Kopf abgeschlagen", und weinte und weinte und kann sich nicht zufrieden geben! „Marleenchen", sagt die Mutter, „was hast Du getan! Aber schweig man still, daß es kein Mensch merkt, das ist nun doch nicht zu ändern; wir wollen ihn in der Suppe kochen". Da nahm die Mutter den kleinen Jungen und hackt ihn in Stücke, tat die in den Topf und kocht ihn in der Suppe.

Marleenchen aber stand dabei und weinte und weinte, und die Tränen füllten den ganzen Topf und sie brauchten gar kein Salz.

Da kam der Vater nach Haus und setzte sich zu Tisch und sagt: „Wo ist denn mein Sohn?" Da trug die Mutter eine große, große Schüssel auf mit Fleischsuppe, und Marleenchen weinte und konnte sich nicht halten. Da sagt der Vater wieder: „Wo ist denn mein Sohn?" - „Ach", sagt die Mutter, „er ist über Land gegangen nach Mutter ihrer Großtante - er wollte da mal bleiben". „Was tut er denn da? Und hat nicht mal Adjüüs gesagt!" - „O, er wollte gern hin und bat mich, ob er dort wohl einige Wochen bleiben könnte; er ist ja wohl dort gut aufgehoben". - „Ach", sagt der Mann, „mir ist so recht traurig, das ist doch nicht recht, er hätte mir doch Adjüüs sagen müssen" - mit dem fing er an zu essen und sagt: „Marleenchen, was weinst Du? Bruder wird schon wiederkommen". - „Ach Frau", sagt er dann, „was schmeckt mir das Essen schön? Gib mir mehr!" Und je mehr er ißt, um so mehr will er haben, und sagt: „Gebt mir mehr, ihr sollt nichts davon abhaben, das ist, als wenn das alles mein wäre." Und er aß und aß, und die Knochen warf er alle unter den Tisch, bis er alles vertilgt hatte. Marleenchen aber ging hin nach ihrer Kommode und nahm aus der untersten Schublade ihr bestes Seidentuch und holte alle die Beinchen und Knochen unter dem Tisch hervor und band sie in das Seidentuch und trug sie vor die Tür und weint ihre dummen Tränen.

Dort legte sie sie unter den Machandelbaum in das grüne Gras, als sie sie dort hingelegt hatte, da war ihr mit einemmal so recht wohl und sie weinte nicht mehr. Da fing der Machandelbaum an, sich zu bewegen und die Zweige taten sich immer so recht voneinander, und dann wieder zusammen, so recht, als wenn sich einer so recht freut und mit den Händen so tut. Mit dem so ging da so´n Nebel von dem Baum und richtig in dem Nebel da brennt das wie ein Licht und aus dem Licht da flog so´n schöner Vogel heraus, der sang so herrlich und flog noch in die Luft, und als er weg war, da war der Machandelbaum, wie er vorher gewesen war und das Tuch mit den Knochen war weg. Marleenchen aber war so recht erleichtert und vergnügt, grade als wenn der Bruder noch lebte. Dann ging sie wieder ganz lustig in das Haus zu Tisch und aß.
Der Vogel aber flog weg und setzt sich auf eines Goldschmidts sein Haus und fing an zu singen:

„Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, dat Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Der Goldschmidt saß in seiner Werkstatt und machte eine goldene Kette, da hört er den Vogel, der auf seinem Dach saß und sang, und das schien ihm so schön. Da stand er auf und als er über die Türschwelle ging, da verlor er einen Pantoffel. Aber er ging so weiter mitten auf der Straße, einen Pantoffel und einen Socken an; sein Schutzfell hatte er vor, und in der einen Hand hatte er die goldene Kette und in der anderen die Zange; und die Sonne schien so hell auf die Straße. Dort ging er, um richtig zu stehen und sah den Vogel an. „Vogel", sagt er da, „wie schön kannst Du singen, sing mir das Stück nocheinmal". - „Nee", sagt der Vogel „zweimal sing ich nicht umsonst. Gib mir die goldene Kette, so will ich es Dir nochmal singen". „Hier" sagt der Goldschmidt, „hast Du die goldene Kette, und sing mir das nochmal". Da kam der Vogel und nahm die goldene Kette so in die rechte Pfote, setzte sich vor den Goldschmidt und sang:

„Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, dat Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Dann flog der Vogel weg zu einem Schuster und setzte sich auf den sein Dach und sang:

„Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, dat Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Der Schuster hört das und läuft vor seine Tür in Hemdsärmeln und sah nach seinem Dach und mußte die Hand vor die Augen halten, daß die Sonne ihn nicht blendete. „Vogel" sagt er, „was kannst Du schön singen". Dann rief er in seine Tür rein: „Frau, komm mal raus, da ist ein Vogel: sieh mal den Vogel, der kann mal schön singen." Dann rief er seine Tochter und Kinder und Gesellen, Lehrjungen und Magd und sie kamen alle auf die Straße und sahen den Vogel an, wie schön er wäre, und er hatte so recht rote und grüne Federn, und um den Hals war das wie lauter Gold, und die Augen blinken ihm im Kopf wie Sterne. „Vogel", sagt der Schuster „und sing mir das Stück nochmal". - „Nee", sagt der Vogel, „zweimal sing ich nicht umsonst, du mußt mir was schenken". - „Frau", sagt der Mann, „geh zum Lager auf dem obersten Börd, da stehn ein Paar rote Schuhe, die bring hierher." Da ging die Frau hin und holte die Schuhe. „Hier,

Vogel" sagt der Mann, „nun sing mir das Stück nocheinmal". Da kam der Vogel und nahm die Schuhe in die linke Klaue und flog wieder auf das Dach und sang:

„Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, dat Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Und als er ausgesungen hatte, da flog er weg. Die Kette hatte er in der rechten und die Schuhe in der linken Klaue und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging „Klippe, klappe, klippe, klappe, klippe, klappe". Und in der Mühle da saßen zwanzig Müllerburschen, und die hauten einen Stein und hackten Hick, hack, hick, hack, hick, hack" und die Mühle ging Klippe, klappe, klippe, klappe, klippe, klappe". Dann setzte sich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle stand und sang:

„Mein Mutter, die mich schlacht"
da hörte einer auf zu arbeiten,
„Mein Vater der mich aß"
da hörten noch zwei auf und hörten das
„Mein Schwester die Marlenichen"
da hörten wieder vier auf,
„Sucht alle meine Benichen,
bind´t sie in ein seiden Tuch"
nun hackten grade noch acht,
„legt´s unter" -
nun noch bloß fünf
„den Machandelbaum"
nun noch bloß einer
„Kywitt, kywitt, was vör´n schöön Vogel bün ik!"

Da hörte der letzte auch auf und hatte das letzte noch gehört. „Vogel", sagt er, „was singst Du schön! Laß mich das auch hören, sing mir das nochmal." - „Nee", sagt der Vogel, „zweimal sing ich nicht umsonst, gib mir den Mühlstein, dann will ich das nochmal singen." - „Ja" sagt er, wenn er mir allein gehört, so sollst Du ihn haben." - „Ja" sagen die anderen, „wenn er nochmal singt, so soll er ihn haben". Da kam der Vogel herunter, und die Müller setzten alle zwanzig mit Stangen an und hoben den Stein auf: „Hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp." Da steckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um wie einen Kragen und flog wieder auf den Baum und sang:

„Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,

Mein Schwester, dat Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Und als er das ausgesungen hatte, da machte er die Flügel auseinander und hatte in der rechten Klaue die Kette und in der linken die Schuhe und um den Hals den Mühlstein und flog weit weg nach seines Vaters Haus.

In der Stube saß der Vater, die Mutter und Marleenchen bei Tisch, und der Vater sagte: „Ach wie wird mirs leicht ums Herz, mir ist richtig gut zu Mute". - „Nee", sagt die Mutter, „mir ist richtig so angst, grad so als wenn ein schweres Gewitter kommt." Marleenchen aber saß und weinte und weinte, da kam der Vogel angeflogen, und als er sich auf das Dach setzte, „Ach" sagte der Vater, „mir ist so recht freudig zu Mute, und die Sonne schien draußen so schön, mir is grad so, als solle ich einen alten Bekannten wiedersehn." - „Nee", sagt die Frau, „mir ist so angst, die Zähne klappern mir, und das ist mir wie Feuer in den Adern. Und sie riß sich ihr Leibchen auf und noch mehr, aber Marleenchen saß in einer Ecke und weinte und hatte ihr Taschentuch vor den Augen und weint das Tuch ganz naß. Da setzte sich der Vogel auf den Machandelbaum und sang:
„Meine Mutter, die mich schlacht."
Da hielt die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte nichts sehen und hören, aber das brauste ihr in den Ohren wie der allerstärkste Sturm und die Augen brannten ihr und zuckten wie Blitze.
„Mein Vater, der mich aß."
„Ach Mutter", sagt der Mann, „da ist ein schöner Vogel, der singt so herrlich, die Sonne scheint so warm, und das riecht wie lauter Jasmin."
„Mein Schwester, das Marlenichen"
Da legt Marleenchen den Kopf auf die Knie und weint in eins weg, der Mann aber sagte: „Ich gehe raus, ich muß den Vogel nahebei sehn". - „Ach, geh nicht" sagt die Frau, „mir ist, als bebete das ganze Haus und stünde in Flammen." Aber der Mann ging heraus und sah den Vogel an.

„Sucht alle meine Benichen,
Bind´t sie in ein seiden Tuch,
Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ik!"

Mit dem ließ der Vogel die goldene Kette fallen und sie fiel dem Mann grade um den Hals, so richtig hier herum, daß sie grade so

schön paßte. Da ging er herein und sagte: „Sieh, was ist das für ein schöner Vogel, hat mir so´ne schöne goldene Kette geschenkt, und sieht so schön aus". Der Frau aber war so angst, und fiel längs in der Stube hin und die Mütze fiel ihr vom Kopf. Da sang der Vogel wieder:

„Mein Mutter, die mich schlacht"
„Ach, daß ich tausend Meter unter der Erde wäre,
daß ich das nicht hören muß!"
„Mein Vater, der mich aß."
Da fiel die Frau wie tot nieder.
„Mein Schwester, das Marlenichen,"
„Ach" sagt Marleenchen „ich will auch rausgehen und sehn, ob der Vogel mir was schenkt?" Da ging sie hinaus.
„Sucht alle meine Benichen,
bind´t sie in ein seiden Tuch."
Da warf er ihr die Schuhe herunter.
„Legt´s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör´n schöön Vogel bün ick!"

Da wurde ihr so leicht und fröhlich. Da zog sie die neuen roten Schuh an und tanzt und sprang herein. „Ach", sagt sie, „ich war so traurig, als ich heraus ging und nun ist mir so leicht ums Herz, das ist mal ein herrlicher Vogel, hat mir ein Paar rote Schuhe geschenkt!" - „Nee" sagt die Frau, und sprang auf, und die Haare standen ihr zu Berge wie Feuerflammen, „mir ist, als solle die Welt untergehn, ich will auch heraus, ob mir leichter werden wird". Und als sie aus der Tür kam, bratsch! schmiß ihr der Vogel den Mühlenstein auf den Kopf, daß sie ganz zermalmt wurde. Der Vater und Marleenchen hörten das und gingen heraus. - Da ging ein Dampf und Flammen und Leuchten auf von der Stätte und als das vorbei war, da stand der kleine Bruder da, und er nahm seinen Vater und Marleenchen bei der Hand, und waren alle drei so recht vergnügt und gingen in das Haus zu Tisch und aßen. -

Die Erklärung hierzu wurde dem Märchen vorangestellt. Sie sollte auch verdeutlichen: So wirken Diesseits und Jenseits des Lebens nach der germanischen Mythologie zusammen.

„Die drei Männlein im Walde"

(Br. Grimm Nr. 13)

Um die Bedeutung der Männlein zu erfassen, ist es sicher anschaulicher, wenn wir ihr Wirken in der Welt erst einmal auf Grund des berichteten Schicksals zweier junger Mädchen nacherleben. Dann können wir uns über die hier wirksamen seelischen Kräfte eher klar werden und die gerechten Folgen daraus im letzten Teil der Erzählung erkennen.

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt und gingen zusammen spazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör, sage deinem Vater, ich wollt ihn heiraten, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken." Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesagt hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich tun? Das Heiraten ist eine Freude und ist auch eine Qual." Endlich, weil er keinen Entschluß fassen konnte, zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft´s aber durch, so will ich nicht." Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war, aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verkündigte seinem Vater, wie´s ausgefallen war. Da stieg er selbst hinauf, und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb´s. Die Frau war ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal vollgeschneit lagen, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief das Mädchen und sprach: „Da, zieh das Kleid an, geh hinaus in den Wald

und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren; ich habe Verlangen danach." - „Du lieber Gott", sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleide gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert - da weht ja der Wind hindurch, und die Dornen reißen mir´s vom Leib." - „Willst du mir noch widersprechen?" sagte die Stiefmutter. „Mach, daß du fortkommst, und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Bot und sprach: „Davon kannst du den Tag über essen", und dachte: draußen wird´s erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen.

Nun war das Mädchen gehorsam, tat das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen. Es wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte bescheidentlich an die Tür. Sie riefen: „Herein", und es trat in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haulemännerchen sprachen: „Gib uns auch etwas davon." - „Gerne", sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten: „Was willst du zur Winterzeit in deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?" - „Ach", antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen und darf nicht eher nach Hause kommen, als bis ich es mitbringe." Als es sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Kehre damit an der Hintertüre den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte der erste: „Ich schenk ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, sooft es ein Wort spricht."
Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag schöner wird."
Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt."

Das Mädchen aber tat, wie die Haulemännerchen gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gefunden hat? Lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da raffte es in seiner Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Haus und wollte der Stiefmutter das Verlangte bringen. Wie es eintrat und „Guten Abend" sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte,

das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Übermut", rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuwerfen", aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren suchen. Die Mutter sprach: „Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, gab sie endlich nach, nähte ihm einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemänner guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, und ohne sich nach ihnen umzusehen und ohne sie zu grüßen, stolperte es in die Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an, sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns etwas davon!" riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Es reicht mir selber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?" Als es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, kehr uns draußen vor der Hintertür rein." - „Ei, kehrt euch selber", antwortete es, „ich bin eure Magd nicht." Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Tür hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses, neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt?" Der erste sprach: „Ich schenk ihm, daß bei jedem Wort, das es spricht, eine Kröte aus dem Munde springt."
Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird."
Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes stirbt." Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren; als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund auftat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward.

Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter und gab ihm eine Axt dazu; damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn spülen. Es war gehorsam, ging hin und hackte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Hacken war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still, und der König fragte: „Mein Kind, wer bist du und was machst du da?" - „Ich bin ein armes Mädchen und spüle Garn." Da fühlte der König Mitleiden, und als

er sah, wie es gar so schön war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?" - „Ach ja, von Herzen gern", antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Hier ist es für den nachdenklichen Leser oder Hörer wohl angebracht, über Entstehungszeit und Bedeutung einiges zu bedenken, um zu verstehen, welche Mächte und Kräfte in den Gestalten dieser Erzählung gemeint und wirksam sind und um auch den Schluß der Erzählung richtig zu würdigen.

Die Zeit, in der Könige allein auf Grund ihres natürlichen Empfindens über Leben und Tod ihrer Mitmenschen entschieden, ist die vorchristliche. Wir können sie auch in die Zeit der Einführung des Christentums verlegen mit seinem grausamen Vernichtungswillen gegenüber den noch naturverbunden denkenden und empfindenden bodenständigen Menschen. Man denke nur an jenes Karlsgesetz, in dem es heißt: „Wenn jemand im Volk der Sachsen ungetauft sich verbergen will und es verschmäht, zur Taufe zu kommen und Heide bleiben will, sterbe er des Todes"!

Hinsichtlich der später besonders erwähnten Taufe des Königskindes in unserem Märchen dürfte es sich um diese Zeit handeln. So wird dann schließlich auch das Urteil nach solchen Maßstäben gefällt. Es begegnen sich hier (wie noch aus anderen Quellen ersichtlich wird), die von Karl d. Gr. mitgebrachte mediterrane Menschenart und die eingeborene germanische. Hierdurch wird erst die innere, feindselige Ablehnung durch die Stiefmutter verständlich. Diese dürfte dann aber auch in den verschiedenen religiösen Weltbildern ihren Ausdruck gefunden haben. Das eine ist das christliche, das besagt, daß der Mensch erst durch die Taufe in die Gemeinschaft derer eingereiht wird, für die der Gottessohn Jesus Fürsprache bei dem jenseitigen Gott einlegte. Der Priester vollzieht dabei durch seine Taufhandlung diese Einreihung. Er will auch sonst zwischen den Menschen und Gott als Vermittler stehen. Über den Menschen herrscht danach der Priester als Vermittler statt das eigene Gewissen, in dem die Gesetze edlen Verhaltens von Geburt her lebendig sind. Durch die Taufe wird aber der Charakter eines Menschen keinesfalls verändert. Wer ein neidisch Herz hat, wird auch böse handeln!

Bei dem anderen Weltbild sieht sich der Mensch jedoch von Geburt an in Naturgesetzlichkeiten einbezogen, die durch die „drei Männlein im Walde" nun bildlich dargestellt werden. (Hierzu wird auf die Ausführung über die drei Gunas verwiesen in der Einführung, Abschnitt 2) Die Naturgesetzlichkeit erweist sich hier darin, daß der Mensch je nach seiner Gesinnung von den guten Kräften des Geistes, von den liebevollen des Herzens oder den helfenden der realen Wirklichkeit erfüllt sein kann, jedoch auch von deren Gegenteil! Diese Kräfte bilden die

Voraussetzungen seines Schicksals. Es entspricht dies dem sogenannten Karmagesetz (s.a. Abschnitt 7 der Einführung).

Das Märchen läßt uns diese Erkenntnis, die für den Heidenglauben so grundlegend war, gewinnen. Denn das von der fremden Mutter in den Wald, d.h. in die Welt hinausgetriebene Mädchen war ja nun auf die in ihr selbst ruhenden Kräfte und Tugenden angewiesen und diese sind es, die ihr mit den drei Haulemännerchen Hilfe leisten. Sie lassen sie auch im Winter „Erdbeeren", d.h. gute Gedanken finden, die ihr Glück bringen, wie es uns das Märchen nun berichtet. Zum Schluß läßt es aber auch den König gerecht handeln, der den erbarmungslosen Vernichtungswillen der „Stiefmutter" verurteilt. Er schützte damit die im Wesen des Heidenkindes von Geburt her angelegte Ethik gegen eine nur aufgezwungene, angelernte und naturwidrige. Das ereignete sich nun so:

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen.

Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett, und die Alte deckte sie zu bis über den Kopf.

Als der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, Ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war.

Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam, die sprach:
„König, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?"

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:
„Was machen meine Gäste?"
Da antwortete der Küchenjunge: „Sie schlafen feste."
Fragte sie weiter: „Was macht mein Kindelein?"
Antwortete er: „Es schläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte; in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt." Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist - und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude; er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte.

Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft?" - „Nichts Besseres", antwortete die Alte, „als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser rollt." Da sagte der König: „Du hast dein Urteil gesprochen", ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

Das Königspaar blieb aber in der Freude, die ihnen die Haulemännerchen geschenkt hatte, bis an ihres Lebens Ende.

In den Geschenken, die die drei Haulemännerchen unserer späteren Königin gemacht hatten, offenbaren sich Lebensgesetze. Nach germanischer Weltsicht vertreten sie ja die drei den Kosmos und damit auch unsere Erde durchwirkenden Kräfte

1) der reinen Geistgesetzlichkeit
2) der seelischen Energien und
3) der Grobstofflichkeit, der zur Materie gewordenen (Licht-) Energien.

Das erste Männlein, das im Wald - d.h. in der lebensvollen Welt - wirkte, offenbart, daß in allem Lebendigen, wie im Kosmos eine Gesetzlichkeit, ein Geistiges waltet. Die Goldstücke, die danach aus dem Munde der späteren Königin fielen, waren daher Worte der Wahrheit, die glänzten und alles Unwahre überstrahlten.

Das zweite Männlein schenkte Schönheit. Es vertrat ja das Wissen darüber, daß ohne Fürsorge sich kein höheres Leben entfalten kann, sich nicht einmal ein junger Vogel aus seinem Ei, seinem Nest ohne diese entwickeln kann. Wer aber fürsorglich ist, der erhält auch ein gütiges, liebevolles Antlitz und wird so jeden Tag schöner.

Das dritte Männlein sorgte aber für das grobstoffliche Wohlergehen in der Welt. Er ordnet die irdischen Lebenskräfte und fügte auch zusammen, was organisch zusammengehört. Wie aber diese drei Kräfte in ihrer Ordnung, d.h. wenn sie beachtet werden, gutes und göttliches bewirken, so führt ihre Mißachtung auch zum Gegenteil und statt „Goldes" kommt nur eine häßlich anmutende Kröte zutage.

Das Wissen um diese Zusammenhänge hatten die germanischen Völker aber immer von ihren Königen erwartet. Daß die junge Königin von der fremden, feindlichen Stiefschwester zunächst in ihrer Rolle als Gattin verdrängt wurde, sodaß sie als „Ente", d.h. nur heimlich und von ihrem Fürsorgewillen erfüllt (wofür die Ente Symboltier ist), zu ihrem königlichen Gemahl zurückkehren kann, ist eine Folge der Aufdringlichkeit der Fremden, von der sie zunächst betroffen war. Wenn unsere junge

Königin dann aber gebeten hatte, das Schwert dreimal über ihr zu schwingen, so forderte sie den König auf, dieses seines Amtes zu walten und über Leben oder Tod durch Rechtsprechung zu entscheiden. Der König, der nur im Dienste der Wahrheit und des Rechts stehen darf, hat hier dann auch der Wahrheit und dem selbstlosen Handeln der pflichtbewußten und liebevollen Mutter zum Siege verholfen.

Aber wenn wir die folgenden furchtbaren Zeiten der „Hexen"-verfolgungen bedenken, so waren diese die Folge eines krötenhaften Denkens und Beschuldigens. Bleiben wir daher auf dem Wege zum Golde der Wahrheit. Dabei trage uns eine Hoffnung:

Daß die Wahrheit lebt, daß die Wirklichkeit
immer aufs Neue erwächst aus ihrem Gesetz -
Daß ohne Liebe sich nicht ein Vogel,
nicht ein höheres Tier - geschweige der Mensch -
aus seinem Nest, als seiner Geborgenheit Stätte, erhebt,
wie tröstlich umfängt uns solche Besinnung!

Nur der Frevler, der den blutgier´gen Drachen,
das Raubtier, zur grausamen Lust seines Daseins
als Leitbild gewählt, Er schleicht schakalhaft
unter Völkern oft unerkannt noch im Umfeld!

Drum bleibt wachsam!
Immer hüte der Edle bewußt das Licht,
daß der Erkennende die Erde bewohne
und die Kraft edler Herzen
sich im Gotteskind ständig erneut!

Marienkind

(Br. Grimm Nr. 3)

Diese Geschichte, in der eine grausame und erbarmungslose Maria die scheinbare Unaufrichtigkeit eines Menschen bestraft, hat auch erst durch die Verchristlichung diese ihre bittere Härte erfahren. Es wird dabei die mittelalterliche Auffassung verbreitet, daß erst durch den Feuertod ein Mensch dazu komme, die Wahrheit zu sagen. Gehen wir auf das vorchristliche Weltbild zurück, dem der hier zu Grunde liegende Gedanke der Wiedergeburt entstammt, so gewinnen wir aber einen ganz anderen Gesichtspunkt, nämlich das Hinführen zu einer Erkenntnis, aus der das richtige Verhalten eines mütterlichen Wesens erwächst. Das „Marienkind" des Märchens wollen wir dazu einfach einmal Maren nennen, es war ja einst von der Göttin Freya oder einer ihrer vierzehn Helferinnen aus ihrem traurigen Menschenschicksal erlöst und in eine der göttlichen Welten mitgenommen. Dort war ihr erlaubt, mit einem „Schlüssel", d.h. mit ihrer Erkenntnis, in die zwölf Tore des Lebens zu schauen. Welche Bereiche des Lebens diese zwölf Tore in früherer Zeit bedeuteten, können wir heute nicht mehr genau erklären. Die zwölf Sternbilder, die zwölf Mondphasen im Jahreslauf, die zwölf Jünger Buddhas weisen auf die zwölffache Lebensgliederung im vorchristlichen Weltbild hin. Vermutlich sind es hier je vier Bereiche des Lebens im Wasser und Erdreich (also Fische und Würmer), vier Bereiche des pflanzlichen Lebens (Gräser, Blumen, Büsche, Bäume) und vier Bereiche des tierischen Lebens auf dem Erdreich (Insekten, Vögel, Kriechtiere und Säugetiere). Sicher bedeutete aber nun der dreizehnte Bereich den des Menschentums. Dies wird schon daraus ersichtlich, daß unsere Maren nach Öffnen der dreizehnten Türe von dem Glanz der „Dreieinigkeit" so ergriffen ist, daß sie mit dem Finger daran rührt, der dadurch vergoldet wird. Diese „Dreieinigkeit" ist aber im Grunde nur wieder die Dreigliederung: Körper, Seele, Geist; und es ist eben für das Menschentum typisch, daß das geistige Prinzip als Ordnungsmacht diese Ganzheit so stark überstrahlt. Das Gold bedeutet ja auch hier, wie stets, die Kraft des Geistigen, hier also das höhere menschliche Bewußtsein. Wenn unsere Maren nun dem Drang, auch das dreizehnte Tor zu öffnen, nicht widerstehen konnte, so ist damit das Verlangen gekennzeichnet, von dem alle ungeborenen menschlichen Wesenheiten erfüllt sind, die zur Wiedergeburt drängen. Maren drängte es also mit dem Verlangen, das dreizehnte Tor zu öffnen, in den Lebensbereich der Menschen auf der Erde. Mit dem vergoldeten Zeigefinger ist die I-Rune, das Ichbewußtsein, gemeint und er zeigt ja darauf hin, daß sie nun den Erkenntnisweg in das Menschentum betreten muß. Die Göttin Freya verlangte sicher nicht ein Bekenntnis der Maren zu ihrem „Ungehorsam". Wäre es so, so hätte diese erhabene Göttin auch gleich die Ursache der Furcht durchschaut, die dieses junge Menschenwesen zu ihrer Fehlhaltung veranlaßte. Denn es besteht auch hier ein ganz anderer Grund dafür, daß sich unsere Maren nun von ihrer geliebten Göttin trennen

mußte: Das Schicksalsgesetz (karma)! Dieses unausweichliche Gesetz von Ursache und Wirkung, das auch im seelischen Bereich gilt, zwingt Maren auf ihren weiteren Schicksalsweg. Auch die Göttin wird ihren Abschied bedauern!

Dieses ist aber nach heidnischer Auffassung im Nichtbeherrschen der Kräfte des Riesischen begründet. Wie der Gott THOR in der Erzählung vom Eisenhans sofort erkennt, daß sein menschlicher Freund den Aufgaben im göttlichen Bereich noch nicht gewachsen ist und ihm dies auch sagt, obwohl dieser auch aus Scham die Zeichen seiner Unvollkommenheit noch verbergen möchte, so wird auch die Göttin FREYA dem Marenkind gesagt haben: „Du bist den Anforderungen des Weltenbereichs Asgard noch nicht gewachsen". Menschentum heißt jedoch kämpfen gegen das Böse, gegen Krankheit, Hunger und feindliches Leben, und diese Mächte sind es, die ihr im neuen Leben nun begegnen werden. Hierbei kann die Göttin FREYA nicht fragen: „Hast Du die Tür aufgeschlossen?" Auch die gütige Göttin kann nur feststellen: Da Du den Weg zum Menschentum begonnen hast, mußt Du den Weg zur Erkenntnis zu Ende gehen, mußt gegen das Böse, das Riesische auf der Erde kämpfen: Dies geschah ja auch so in der Erzählung von „Brüderchen und Schwesterchen", nachdem sie den Weg auf die Erde angetreten hatten. Dazu führt nicht Gnade der Göttin, sondern innere Bewährung und das Erkennen des Göttlichen. Die Kinder der Maren waren daher eher durch Krankheit oder Lieblosigkeit gefährdet, bzw. die noch menschlich-unvollkommene innere Einstellung ihrer Mutter. Sie möchte noch bei der göttlichen Fragerin, die sie in Zeiten der Not anruft und die in ihren Gedanken erscheint, verharren, noch als das freie, nicht dem Schicksalsgesetz unterworfene Wesen dastehen, das dazu zwang, daß sie nun den Gesetzen der Erde unterworfen ist.

So lange ein Mensch sich selbst für vollkommen hält, ist er gegen seine Mitmenschen, ist auch eine Mutter gegenüber ihren Kindern, leicht ohne Erbarmen und Verständnis. Das innere Bekenntnis jedoch zu seiner eigenen Unvollkommenheit, macht die Menschen zu Suchenden im Bereich des seelischen Verlangens, das uns auf der Erde in eine Fülle von Konflikten und Widerständen führt. Es gibt uns aber auch die Kraft des Verstehens. Auf diese Ehrlichkeit sich selbst gegenüber als Quelle des Erbarmens und selbstloser Liebe, sollte wohl das Märchen in seiner vorchristlichen Form hinweisen.

Schon das Kind ist wegen seiner Unerfahrenheit voller Begehren und richtet dadurch manchmal Schaden an. Aber die um unsere Unvollkommenheit wissende und sich dazu bekennende Mutter heilt auch durch Liebe und Erbarmen alle diese Unwissenheiten und Schwächen unserer Existenz, insbesondere bei ihren Kindern. Solange sie sich jedoch als „schuldlos", d.h. frei von Begehren und der Möglichkeit des Irrtums meint, ist sie rücksichtslos und lieblos. Sie spielt die Rolle der

reinen Göttin; verleugnet ihr Menschentum. Darunter leiden auch Kinder. Die fehlende Güte und Liebe machen diese krank, ja, sie sterben daran, wenn sie die Geborgenheit im Herzen der Mutter vermissen. Aber für Maren ist dies der Erkenntnisweg!

Nachdem sie die Unvollkommenheit irdischen Lebens durch Leid erfahren hat und dadurch selbst auch ihre Unvollkommenheit als Menschenwesen erkannt hat, erkennt sie auch, daß alle wir Menschen Wanderer sind zu höherer Einsicht und Reife. Die Götter und Göttinnen helfen uns, solche Einsicht zu gewinnen. Die durch Gebet oder in der Not von uns gerufenen göttlichen Wesen können nur hierdurch wirken, sie nehmen keine Kinder weg, sondern helfen uns Ängste zu überwinden.

Dieses Verstehen erst kann uns erlösen und es bildet dann auch für die uns anvertrauten Menschen eine Quelle der Geborgenheit und Freude am eigenen Werden. Diese Erkenntnis haben schon die vorchristlichen germanischen Priesterinnen durch eine dementsprechende Erzählung vermitteln wollen. Sicher ohne den jungen Menschen erst an den Feuerpfahl zu fesseln. Unter den germanischen Frauen herrschte daher Güte, Nachsicht und die Bereitschaft zum Verstehen. Die Gesundheit der Kinder ist auch eine Folge der seelischen Gesundheit der Mutter und ihrer Kraft, dem Riesisch-Lebensfeindlichen zu widerstehen.

Auch die Märchen von der „Nixe im Teich", der „Gänsehirtin am Brunnen" oder von „Frau Holle" berichten davon. (Vgl. auch das Bild zu „Allerleirauh")

Wiedergeburt

Der kosmische Drang zum Werden
zwingt zum dreizehnten Tor.
Menschentum!
Das Geistige erstrahlt in goldglänzendem Wunschbild.
Erhabene Urgestalt der Schöpfung!
In leuchtendem Farbenglanz zeigt Seelisches dann
sein wollendes Wirken.
Zu edler Gestalt ruft von der Erde ein zur Beseeltheit,
zum Wachstum, drängendes Genbild!
Wie kann menschlich Beseeltes
diesem Rufen entgehen? -
Abwärts steigt es
in den Mutterschoß -
Dann wieder heimwärts drängt es:
geistgeklärt und neu beseelt
zu ewigem Werden,
zu wohlgeordneter Seligkeit!

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau, der hatte nur ein einziges Kind, das war ein Mädchen von drei Jahren. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Eines Morgens ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins: du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen." Der Holzhacker gehorchte, holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinaus in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm. Als es nun vierzehn Jahr alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu sich und sprach: „Liebes Kind, ich habe eine große Reise vor, da nimm die Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmelreichs in Verwahrung: zwölf davon darfst du aufschließen und die Herrlichkeiten darin betrachten, aber die dreizehnte, wozu dieser kleine Schlüssel gehört, die ist dir verboten: hüte dich, daß du sie nicht aufschließest, sonst wirst du unglücklich." Das Mädchen versprach, gehorsam zu sein, und als nun die Jungfrau Maria weg war, fing es an und besah die Wohnungen des Himmelreichs: jeden Tag schloß sie eine auf, bis die zwölfe herum waren. In jeder aber saß ein Apostel und war von großem Glanz umgeben, und es freute sich über all die Pracht und Herrlichkeit, und die Englein, die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war die verbotene Tür allein noch übrig; da empfand es eine große Lust zu wissen, was dahinter verborgen wäre, und sprach zu den Englein: „Ganz aufmachen will ich sie nicht und will auch nicht hineingehen, aber ich will sie aufschließen, damit wir ein wenig durch den Ritz sehen." - „Ach nein", sagten die Englein, „das wäre eine Sünde: die Jungfrau Maria hat´s verboten, und es könnte leicht dein Unglück werden." Da schwieg es still, aber die Begierde in seinem Herzen schwieg nicht still, sondern nagte und pickte ordentlich daran und ließ ihm keine Ruhe. Und als die Englein einmal alle hinausgegangen waren, dachte es: nun bin ich ganz allein und könnte hineingucken; es weiß es ja niemand, wenn ich´s tue. Es suchte den Schlüssel heraus, und als es ihn in der Hand hielt, steckte es ihn auch in das Schloß, und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Türe auf, und es sah da die Dreieinigkeit im Feuer und Glanz sitzen. Es blieb ein Weilchen stehen und betrachtete alles mit Erstaunen, dann rührte es ein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward der Finger ganz golden. Alsbald empfand es eine gewaltige Angst, schlug die Türe heftig zu und lief fort. Die Angst wollte auch nicht wieder weichen, es mochte anfangen, was es wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden; auch das Gold

blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen und reiben, soviel es wollte.

Gar nicht lange, so kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück. Sie rief das Mädchen zu sich und forderte von ihm die Himmelschlüssel wieder ab. Als es den Bund hinreichte, blickte ihm die Jungfrau in die Augen und sprach: „Hast du auch nicht die dreizehnte Türe geöffnet?" - „Nein", antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, fühlte, wie es klopfte und klopfte, und merkte wohl, daß es ihr Gebot übertreten und die Türe aufgeschlossen hatte. Da sprach sie noch einmal: „Hast du es gewiß nicht getan?" - „Nein", sagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte sie den Finger, der von der Berührung des himmlischen Feuers golden geworden war, sah wohl, daß es gesündigt hatte, und sprach zum drittenmal: „Hast du es nicht getan?" - „Nein", sagte das Mädchen zum drittenmal. Da sprach die Jungfrau Maria: „Du hast mir nicht gehorcht und hast noch dazu gelogen; du bist nicht mehr würdig, im Himmel zu sein."

Da versank das Mädchen in einen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde, mitten in einer Wildnis. Es wollte rufen, aber es konnte keinen Laut hervorbringen. Es sprang auf und wollte fortlaufen, aber wo es sich hinwendete, immer ward es von dichten Dornhecken zurückgehalten, die es nicht durchbrechen konnte. In der Einöde, in welche es eingeschlossen war, stand ein alter hohler Baum, der mußte seine Wohnung sein. Da kroch es hinein, wenn die Nacht kam, und schlief darin, und wenn es stürmte und regnete, fand es darin Schutz: aber es war ein jämmerliches Leben, und wenn es daran dachte, wie es im Himmel so schön gewesen war und die Engel mit ihm gespielt hatten, so weinte es bitterlich. Wurzeln und Waldbeeren waren seine einzige Nahrung; die suchte es sich, soweit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es die herabgefallenen Nüsse und Blätter und trug sie in die Höhle, die Nüsse waren im Winter seine Speise, und wenn Schnee und Eis kam, so kroch es wie ein armes Tierchen in die Blätter, daß es nicht fror. Nicht lange, so zerrissen seine Kleider und fiel ein Stück nach dem andern vom Leib herab. Sobald dann die Sonne wieder warm schien, ging es heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es ein Jahr nach dem andern und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal, als die Bäume wieder in frischem Grün standen, jagte der König des Landes in dem Wald und verfolgte ein Reh, und weil es in das Gebüsch geflohen war, das den Waldplatz einschloß, stieg er vom Pferd, riß das Gestrüppe auseinander und hieb sich mit dem Schwert einen Weg. Als er endlich hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baum ein wunderschönes Mädchen sitzen, das saß da

und war von seinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt. Er stand sill und betrachtete es voll Erstaunen; dann redete er es an und sprach: „Wer bist du? Warum sitzest du hier in der Einöde?“ Es gab aber keine Antwort, denn es konnte seinen Mund nicht auftun. Der König sprach weiter: „Willst du mit mir auf mein Schloß gehen?“ Da nickte es nur ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm, trug es auf sein Pferd und ritt mit ihm heim, und als er auf das königliche Schloß kam, ließ er ihm schöne Kleider anziehen und gab ihm alles im Überfluß. Und ob es gleich nicht sprechen konnte, so war es doch so schön und holdselig, daß er es von Herzen lieb gewann, und es dauerte nicht lange, da vermählte er sich mit ihm.

Als etwa ein Jahr verflossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo sie allein in ihrem Bette lag, erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Willst du die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Tür aufgeschlossen hast, so will ich deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben: verharrst du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehm ich dein neugeborenes Kind mit mir.“ Da war der Königin verliehen zu antworten, sie blieb aber verstockt und sprach: „Nein, ich habe die verbotene Tür nicht aufgemacht“, und die Jungfrau Maria nahm das neugeborene Kind ihr aus den Armen und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind nicht zu finden war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles und konnte nichts dagegen sagen, der König aber wollte es nicht glauben, weil er sie so lieb hatte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn. In der Nacht trat auch wieder die Jungfrau Maria zu ihr herein und sprach: „Willst du gestehen, daß du die verbotene Türe geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wiedergeben und deine Zunge lösen: verharrst du aber in der Sünde und leugnest, so nehme ich auch dieses neugeborene mit mir.“ Da sprach die Königin wiederum: „Nein, ich habe die verbotene Türe nicht geöffnet“, und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen weg und mit sich in den Himmel. Am Morgen, als das Kind abermals verschwunden war, sagten die Leute ganz laut, die Königin hätte es verschlungen, und des Königs Räte verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte, und befahl den Räten bei Leibes- und Lebensstrafe, nichts mehr darüber zu sprechen.

Im nächsten Jahr gebar die Königin ein schönes Töchterlein; da erschien ihr zum drittenmal nachts die Jungfrau Maria und sprach: „Folge mir.“ Sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und

spielten mit der Weltkugel. Als sich die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria: „Ist dein Herz noch nicht erweicht? Wenn du eingestehst, daß du die verbotene Tür geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnlein zurückgeben." Aber die Königin antwortete zum drittenmal: „Nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet." Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde herabsinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

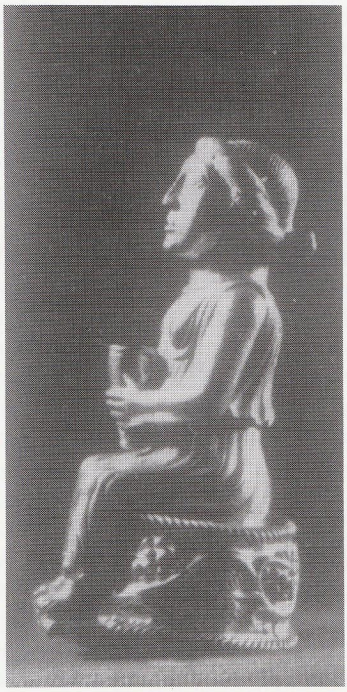
Am andern Morgen, als es ruchbar ward, riefen alle Leute laut: „Die Königin ist eine Menschenfresserin, sie muß verurteilt werden", und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es ward ein Gericht über sie gehalten, und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, ward sie verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen, und als sie an einen Pfahl festgebunden war und das Feuer ringsumher zu brennen anfing, da schmolz das harte Eis des Stolzes, und ihr Herz ward von Reue bewegt, und sie dachte: könnt ich nur noch vor meinem Tode gestehen, daß ich die Tür geöffnet habe; da kam ihr die Stimme, daß sie laut ausrief: „Ja, Maria, ich habe es getan!" und alsbald fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen, und über ihr brach ein Licht hervor, und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Söhnlein zu ihren Seiten und das neugeborene Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr: „Wer seine Sünde bereut und eingesteht, dem ist sie vergeben", und reichte ihr die drei Kinder, löste ihr die Zunge und gab ihr Glück für das ganze Leben.

„Die Nixe im Teich“

(Br. Grimm Nr. 181)

Zur Idee der Wiedergeburt bei den Germanen.

Unter den alten Märchen, die die Brüder Grimm sammelten, gibt es etwa dreißig, in denen das vorchristliche religiöse Weltbild unserer Ahnen sehr deutlich hervortritt. Unsere Vorfahren hatten in Kultgemeinschaften durch Meditation, durch tiefes Nachdenken über das Geistige und Seelische der Menschen, hier sehr gründlich deren Gesetzmäßigkeiten erkannt. Da sie dabei von der Beobachtung der Natur, d.h. von der Wirklichkeit ausgingen, gelten diese Erkenntnisse aber heute noch genau so für uns. - Auf einer Opferschale, die die Westgoten auf ihrer Flucht vor heranstürmenden Reiterscharen der Hunnen in Rumänien um 380 n.Ztw. vergraben mußten, fand man auch die Abbildung einer in Meditation versunkenen Priesterin. Wir können sie als Beweis ansehen, daß diese Denker das Göttliche nicht außen suchten, sondern durch Innenschau, durch Bewußtwerdung.



Die Frauenfigur in der Mitte der Opferschale in Vorder- und Seitenansicht

Priesterin aus dem Königs- und Kultschatz der Westgoten. Versteckt um 380 n. Ztw. in Rumänien auf Flucht vor Hunnen.

In vielen dieser Märchen wird die Ganzheit des Menschen aus Körper, Seele und Geist betont und auch die Befreiung des Geistigen durch Meditation. Schließlich hat man sich auch genaue Gedanken darüber gemacht, wie die Wiedergeburt der Menschenwesen, von der man ja überzeugt war, zu erklären ist. Hieraus folgt auch der Gedanke, daß der Mensch in seinem Leben nach dem Gesetz der drei Nornen ein Schicksal erfährt, das er selbst durch seine Gesinnung und sein Handeln erwirkt hat (Karmagesetz). Der Historiker O.S. Reuter hat in seinem Buch „Rätsel der Edda und der arische Urglaube" den Nachweis erbracht, daß auch die Edda ihre Wurzeln in dem alten Kulturgut hatte, das alle indogermanischen Völker verband; den Schriften der Veden, den Upanischaden. Aus ihnen ist im fernen Osten auch die Lehre Buddhas hervorgegangen. In unserem Lebensraum lebten deren Grundgedanken aber auch gerade in den alten Märchen weiter.

Wir wollen daher im Folgenden nur als Musterbeispiel das Märchen „Die Nixe im Teich" besprechen, das ziemlich genau darstellt, wie man sich in vorchristlicher Zeit das Geschehen der Wiedergeburt erklärte.

Vorab dazu aber noch ein kleiner Hinweis: Unser technisches Zeitalter fördert eine Denkart, bei der das gesamte Naturgeschehen unter dem Gesichtspunkt der Kausalität gesehen wird. Ursache und Wirkung in der realen Welt werden rein verstandesmäßig erfaßt und das Denken selbst ist dabei auf einen Erfolg, eine Zielvorstellung gerichtet. Das gesamte Lebensgeschehen vollzieht sich danach auch in dem von unseren fünf Sinnen erschlossenen Bereich von Raum und Zeit. Man will etwas erzeugen oder verkaufen oder haben. Solches Begehren ist dabei stets rein materiell auf Dinge gerichtet, die der Erhaltung oder Verschönerung der körperlichen Substanz unseres Volkes oder unseres persönlichen Lebens dienen. Es sind dies z.B. die rationalisierte landwirtschaftliche Produktion, die Maschine zur Herstellung von Kleidern und Stoffen, das Auto, um schneller zum Ziel zu kommen, die Fernseh-, Radio- und Musikgeräte oder Kunstwerke, die mehr schockieren als zur Besinnung und Andacht zu führen; es sind Flüge in ferne Erdteile, die hauptsächlich nur der Neugier dienen usw.

Dabei ging und geht uns aber fast völlig der Blick verloren für die eigentlichen Lebenskräfte, die erst alles Werden, Blühen und Wachsen hervorbringen, die das Leben von innen her ordnen und es erhalten.

Das war in den vor unserem unruhigen Jahrhundert liegenden Zeiten doch sicher anders. Das Wesen einer Pflanze, insbesondere eines Tieres, die Innerlichkeit eines Menschen, die Kräfte der Fürsorge, seine Liebe zur Natur, seine Hinwendung zu Werten des Gemütes, sein Verantwortungsbewußtsein waren als die eigentlichen Werte erkannt.

Daher war auch das, was wir die Seele eines Menschen nennen, viel bewußter erfaßt. Dieses umfassend Wirkende, das Seelische ist durch noch so feine physikalische Instrumente nicht erfaßbar. Es gehört einer unstofflichen Seinsschicht an.

Es entfaltet sich seit jeher in vier Richtungen (s.a. Einführung, Bild 4). Diese sind, ganz kurz zusammengefaßt:

1. Der Erlebensbereich unserer fünf Sinne in der realen Welt. Die hier gewonnenen Erkenntnisse verband der Germane mit dem Gott THOR. (Sie ordneten das körperliche Geschehen.)
2. sind es dann die Fürsorgekräfte des Lebens. Sie begründen die Gattenliebe, ermöglichen das Aufwachen der Kinder und die Pflege von Kranken oder älteren Menschen. Für dieses dankte man der Göttin FREYA.
3. ist es das Rechtswesen und das Rechtsdenken in den umfassenden Lebensgemeinschaften der Völker. Hierin diente den Königen das Wesen BALDURS oder dessen Sohnes FORSETI als Vorbild. (Bereich 2 und 3 umfassen insbesondere das Seelische.) und
4. ist es der Erkenntnistrieb, für den der Gott ODIN ein Auge opferte. (Er erschließt den Bereich des Geistigen.)

Das Seelische und das Geistige sahen dabei schon unsere germanischen Vorfahren zu Recht als das Eigentliche an. Die Körperlichkeit war nur Erscheinung: „Was die Welt im Innersten zusammenhält" war das Eigentliche und galt als das Unvergängliche bzw. das, was den Gesetzen von Raum und Zeit nicht unterliegt.

Das gesamte Seelische war daher niemals - wie es heute so oft geschieht - verstanden als ein aus der Materie unserer Körper sich ergebendes Triebgeschehen, sondern umgekehrt baut(e) das Seelische - und dazu gehört auch das ungeborene Wesen, das in die Körperlichkeit sich liebender Eltern auf die Erde herabsteigt, von diesen gerufen wurde - immer wieder die neue Körperlichkeit auf mittels der von den Eltern (in deren Chromosomen) gelieferten Bauplänen und Bausteinen. Das Seelische hat dabei nicht nur die vier genannten Richtungen des Verlangens und Wirkens, sondern wird dabei auch immer mehr bewußt. Die Dreigliedrigkeit des Menschen in Körper, Seele und Geist war daher selbstverständliche Denkvoraussetzung, die auch in allen alten Märchen hervortritt, und wir werden diese auch wieder in unserem Märchen von der Nixe antreffen.

Die germanische, allgemein indogermanische Annahme war dabei, daß das Seelische und die Bewußtheit eines Menschen nach dem Tode einer Beurteilung unterliegen und dann zunächst in ein Gedankenmeer, einen unstofflichen Bereich des Kosmos eingehen. Das germanische Weltbild umfaßte nicht nur unsere irdische Welt („Midgard") und sah

darüber nicht eine ferne Gottheit herrschen, sondern gliederte den Kosmos in neun Welten. In unserer heutigen Sprache entsprechen diese Welten (s.a. Einführung, Bild 1):

1. der unbelebten Materie, deren Gesetzlichkeit sich in den Kristallen offenbart. (Niflheim)
2. dem Bereich der Biomoleküle, d.h. den werdenden, durch Zwerge symbolisierten Lebensformen als Urformen des Lebens. (Myrkheim)
3. dem Bereich der tierischen Kräfte, dem Riesischen, aber auch dem Bedrohlichen der Naturgewalten. (Jötunheim)
4. dem Bereich des menschlichen Lebens. In diesem begegnen sich das Riesische und das Geistige. (Midgard)
5. dem Bereich der seelischen Kräfte, die in einem gedachten seelischen Meer fortwirken. An ihrem Ufer ist der Sitz der Wanengottheiten. (Windheim)
6. dem Bereich der göttlichen Ordnungsmächte des Seelischen (Wanheim).
7. dem Bereich der göttlichen Ordnungsmächte des Geistigen (Asgard).
8. dem Bereich der Lichtalben = hohe Engelsgestalten (Lichtalben).
9. der kosmischen Strahlung

Ein Mensch, der Midgard (die Erde) verläßt, also den Bereich des körperlich gestalteten Lebens, geht mit seinen seelischen Kräften danach in den seelischen Bereich Windheim, das seelische Meer, ein. In diesem Bereich schwingen noch unsere Empfindungen und es leben von unseren Sinnen nicht erfaßbare Erscheinungen, die nur durch die Art der Gedanken gelenkt und geordnet werden.

Wir wissen heute, daß unsere Erde von vielen unsichtbaren und doch äußerst wirksamen Kräften durchströmt wird. Sie ist z.B. zwischen Nord- und Südpol von einem starken aber doch unsichtbaren Magnetfeld umgeben. Die unsichtbare Schwerkraft des Mondes bewirkt Ebbe und Flut, und so verstand man auch das Einwirken der seelischen Kräfte auf das Leben der Erde. Wenn die Gedanken in Windheim auf bestimmte Gefühle und Vorstellungen gerichtet sind, so werden diese nach germanischer Auffassung dadurch auch herbeigerufen. - Hinter all unserem Streben und Wollen steht ja auch immer ein bestimmtes Gedankliches, das unser Handeln ordnet. Dieses Wissen, diese Schau, einmal um die Unvergänglichkeit unseres seelischen Soseins, dann um die ordnende und rufende Wirkung unserer Gedanken war den naturverbunden sehenden germanischen Menschen stets bewußt, bevor die christlichen Eroberer die Ahnenverehrung verboten.

Dazu gehörte andererseits aber auch das Wissen, daß wir in der stofflichen Erbmasse unserer Eltern die Baupläne für das „Gefährt"

unserer Körperlichkeit antreffen, die zu der seelischen Struktur des Wesens gehört, das geboren werden will.

Wenn wir uns dieses Weltbild der germanischen Mütter und der Goden vergegenwärtigen, dann werden wir auch verstehen, was eigentlich an Aussage in dem Märchen „Die Nixe im Teich" steckt, dem wir uns nun zuwenden wollen. Es möge dabei nicht stören, daß einige Bemerkungen dazu eingefügt sind. Sie wurden notwendig, weil im Mittelalter ja die Wiedergeburtslehre verboten war und die Erzählung daher manches nur sehr kurz andeutete, das aber zum Verständnis doch wichtig ist.

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau ein vergnügtes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück kommt über Nacht! Wie ihr Reichtum gewachsen war, so schwand es von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Müller kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigentum nennen. Er war voll Kummer, und wenn er sich nach der Arbeit des Tages niederlegte, so fand er keine Ruhe, sondern wälzte sich voll Sorgen in seinem Bett.

Eines Morgens stand er schon vor Tagesanbruch auf, ging hinaus ins Freie und dachte, es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er über dem Mühldamm dahinschritt, brach eben der erste Sonnenstrahl hervor, und er hörte in dem Weiher etwas rauschen. Er wendete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über den Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen an beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sah wohl, daß es die Nixe des Teiches war, und wußte vor Furcht nicht, ob er davongehen oder stehenbleiben sollte. Aber die Nixe ließ ihre sanfte Stimme hören, nannte ihn bei Namen und fragte, warum er so traurig wäre. Der Müller war anfangs verstummt; als er sie aber so freundlich sprechen hörte, faßte er sich ein Herz und erzählte ihr, daß er sonst in Glück und Reichtum gelebt hätte", aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu raten wüßte. „Sei ruhig", antwortete die Nixe, „ich will dich reicher und glücklicher machen, als du je gewesen bist, nur mußt du mir versprechen, daß du mir geben willst, was eben in deinem Hause jung geworden ist." -

„Was kann das anders sein", dachte der Müller, „als ein junger Hund oder ein junges Kätzchen?" und sagte ihr zu, was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und guten Mutes nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht erreicht, da trat die Magd aus der Haustüre und rief ihm zu, er sollte sich freuen, seine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren.

Der Müller stand wie vom Blitz gerührt; er sah wohl, daß die tückische Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, und als sie ihn fragte: „Warum freust du dich nicht über den schönen Knaben?" so erzählte er ihr, was ihm begegnet war und was für ein Versprechen er der Nixe gegeben hatte. „Was hilft mir Glück und Reichtum", fügte er hinzu, „wenn ich mein Kind verlieren soll? Aber was kann ich tun?" Auch die Verwandten, die gekommen waren, Glück zu wünschen, wußten keinen Rat.

Indessen kehrte das Glück in das Haus des Müllers ein. Was er unternahm, gelang; es war, als ob Kisten und Kasten von selbst sich füllten und das Geld im Schrank über Nacht sich mehrte. Es dauerte nicht lange, so war sein Reichtum größer als je zuvor. Aber er konnte sich nicht ungestört darüber freuen; die Zusage, die er der Nixe getan hatte, quälte sein Herz. Sooft er an dem Teich vorbeikam, fürchtete er, sie möchte auftauchen und ihn an seine Schuld mahnen. Den Knaben selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers: „Hüte dich", sagte er zu ihm, „wenn du das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, hascht dich und zieht dich hinab." -

Doch als Jahr auf Jahr verging und die Nixe sich nicht wieder zeigte, so fing der Müller an, sich zu beruhigen.

Bis hierher wurde uns nun nur erzählt, daß der Müller von der Urfurcht, der Sorge um seine Existenz, befallen war. Im Anblick des gefährlichen Teiches hatte er ursprünglich vielleicht sogar Selbstmordgedanken. Hierzu hatte wohl auch die auf ihn zukommende Sorge um das erwartete Kind beigetragen und er hatte die Gefahr bemerkt, der es durch den Teich ausgesetzt war. Aber der Wille zum Leben, den die Nixe wieder aufrichtete, siegte.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam bei einem Jäger in die Lehre. Als er ausgelernt hatte und ein tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf war ein schönes Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr das bemerkte, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten Hochzeit, lebten ruhig und glücklich und liebten sich von Herzen.

Einstmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als das Tier aus dem Wald in das freie Feld ausbog, setzte er ihm nach und streckte es endlich mit einem Schuß nieder. Er bemerkte nicht, daß er sich in der Nähe des gefährlichen Weihers befand, und ging, nachdem er das Tier ausgeweidet hatte, zu dem Wasser, um seine mit Blut befleckten Hände zu waschen. Kaum aber hatte er sie hineingetaucht, als die Nixe emportstieg, lachend ihren nassen Arm um ihn schlang und so schnell hinabzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Als es Abend war und der Jäger nicht nach Haus kam, so geriet seine Frau in Angst. Sie ging aus, ihn zu suchen, und da er ihr oft erzählt hatte, daß er sich vor den Nachstellungen der Nixe in acht nehmen müßte und nicht in die Nähe des Weihers wagen dürfte, so ahnte sie schon, was geschehen war.

Sie eilte zu dem Wasser, und als sie am Ufer seine Jägertasche liegen fand, da konnte sie nicht länger an dem Unglück zweifeln. Wehklagend und händeringend rief sie ihren Liebsten mit Namen, aber vergeblich! Sie eilte hinüber auf die andere Seite des Weihers und rief ihn aufs neue; sie schalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Antwort erfolgte.

Der Spiegel des Wassers blieb ruhig, nur das halbe Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Mit schnellen Schritten, ohne Rast und Ruhe, umkreiste sie ihn immer von neuem, manchmal still, manchmal einen heftigen Schrei ausstoßend, manchmal in leisem Wimmern. Endlich waren ihre Kräfte zu Ende; sie sank zur Erde nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Bald überkam sie ein Traum:

Sie stieg zwischen großen Felsblöcken angstvoll aufwärts; Dornen und Ranken hakten sich an ihre Füße, der Regen schlug ihr ins Gesicht, und der Wind zauste ihr langes Haar. Als sie die Anhöhe erreicht hatte, bot sich ihr ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der Boden senkte sich sanft hinab, und auf einer grünen, bunt beblümten Wiese stand eine reinliche Hütte. Sie ging darauf zu und öffnete die Türe; da saß eine Alte mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte! In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war schon angebrochen, und sie entschloß sich, gleich dem Traum Folge zu leisten.

Der Jäger war nun doch ertrunken. Seine Gattin kann den Verlust nicht überwinden. Sie erkrankt an diesem seelischen Schmerz. Es heißt daher: „Endlich waren ihre Kräfte am Ende". D.h. sie beginnt zu sterben; kehrt aber noch einmal ins Leben zurück und berichtet von ihrem Traum, wie wir es heute auch durch die Berichte von Re-animierten oft erfahren. Dann aber verließ sie endgültig die Erde, als sie ihrem Traum Folge leistete und gelangt zur Wanen-Göttin Freya (entspricht der Frau Holle im Märchen von der Goldmarie).

Sie stieg mühsam den Berg hinauf, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte. Die Alte empfing sie freundlich und zeigte ihr einen Stuhl, auf den sie sich setzen sollte. „Du mußt ein Unglück erlebt haben", sagte sie, „weil du meine einsame Hütte aufsuchst."

Die Frau erzählte ihr unter Tränen, was ihr begegnet war. „Tröste dich", sagte die Alte, „ich will dir helfen; da hast du einen goldenen Kamm. Harre, bis der Vollmond aufgestiegen ist, dann geh zu dem Weiher, setze dich am Rand nieder und strähle dein langes schwarzes Haar mit diesem Kamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn am Ufer nieder, und du wirst sehen, was geschieht."

Die Frau kehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel; da ging sie hinaus an den Weiher, setzte sich nieder und kämmte ihre langen schwarzen Haare mit dem goldenen Kamm, und als sie fertig war, legte sie ihn an den Rand des Wassers nieder.

Nicht lange, so brauste es aus der Tiefe, eine Welle erhob sich, rollte an das Ufer und führte den Kamm mit sich fort. Es dauerte nicht länger, als der Kamm nötig hatte, auf den Grund zu sinken, so teilte sich der Wasserspiegel, und der Kopf des Jägers stieg in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurigen Blicken an. In demselben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauscht und bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verschwunden, der Weiher lag so ruhig wie zuvor, und nur das Gesicht des Vollmondes glänzte darauf.

Der Hinweis auf die langen schwarzen Haare bezieht sich auf die Erdverbundenheit der Gattin. (Sie verweilt ja jetzt in Wanheim.) Der goldene Kamm bewirkt die bewußt gelenkte Ordnung der körperlichen Schönheit. Dadurch zieht sie aber zunächst nur das Gesicht, den Blick des Geliebten heran.

Im folgenden wirbt die Gattin dann mit der Flöte und zieht damit das Gefühlsleben, das Seelische des Gatten aus dem seelischen Meer zu sich. Es heißt dann:

Trostlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte ihr die Hütte der Alten. Abermals machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und klagte der weisen Frau ihr Leid. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte und sprach: „Harre, bis der Vollmond wieder kommt, dann nimm die Flöte, setze dich an das Ufer, blas ein schönes Lied darauf, und wenn du damit fertig bist, so lege sie auf den Sand; du wirst sehen, was geschieht."

Die Frau tat, wie die Alte gesagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, so brauste es aus der Tiefe! Eine Welle erhob sich, zog heran und führte die Flöte mit sich fort. Bald darauf teilte sich das Wasser, und nicht bloß der Kopf, auch der Mann bis zur Hälfte des Leibes stieg hervor. Er breitete voll Verlangen seine Arme nach ihr aus; aber eine zweite Welle rauschte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hinab.

„Ach, was hilft es mir", sagte die Unglückliche, „daß ich meinen Liebsten nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren." Der Gram erfüllte aufs neue ihr Herz; aber der Traum führte sie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte sich auf den Weg, und die weise Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad, tröstete sie und sprach: „Es ist noch nicht alles vollbracht, harre, bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, setze dich an das Ufer und spinn die Spule voll, und wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser, und du wirst sehen, was geschieht."

Die Frau befolgte alles genau. Sobald der Vollmond sich zeigte, trug sie das goldene Spinnrad an das Ufer und spann emsig, bis der Flachs zu Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber stand das Rad am Ufer, so brauste es noch heftiger als sonst in der Tiefe des Wassers, eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit sich fort. Alsbald stieg mit einem Wasserstrahl der Kopf und der ganze Leib des Mannes in die Höhe. Schnell sprang er ans Ufer, faßte seine Frau an der Hand und entfloh.

Wir sehen, daß durch das goldene Spinnrad nun auch die Kraft des Geistes bei dem Geliebten angesprochen war. Bei einem Gewebe, das jede Frau früher mit dem zuvor aufgespulten Faden zu weben vermochte, mußte ja das Denken vorangehen. So war das goldene Spinnrad immer Symbol für die Fäden unserer Gedanken. (Auch im Märchen von Allerleirauh ist diese Symbolik verwendet.) Im weiteren zeigt sich nun jedoch, was die Kräfte der gemeinsamen Liebe, also Kräfte starken seelischen Begehrens am Ufer des seelischen Meeres von Windheim in diesem bewirken.

Aber kaum hatten sie sich eine kleine Strecke entfernt, so erhob sich mit entsetzlichem Brausen der ganze Weiher und strömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein. Schon sahen die Fliehenden ihren Tod vor Augen; da rief die Frau in ihrer Angst die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblick waren sie verwandelt, sie in eine Kröte, er in einen Frosch! Die Flut, die sie erreicht hatte, konnte sie nicht töten, aber sie riß sie beide voneinander und führte sie weit weg.

Als das Wasser sich verlaufen hatte und beide wieder den trockenen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurück.

Hier haben wir nun die Aussage für Wiedergeburt. Gerade die Liebe, das seelische Verlangen zwang dazu! Beide müssen als Frosch bzw. als Kröte wieder das Embryo-Stadium im Menschentum, im Fruchtwasser der Eihülle beginnen und werden dadurch wieder getrennt. „Als das Wasser sich verlaufen hatte", nämlich nach neun Monaten, erreichen sie wieder ihre menschliche Gestalt und nur eine unbestimmte Sehnsucht erfüllt beide. Es heißt ja nun weiter:

Aber keiner wußte, wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Täler lagen zwischen ihnen. Um sich das Leben zu erhalten, mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll Trauer und Sehnsucht.

Sie mußten also erst wieder heranwachsen. Dann begegnen sich zwei neue Liebende.

Als wieder einmal der Frühling aus der Erde hervorgebrochen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus, und der Zufall wollte, daß sie einander entgegenzogen. Er erblickte an einem fernen Bergesabhang eine Herde und trieb seine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in einem Tal zusammen, aber sie erkannten sich nicht, doch freuten sie sich, daß sie nicht mehr so einsam waren. Von nun an trieben sie jeden Tag ihre Herden nebeneinander; sie sprachen nicht viel, aber sie fühlten sich getröstet. Eines Abends, als der Vollmond am Himmel schien und die Schafe schon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein schönes, aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er, daß die Schäferin bitterlich weinte. „Warum weinst du?" fragte er. „Ach", antwortete sie, „so schien auch der Vollmond, als ich zum letztenmal dieses Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam." Er sah sie an, und es war ihm, als fiele eine Decke von den Augen; er erkannte seine liebste Frau; und als sie ihn anschaute und der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob sie glückselig waren, braucht keiner zu fragen.

Es ist hier noch gesagt, daß es die Flöte, d.h. die seelische Kraft, der Eros ist, der das Erlebnis des inneren Menschen zur Liebe entfacht und die Lebensgemeinschaft neu begründet, die „eigentlich" schon aus früherem Leben stammt.

In der Liebe setzt sich danach eine Zusammengehörigkeit fort, die seit langer Vorzeit im Wesen des Menschen angelegt ist. Das Erlebnis der Wesenserkenntnis, der inneren Schönheit, ist das Erlebnis der zu einem Menschen schicksalhaft zugehörigen inneren Gestalt.

Es ist die Begegnung mit dem Arteigenen.
Das Wiedergeburtsmärchen schließt mit diesem Gedanken der Wesenserkenntnis:

Schönheit

Nicht das Bunte der Farben,
nicht ein aufgetragener Lack
machen das Wunder lebendig!
Aus der Gedanken eigener Keimkraft,
aus seit Urzeit gebildetem Quellgrund
erreicht uns das Sinn-Bild.
Passend zur Sehnsucht, die solches erwartet,
reißt es uns staunend empor.

Wirkendes im Werdegesetz nahm dessen Gestalt an:
Blüte bannt suchenden Käfer,
Weibliches trifft auf erkennende Macht,
FREYA hüllt ODIN,
erfurchterfüllt, in strahlende Pracht:
Traum der vergänglichen Welt!
Innere Schönheit!
Dein Zauber das Werden in Atem hält!

Haben Märchen für uns heute noch eine Bedeutung?

Erläutert am Beispiel:

„Der Wolf und die sieben Geißlein"

und

„Die Rabe"

(Br. Grimm Nr. 5 und 93)

Die Frage nach der Bedeutung der Märchen ist gar nicht so leicht zu beantworten. Wir lesen da z.B. Zeitungsartikel - und schon nach wenigenTagen haben wir vergessen, was darin stand. Wir waren erschüttert über das Drama am Golf. Es ging an uns vorüber! Wenn uns die Inflation von Bildern aus dem Fernsehen nicht erdrückt, so lesen wir Romane oder Novellen. Auch hier besteht heute ein Überangebot amerikanischer Erzähler. Wer das Eigene sucht, greift jedoch zunächst zu Werken unserer Klassiker. Werthers Leiden, die Räuber, Wilhelm Tell, die Iphigenie fesseln immer noch, dann die Werke von Storm, Stifter, Keller, Knut Hamsun. Aber auch Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung", Rudolf Steiners „Philosophie der Freiheit", dann Häckels Forschungen und Ausführungen über die Evolution, deren Ergebnisse vielfach fortgeführt wurden durch Driesch, Heinrich Sachsse, Manfred und Konrad Lorenz, Eibl-Eibesfeld bis in unsere Zeit, haben unser Weltbild neu geformt und wurden daher bedeutend für uns. Aber bedeutend ist an allen diesen nur, was uns selbst innerlich formte, indem es unseren Blick für die Wirklichkeiten in der Welt eröffnete und weitete und unser Handeln dadurch lenkte. Wir müssen ja in der Wirklichkeit der Welt leben und uns darin behaupten. Dies nicht nur als Einzelwesen, sondern stets auch als Glied einer Gemeinschaft.

Unser Inneres, unser Seelisches, reagiert auf alle Begegnungen darin mit Zustimmung oder durch Abwehr, durch Liebe und Geborgenheitsbewußtsein oder Haß, meist auch durch Gleichgültigkeit.

Da der Mensch nun aber im Verlauf seines Lebens mehrere Lebensstufen durchläuft, sind diese Reaktionen, ist sein Verhalten in diesen einzelnen Lebensstufen - in denen immer neue und weitere Zusammenhänge bewußt werden - auch verschieden.

Bedeutend sind Märchen in diesen Lebensabschnitten, wenn sie uns zeigen: Seht, so ist die Wirklichkeit des Lebens und so sind die Gesetze darin und so geht es Dir, wenn Du dich so oder so verhältst, und: So einer bist Du auch oder ... bist Du nicht!

Nun ist es klar, daß der junge Mensch etwa bis zu seinem 14. Lebensjahr andere Fragen hat und anderes erfahren muß, als dann der liebende

oder der kämpferische Mensch. Schließlich wächst der Mensch im Verlauf seines Lebens hinein in das Gebot der Selbstbehauptung und in das der Selbsterkenntnis. Dann in die Frage nach dem Wesen der Gemeinschaft zu der er gehört und in die der inneren Freiheit.

Endlich reifen in uns die Fragen: Was ist höheres Bewußtsein, was ist Erlösung, was ist mit Wiedergeburt und Leben über den Tod hinaus? Bedeutung haben nur Märchen, die uns auf solche Fragen eine Antwort zu geben vermögen. Sie können daher so bedeutungsvoll sein, weil sie diese Antworten nicht vom Denken her, nicht als eine von außen an uns herangebrachte Lehre voller Behauptungen rational vermitteln, sondern weil und wenn sie unser Erleben, unsere innere Anteilnahme dabei voll in Bewegung setzen und uns eine Orientierung vermitteln.

Dazu sollen uns jetzt zwei Märchen als Beispiel dienen. Eines, das wohl jeder kennt: es ist das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein. Es ist nur kurz; aber wie bedeutungsvoll es ist, läßt sich danach leicht erklären. - Dann gibt es für den Menschen, der nach dem Sinn von Leben überhaupt fragt - und dabei insbesondere nach dem Sinn seines eigenen Lebens - die Entdeckung, daß das Bleibende in ihm der geistige Anteil, sein intuitives Bewußtsein ist. Erst dieses eröffnet ihm den Weg zu innerer Freiheit, indem er sich als ein Geistwesen im Kosmos erkennt. Das kann am besten mit dem Märchen „Die Rabe" erläutert werden.

Hören wir, was der Wolf mit den Sieben Geißlein macht. Es wird Kindern zwischen vier und acht Jahren gern erzählt und verwendet Bilder aus der Natur und dem bäuerlichen Leben, aber grade deshalb sollte man es den Kindern vermitteln. Angeborene Urbilder treten dabei hervor.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen; da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf; wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen."

Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen." Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. „Wir machen nicht auf", riefen

sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.". Da lief der Wolf zu einem

Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber." Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller dachte: Der Wolf will einen betrügen, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, das sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht." Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und

wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht lange Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

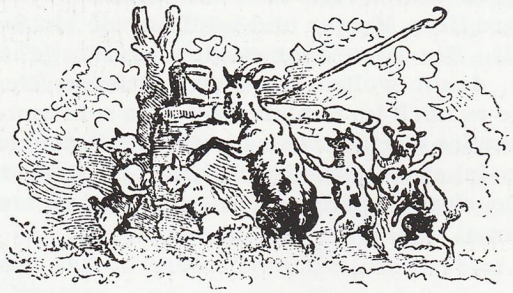
Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit offen: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben. Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. Ach Gott, dachte sie, sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein? Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungestüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiterschnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
So sind´s lauter Wackerstein."

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.



Wenn Kinder dieses atemlos und staunend hören, so bleibt folgendes in ihnen an aufbauenden Kräften zurück: die Mutter ist die Göttin. Sie rettet. Der Wolf hat keine Macht über sie! Die Kinder waren zwar aufmerksam, aber man konnte sie überlisten. Der Tücke des Lebens waren sie noch nicht gewachsen. Kinder, die das hier nun erlebten, erkennen und erfühlen, daß ihr Wissen, ihr Selbstbehauptungswille noch nicht ausreichen. Nur die Mutter ist die Retterin und das Kind lernt daraus: daß Gehorsam notwendig ist zum eigenen Schutz und daß dort, wo die Mutter ist, Geborgenheit ist.

Diese seelische Haltung: Gehorsamkeit und Beachtung der Warnung der Älteren zum eigenen Schutz bis man selbst einmal erwachsen ist und die Geborgenheit, das Vertrauen, die Dankbarkeit leben im Herzen der Heranwachsenden als aufbauende und bleibende Kraft. Insbesondere erleben sie sich auch als Mitwirkende in einer Gemeinschaft. Das Jüngste mußte ja Schere und Zwirn holen. Alle sammeln die Wackersteine - Es ist ein Zusammengehörigkeitserlebnis!

Auf gleicher Ebene stehen etwa das Märchen vom Rotkäppchen. Auch hier ist der Wolf der listige Fresser. Aber es ist nun der Jäger der Retter. Er vertritt die Rechtsidee (an Stelle des Gottes Forseti oder Baldur im germanischen Mythos). Es entspricht dies schon einer höheren Erkenntnis- bzw. Reifestufe, wie sie auch im Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen vorausgesetzt wird.

Nun gibt es historisch denkende Erklärer, die weisen darauf hin, daß ja diese Märchen wohl schon in der Römerzeit ab Karl d. Gr. ihre Wurzeln haben, der mit seinen römischen Legionären die Germanen besiegte. Romulus und Remus waren die Gründer Roms und diese wurden als Kinder von einer Wölfin genährt, und so ist der Wolf das Symboltier der Römer geworden. Diese seien aber gemeint, wenn der Wolf hier in diesem Märchen mit falscher Stimme und weiß gemachten Pfoten erscheint. - Nun, solche Erklärungen regen bei uns Erwachsenen unser Interesse an, aber an Bedeutung haben sie für das Kind oder den Jugendlichen (noch!) nichts. Aufbauende Wirkung haben Märchen nur, wenn der Hörer sich selbst dabei als das jüngste Geißlein oder den helfenden Jäger erlebt. Sie erleben dabei die Wirklichkeit, in der sie sich behaupten müssen. So müssen auch in den Märchen von Jorinde und Joringel oder Schneeweißchen und Rosenrot und insbesondere in Rapunzel die jungen Menschen, die in die Lebensstufe des Venusringes hineinwachsen, erleben, wie sie sich verhalten müssen.

Noch eine höhere Reifestufe zeigt uns das Märchen „Die Gänsehirtin am Brunnen", die ihrem Vater erklärt „Ich liebe Dich wie Salz" - und dafür dann eine harte Lehrzeit ertragen muß, bis sie verstanden wird. Aber verstehen beruht auf Erkennen und dieses bedeutet inneres Wachstum.

Viele Märchen gewinnen für uns erst wieder ihre ursprüngliche Bedeutung, wenn wir über das religiöse Weltbild in vorchristlicher Zeit eine klarere und wahrere Vorstellung gewinnen. Unsere Quellen dürfen dabei nicht nur die Edda sein, die erst um 1200 niedergeschrieben wurde. An Hand der alten Götterbilder und von Legenden um ihr Wirken wollte man auch mit ihr die seelischen Kräfte erklären, die in unser Leben hineinwirken und es erhalten auf diesem Planeten Erde. Viel besser werden wir noch durch die indogermanischen Schriften der Veden informiert, die etwa 1200 Jahre vor der Zeitenwende beginnen und die u.a. der Indologe Prof. Hauer erklärt hat.

In den weisen Edelfrauen der Germanen, die später die christliche Kirche in Hexen umfälschte, lebte jenes Urwissen um den innerseelischen Aufbau der Menschen und dieses lebte dann in vielen der alten Märchen fort. So taucht darin immer wieder das Wissen um die Dreigliedrigkeit der Menschen aus Körper, Seele und Geist auf. Dann das Wissen, daß man durch Meditation diese Kräfte erst in die Gewalt bekommt, indem man sie sich bewußt macht. Ferner, daß es über dem rationalen (receptiven) Bewußtsein noch das intuitive Bewußtsein gibt, das uns erst ermöglicht, die überpersönlichen Gesetzlichkeiten des Lebens zu erfassen.

Auch war es für unsere Vorfahren selbstverständlich, daß der Mensch ein wiedergeborenes Wesen ist und nach seinem derzeitigen Leben nachtodlich noch sein Bewußtsein weiterführt. In unserer Zeit sind es da u.a. insbesondere die Bücher des Psychologen Detlefsen, die hierüber Beweismaterial bringen. Die Märchen von der Nixe im Teich, Allerleirauh und Marienkind berichten davon.

Auch heute bleibt diese Frage eher offen. Die Naturwissenschaftler führen all unser Fühlen und Verhalten jetzt auf die Gene unserer Erbsubstanz zurück. Diese sind im Grunde elektromagnetische Schwingungsgebilde. Aber unsere Gedanken sind doch mehr bzw. anderes als elektrische Wellen und gehören einer metaphysischen Seinsschicht an.

Dann strebt ja im Grunde jeder Mensch nach Erlösung. Aber was heißt das? Erlösung wovon und wozu? Er will eine Antwort finden auf die Frage, was sein Leben eigentlich für einen Sinn hat und wodurch es seinen Sinn gewinnt, und gerade die Märchen können für uns von besonderer Bedeutung werden, die uns darauf eine Antwort geben. Ein solches Märchen ist „Die Rabe", das dies anschaulich darstellt, wobei einige Erklärungen noch eingefügt werden.

Der Frage nach Erlösung stehen zwei Antworten gegenüber, die zwei Welten trennen: Die orientalisch-christliche und die germanisch-vorchristliche.

Die Erstere ist gekennzeichnet durch den Glauben, daß der Mensch als Naturwesen sündig und von Gott verworfen sei. Typisch ist dafür der Ausspruch Augustins (Bischof v. Karthago, der um 400 die katholische Lehre von der Erbsünde begründete). Er sah sich, wie er schrieb, ausgeliefert: „an das Gesetz des Fleisches, das mich gefangen nimmt in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern". Ferner hatte man die Gattin Adams, seine Eva, als typisch für alle Frauen, für alle Sündigkeit verantwortlich gemacht, und sie verflucht, insbesondere ab der Zeit „Ludwig des Frommen".

Später wurde als Gegengewicht zur Eva, und um der germanischen Empfindung entgegen zu kommen, das Bild der Maria als Mutter Gottes aufgebaut. Aber sie steht doch fern und bei den entsetzlichen Hexenverfolgungen, wie auch noch in Goethes Faust, vermag sie das Gretchen nicht vor Verzweiflung zu retten. Man suchte das rettend Göttliche außen, weil man sich den Weg über das Innere versperrt hat.

Wie ganz anders zeigen uns unsere Märchen das germanische Frauenbild! Jeder Mensch ist danach ein Gotteskind. Aber das heißt nicht, daß jedem Menschen seine innere Verbindung mit dem Göttlichen gleich klar und bewußt geworden ist. Jedes Menschen Weg ist jedoch ein Weg nach Innen, ist ein Erkenntnisweg. Dieser Erkenntnisweg ist auch schicksalhaft an unsere Geburt und das dabei mitgebrachte Empfinden unserer Seele gebunden. Aus der allgemein im germanischen Lebensraum lebendigen Wiedergeburtsidee folgte, daß es eigener Schicksalsgestaltung entsprach, ob ein Mensch entweder im Nährstand, oder im Wehrstand (zu dem auch Handwerker und Minnesänger gehörten) oder im geistigen Stand seine Lebensaufgabe suchte und fand. Dabei galt der Nährstand, der sich um die materiellen Voraussetzungen des Lebens zu kümmern hatte, als eine Form des Riesischen. Auch der Wehrstand als Ganzes ist so eine Form des Riesischen. Als Riesisch gilt die Ichbefangenheit und das Bewußtsein, ein Kind der Materie der Erde zu sein, dessen Aufgabe allein in der Gestaltung des Materiellen liege: - Erlösung zu finden bedeutete, die Naturkräfte in die Zügel zu nehmen, sie wissend zu lenken und damit ein glückliches, innerlich erlöstes Menschentum zu schaffen.

Lassen wir uns nun am Beispiel von „Die Rabe" erzählen, wie dieser Weg zur Erlösung nach heidnischer Auffassung und germanischem Vorbild erklärt wurde.

Die Rabe

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Töchterchen, das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getragen werden. Zu einer Zeit war das Kind unartig, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, es hielt nicht Ruhe. Da wird sie ungeduldig, und weil die Raben so um das Schloß herumflogen, öffnete sie das Fenster und sagte: „Ich wollte, du wärst eine Rabe und flögst fort, so hätt´ ich Ruhe."

Kaum hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind in eine Rabe verwandelt und flog von ihrem Arm zum Fenster hinaus. Sie flog aber in einen dunklen Wald und blieb lange Zeit darin, und die Eltern hörten nichts von ihr.

Diese erste dramatische Einleitung weist zunächst nur darauf hin, daß es sich um ein besonders geistig reges Kind handelt, das seine Erfahrungen selbständig in der Welt (dem dunklen Wald!) machen will. Der Hinweis auf die Raben kennzeichnet dabei den ersten Lebensabschnitt, den junge Menschen bis etwa zu ihrem 14. Lebensjahr durchlaufen. Schon im vorchristlichen Mithraskult, aber sicher auch allgemein im germanischen Lebensraum, sah man das Leben der Menschen in sieben Erlebnis- bzw. Reifestufen eingeteilt. Davon hieß die erste die des Raben. (Im Grimm-Märchen „Der goldene Vogel" werden alle sieben Stufen bildlich dargestellt (Vgl. auch „Einführung", Bild 5). Sie liegen aber auch diesem Märchen zu Grunde. Im frühen Mittelalter gab man den Lebensstufen die Namen der sieben Planeten. Kurz zusammengefaßt folgen dabei nach der ersten, der „des Raben" bzw. des „Merkur" die Lebensstufen:

2. der Venus:	Schweiger	der inneren Begegnung von Mann und Frau, dann
3. des Mars:	Kämpfer	des Kämpfers um Selbstbehauptung
4. des Jupiter:	Löwe	der Verstehende, der die überpersönlichen Kräfte (als Götter) entdeckt, die die Lebensgemeinschaften, die ein Volk, ordnen: Geldwesen, Rechtswesen, Gesundheitswesen, ...
5. des Saturn:	Mond	hier findet gewissermaßen eine Verbindung mit den tragenden Ideen des Lebens statt, die mit den Wesenheiten auf dem Glasberg gemeint sind.

6. Uranos:	Heliotropos (Sonnenheld)	Erfahren des Göttlichen im menschlichen (intuitivem) Bewußtsein, das als Erleuchtung bezeichnet wird.
7. Neptun:	Vater	Rückkehr in die Gemeinschaft als Helfer

Danach führte einmal einen Mann sein Weg in diesen Wald, der hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach; und als er näher kam, sprach die Rabe: „Ich bin eine Königstochter von Geburt und bin verwünscht worden, Du aber kannst mich erlösen" - Was soll ich tun? fragte er. Sie sagte: „Geh weiter in den Wald und Du wirst ein Haus finden, darin sitzt eine alte Frau, die wird Dir Essen und Trinken reichen, aber Du darfst nichts nehmen; wenn Du was issest oder trinkst, so verfällst Du in einen Schlaf und kannst Du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Lohhucke (Hügel mit Buschwerk), darauf sollst Du stehen und mich erwarten. Drei Tage lang komme ich jeden Mittag um zwei Uhr zu Dir in einem Wagen, der ist erst mit vier weißen Hengsten bespannt, dann mit vier roten und zuletzt mit vier schwarzen; wenn Du aber nicht wach bist, sondern schläfst, so werde ich nicht erlöst." Der Mann versprach alles zu tun, was sie verlangt hatte. Die Rabe aber sagte: „Ach, ich weiß es schon, du wirst mich nicht erlösen, du nimmst etwas von der Frau!" Da versprach der Mann noch einmal, er wollte gewiß nichts anrühren, weder von dem Essen noch von dem Trinken!"

Wenn nun die Rabe zunächst darauf hinweist, sie sei eine Königstochter, so bekennt sie sich damit zu den hohen lichten Gedanken, die sie erfüllen und damit zu ihrer inneren Berufung: Die in vielen Märchen so erfolgende Andeutung auf die Abstammung weist darauf hin, daß man in vorchristlicher Zeit bewußt den edlen Menschen züchtete. Der Mann, der sie erlösen soll, muß sich aber erst bewähren. Wir sehen, daß dazu eine ganz bestimmte Bedingung erfüllt sein muß. Diese besteht darin, daß der Mensch seine Naturkräfte so zu beherrschen vermag, daß er wach bleibt, so daß sein Denken und Erkennen nicht behindert wird.

Im Wald, d.h. in der Welt, begegnet er nun „der alten Frau". Dieses ist hier aber die Erdmutter als Vertreterin der blinden Lebenskraft, jenes Riesischen in der Natur, durch das alles Leben, aber auch unsere Körperlichkeit zur Lebenserhaltung getrieben wird. Drei Tage will die Königstochter mit ihren Pferden auf die Lohhucke kommen! Die weißen Pferde, dann die roten, endlich die schwarzen Pferde kennzeichnen die geistigen, die seelischen und die Naturkräfte, die jeweils in der Königstochter vorherrschen und die sie einsetzen will. Das zeigen uns die Farben:

1. Die Kräfte des Geistes (die der ASEN) leuchten weiß,
2. die der Seele, des Gemütes (der WANEN) leuchten rot und
3. bezeichnet schwarz das erdverbundene, handwerklich-praktische Denken, das notwendig ist, die menschliche Existenz auf der Erde zu sichern.

Die Ganzheit des Menschen ist dabei immer ein Akkord auf Körper, Seele und Geist, und die Rabe trat an den Mann sichtbar mit diesen drei Kräften heran, indem sie hofft, er würde die Kraft entwickeln, sich vom Sog seiner Naturkräfte, seiner Erdgebundenheit, zu lösen.

Der junge Mann verschläft aber alle diese Bewährungen, da er der Eßlust nicht widerstehen konnte, d.h. seine Gedanken waren durch die Sorge für das irdische Wohl gefesselt.

Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte: „Armer Mann, was seid Ihr abgemattet, kommt und erquickt Euch, esset und trinkt." - „Nein", sagte der Mann, „ich will nicht essen und nicht trinken." Sie ließ ihm keine Ruhe und sprach: „Wenn Ihr dann nicht essen wollt, so tut einen Zug aus dem Glas, einmal ist keinmal." Da ließ er sich überreden und trank. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten. Wie er da stand, ward er auf einmal so müde und konnte es nicht überwinden und legte sich ein wenig nieder, doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich hingestreckt, so fielen ihm die Augen von selber zu, und er schlief ein und schlief so fest, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können.

Dabei und danach ereignete sich nun folgendes: Die Rabe kam erst mit den vier weißen Hengsten; dann - schon in großer Trauer - mit ihren vier rotbraunen Hengsten. Stets aber fand sie den Mann auf der Lohhucke in tiefem Schlaf. Die Erdmutter hatte ihn ja immer wieder überredet, etwas zu essen oder zu trinken. Und so heißt es schließlich:

„Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste und die Kutsche und alles war schwarz. Sie war aber schon in voller Trauer und sprach: „Ich weiß, daß er schläft und mich nicht erlösen kann". Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest. Sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnte ihn nicht aufwecken. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, dann ein Stück Fleisch, zum dritten eine Flasche Wein, und er konnte von allem nehmen soviel er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm sie einen goldenen Ring von ihrem Finger und steckte ihn an seinen Finger, und war ihr Name eingegraben. Zuletzt legte sie einen Brief hin, darin stand, was sie ihm gegeben hatte, und daß es nie alle würde und es stand auch darin: „Ich sehe wohl, daß Du mich hier nicht erlösen kannst; willst

Du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es steht in Deiner Macht, das weiß ich gewiß". Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß von Stromberg. -

In diesem Abschnitt zeigt die Geschichte, daß die Rabe eigentlich die Göttin FREYA selbst oder eine ihrer ASINNEN ist, die von deren Wissen und Geist erfüllt ist. Mit dem Brot, das nie weniger wird, ist ja die Kraft des pflanzlichen Lebens auf der Erde gemeint, mit dem Fleisch, alles was durch die seelischen Kräfte der Tiere sich aufbaute und mit dem Wein, die nie vergehende geistige Klarheit und Anregung. Der Ring ist dabei das Symbol dafür, daß dieser Mann (wie auch nach der Lehre des Buddha jeder Mensch) im Inneren einen Zugang, eine Verbindung mit den seelischen Kräften hat, die diese Königstochter, diese Göttin verkörpert. Er muß diesen Zugang aber nun erst noch in sich freilegen. Unser Mann vermittelt anschließend seine Erkenntnisse, mit denen man Brot, Fleisch und Wein, die nie vergehen, immer der Erde abgewinnen kann, den „Riesen".

Mit diesen Riesen ist zunächst der Nährstand, das Bauerntum, gemeint. Und alle Bauern sind ja friedlich, wenn die Fruchtbarkeit der Erde ihren Fleiß belohnt. Auch beim Bruder des Riesen, dem Stand der Handwerker, zeigt sich aber, daß der geistige Horizont doch zwangsläufig beschränkt ist, ihre „Landkarten" sind alt und unzureichend. Sie ahnen nur ungefähr, wo der Standort ist, von dem aus man zu einem höheren Bewußtsein gelangt.

Der wirkliche Gottsucher, der Erkenntnissucher, der um Erlösung ringt im germanischen Sinne, muß dann noch allein weitergehen, um zum Ort der höheren Erkenntnis, zum „gläsernen Berg" zu gelangen. Über dieses Geschehen berichtete das Märchen folgendes:

Als der Mann aufwachte und sah, daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und sprach: „Gewiß, nun ist sie vorbeigefahren, und ich habe sie nicht erlöst." Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief, darin geschrieben stand, wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht, wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen; da kam er in einen dunklen Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte sich nicht herausfinden. Am andern Tage ging er weiter und abends, wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anstecken, sah er eins schimmern, machte sich auf und ging ihm nach. Da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Riese davor. Da dachte er bei sich: Gehst du hinein und der Riese erblickt dich, so ist es leicht um dein Leben geschehen. Endlich wagte er es und trat heran. Als der Riese ihn sah, sprach er: „Es ist gut, daß du kommst, ich habe lange nichts gegessen, ich will dich gleich zum

Abendbrot verschlucken." - „Laß das lieber sein", sprach der Mann, „ich lasse mich nicht gerne verschlucken; verlangst du zu essen, so habe ich genug, um dich satt zu machen." - „Wenn das wahr ist", sagte der Riese, „so kannst du ruhig bleiben; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe." Da gingen sie und setzten sich an den Tisch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleisch, das nicht all ward. „Das gefällt mir wohl", sprach der Riese und aß nach Herzenslust. Danach sprach der Mann zu ihm: „Kannst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist?" Der Riese sagte: „Ich will auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser zu finden." Er holte die Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, aber es stand nicht darauf. „Es tut nichts", sprach er, „ich habe oben im Schranke noch größere Landkarten; darauf wollen wir suchen"; aber es war vergeblich. Der Mann wollte nun weitergehen, aber der Riese bat ihn, noch ein paar Tage zu warten, bis sein Bruder heimkäme, der wäre ausgegangen, Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heimkam, fragten sie nach dem goldenen Schloß von Stromberg; er antwortete: „Wenn ich gegessen habe und satt bin, dann will ich auf der Karte suchen." Er stieg dann mit ihnen auf seine Kammer, und sie suchten auf seiner Landkarte, konnten es aber nicht finden; da holte er noch andere alte Karten, und sie ließen nicht ab, bis sie endlich das goldene Schloß von Stromberg fanden, aber es war viele tausend Meilen weit weg. „Wie werde ich nun dahin kommen?" fragte der Mann. Der Riese sprach: „Zwei Stunden hab´ ich Zeit; da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben." Da trug der Riese den Mann bis etwa hundert Stunden vom Schloß und sagte: „Den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen." Dann kehrte er um, der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge, und die verwünschte Jungfrau fuhr in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute sich, als er sie erblickte, und wollte zu ihr hinaufsteigen, aber wie er es auch anfing, er rutschte an dem Glas immer wieder herunter. Und als er sah, daß er sie nicht erreichen konnte, ward er ganz betrübt und sprach zu sich selbst: „Ich will hier unten bleiben und auf sie warten."

Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinaufkommen.

Dies ist nun ein sehr wichtiger Abschnitt im geistigen Wachstumsprozeß des jungen Mannes. Er sieht das „goldene Schloß von Stromberg", eben das Göttliche - auf dem gläsernen Berg - er sieht auch das ideale Wesen, das das Göttliche in sich verwirklichte, die verehrte Königstochter, aber er konnte (noch!) nicht zu ihr gelangen. - „Also baute

er sich eine Hütte und saß ein ganzes Jahr darin", heißt es. Hieran sehen wir, daß in alter Zeit Meditation (als Weg zur Bewußtseinserweiterung) immer auf dem Entwicklungsweg derjenigen stand, die als „Wanderer zwischen beiden Welten" dem Göttlichen zustrebten. Arisch-germanische Religion beruhte eben nie auf dem Glauben an einen fernen Erlöser, sondern auf der eigenen Erkenntnis, und diese richtete sich auf die Kräfte und Ideen, die das Leben ordnen. Durch diese (vorchristliche!) Meditation vermochte sich der Mensch von dem Zwang der vom Körper und der Seele her auf das Geistige einwirkenden Kräfte zu befreien. Es ist das Ziel der Erleuchtung, wie es heute noch in den ZEN-Klöstern des Buddhismus angestrebt wird. (Vgl. auch K.O. Schmidt: „In Dir ist das Licht".) Diese geistige Freiheit wird dann zur Voraussetzung, um die Erlösung zu vollbringen. Schließlich heißt es daher weiter:

„Da sah er einmal aus seiner Hütte, wie drei Räuber sich schlugen und rief ihnen zu: „Gott sei mit euch!" Sie hielten bei dem Ruf inne, als sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an, sich zu schlagen, und das zwar ganz gefährlich. Da rief er abermals: „Gott sei mit Euch!" und dachte, du mußt sehen, was die drei vorhaben, ging hin und fragte, warum sie aufeinander losschlügen? Da sagte der Eine, er hätte einen Stock gefunden; wenn er damit wider eine Tür schlüge, so spränge sie auf; der Andere sagte, er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, so wäre er unsichtbar; der Dritte aber sprach, er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hinreiten, auch den gläsernen Berg hinauf. Nun wüßten sie nicht, ob sie das in Gemeinschaft behalten oder ob sie sich trennen sollten. Da sprach der Mann: „Die drei Sachen will ich Euch eintauschen. Doch muß ich vorher eine Probe machen, damit ich sehe, ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt." Da ließen sie ihn aufs Pferd sitzen, hingen ihm den Mantel um, gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen. Da gab er ihnen tüchtige Schläge und rief: „Nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr, was Euch gebührt - seid ihr zufrieden?" Dann ritt er den Glasberg hinauf.

Hier zeigt sich nun, wie unser junger Mann den Konflikt löste zwischen 1. den praktischen Notwendigkeiten des Lebens (mit dem Stock, wie ihn die Hirten stets verwenden ist ja das Körperliche gemeint, auch allgemein die Nahrung, Hunger schließt jede Tür auf!) und 2. den Anforderungen des Gefühlslebens (den unsichtbaren Kräften) und den Erkenntniskräften (mit denen man überall hingelangen kann, womit alles Gedankliche, das Geistige, gemeint ist). Er muß alles in sich harmonisch vereinigen und eine über den Dingen stehende Schau gewinnen!

Dennoch ist dabei von jedem soviel Abstand zu halten, daß er nicht in eine Abhängigkeit davon gerät. Mit dieser Darstellung, daß die drei „Räuber" sich gegenseitig schlagen, sollte auch dargestellt werden, wie engstirnig und beschränkt es ist, wenn der Nährstand, der Wehrstand

und der geistige Stand sich je für sich mit ihren Fähigkeiten und Erkenntnissen brüsten und gegenseitig bekämpfen.
Alle drei Riesen (Räuber) sind noch in der Selbstbehauptung ihres „Ich" befangen. Sie zu vertreiben bedeutet, diese geistige Enge zu überwinden und das Leben als eine Ganzheit zu erkennen, in der das individuelle Ich als nachgeordnetes Mosaiksteinchen fallen gelassen wird, bzw. ganz zurück tritt. Es ist der Übergang von der Jupiter- zur Saturn-Lebensstufe. Hierzu heißt es nun weiter:

.... und als er oben vor das Schloß kam, war es verschlossen: da schlug er mit dem Stock an das Tor, und alsbald sprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal; da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich. Sie konnte ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel umhatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring, den sie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch, daß es klang: Da rief sie: „Das ist mein Ring, so muß auch der Mann da sein, der mich erlösen wird." Sie suchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinausgegangen, hatte sich aufs Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Tor kamen, sahen sie ihn und schrien vor Freude. Da stieg er ab und nahm die Königstochter in den Arm; sie aber küßte ihn und sagte: „Jetzt hast du mich erlöst, und morgen wollen wir unsere Hochzeit feiern."

Daß unser junger Mann die Königstochter nun antraf vor einem goldenen Becher mit Wein, in dem sie dann den Ring fand, den sie ihm einst gegeben hatte, zeigte, daß sie in Gedanken versunken bei ihm war und auf ihn gewartet hatte: dabei ist Gold=Geist, Wein=Klarheit!

Das Erlebnis der Wiedersehensfreude hatte darüber hinaus aber noch einen tieferen Grund. Sie zeigt die innere Begegnung, die einer unio Mystica gleicht, von der später Meister Eckehardt - in dem die arische Geisteshaltung wieder hervorgetreten war - sagte: „In diesem ´Durchbrechen´ aber - (und dies entspricht dem Fortjagen der drei Räuber) da bin ich über allen Kreaturen, bin weder Gott noch Kreatur, sondern bin, was ich war und was ich bleiben werde, denn mir wird darin zu teil, daß ich und Gott eins sind". - Auch unser Mann in dem Märchenbericht erkannte, daß er und die Göttin eins geworden waren, weil sie ihren geistigen Wesenskern gegenseitig erkannt hatten. Im Märchen wird aber auch deutlich, daß bei den Germanen die wahre Liebe in der Verehrung der Gattin begründet war, als Trägerin eines göttlichen Wissens. Erlösung bedeutet hier immer (im Gegensatz zum Christentum) das Erkennen des Wesenskernes als eines Anteils am geistig Göttlichen des Kosmos, mit dem sich der germanische Mensch innerlich verbunden wußte.

Man muß hierzu auch noch folgendes beachten: Das Märchen endet zwar mit der lieblichen Idylle einer Hochzeit. Die Geschichte selbst weist aber sonst mehrfach darauf hin, daß mit dem Schloß von Stromberg (dem Glasberg) der Sitz der Wanengottheiten gemeint ist, der in der Meditation erreicht wird. „Die Rabe" konnte ja das Brot, den Wein und das Fleisch spenden, die nie vergehn! Es ist also eine Göttin, die zu den Menschen kommt und sagt: „Du kannst mich erlösen". Dann ist es aber in Wirklichkeit der Mensch, der den Weg zur Erlösung beschreitet, weil er sich gerufen fühlt. Die Rabe erweist sich als ein Idol, als die indogermanische Form der späteren „Mutter Maria". Letztere vermittelt Gnade, die vorchristliche germanische Gottheit führt den Menschen aber über den Weg der Erkenntnis zur Erlösung. Dieses und noch einige ähnliche Märchen haben daher für uns deshalb bleibende Bedeutung, weil sie uns den Weg zu religiöser Besinnung aufweisen und zeigen, daß der innere Wesenskern des Menschen mit dem Göttlichen im Kosmos in innere Verbindung treten kann.

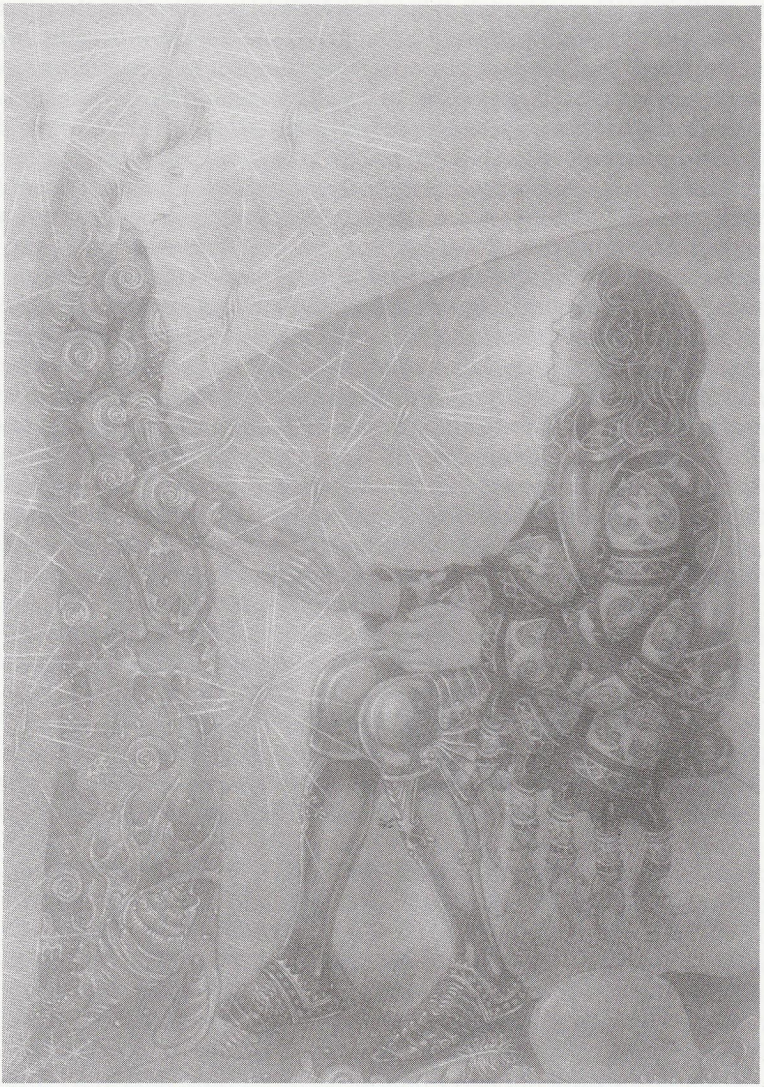
Wegeziel des Lebens

Zu wissen, daß sie gesucht wird
reißt den Flug der Gedanken
der Göttliches Sinnenden
tragend empor,
bildet der Wartenden
begründete Hoffnung. -

So auch, vom Fernziel der Schauenden erreicht,
wird es zum Weg, den der Liebende geht,
als ihn beglückenden Auftrag,
dem sich das JA zugesellt
aus gleich erkannter Berufung.

Im gemeinsam erleuchteten Wegziel
liegt erst des Daseins Erlösung:
den Erkennenden des Lichts
werden die Kräfte der Herzen
zu strahlendem Vielklang! -

Die Frage nach der Bedeutung dieser beiden Märchen dürfte damit auch ihre Antwort gefunden haben. Sie waren und sind Teil des indogermanischen Religionsverständnisses.



Was sagt uns das Märchen von den „Sieben Raben"?

Diese Erzählung hat ihre Wurzeln weit in vorchristlicher Zeit und ist doch so aktuell wie wenige andere. Sie will den in die Gemeinschaft einer Ehe tretenden Menschen eine lebenswichtige Einsicht vermitteln, die die Grundlage des Lebensglückes bildet.

Schon der germanische Mythos von der Schaffung des Menschengeschlechts ist aufbauend und erlösend. Da ist kein strafender Gott, der die zwei Stammeseltern aus dem Paradies verjagt, weil die Gattin ihren Ehegatten ermunterte, auch vom Baum der Erkenntnis zu essen und sie deshalb verflucht, so daß sie im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen müssen.

Nein, hier veredeln die Asengottheiten ihren Konflikt zwischen den Kräften des Geistes und denen der Seele, indem sie mit den Wanengottheiten Frieden schließen, die von den Kräften des kosmischen, seelischen Meeres durchdrungen sind. Diesen geschlossenen Frieden zwischen Asen und Wanen, dem männlichen Drang nach schöpferischem Tun und der sinnvollen Erhaltung der Lebensformen aus weiblicher, fürsorglicher seelischer Kraft, sah man im Menschen sich schicksalhaft wiederholen. Dieser Frieden ist jedoch das Ergebnis gewonnener Einsicht, bzw. geistiger Reife und solange diese nicht erreicht ist, sind auch die Menschen nicht erlöst.

Wenn der „Vater" seine sieben Söhne verwünscht: „Mögen sie doch Raben werden!" und solcher Wunsch gleich in Erfüllung geht, so ist dies auch ein Schöpfungsakt der Vatergottheit. Er enthält jedoch auch das Wissen, daß seine Kinder im Grunde Geistwesen sind, die ihren Entwicklungsweg erst begonnen haben und daher mit ihren Gedanken und ihrem Entwicklungsziel schließlich auf dem „Glasberg", dem geistigen Ort höherer Erkenntnis, ankommen. Auch das Märchen „Die Rabe" beginnt mit einer solchen Verwünschung, mit der dann der Weg eines Menschen als „Rabe" durch die Welt zum Glasberg dargestellt wird, wo er um seine Erlösung bemüht ist.

Die erste der Lebensstufen, die ein Mensch durchläuft auf seinem Lebensweg wurde als die des „Raben" bezeichnet. Die Zahl „sieben" deutet danach auch auf die weiteren Entwicklungsstufen im menschlichen Reife- und Werdeprozeß hin. Man unterschied im indogermanischen Bereich, insbesondere in der Lehre des Mithras, dabei sieben Bereiche der Entwicklung, d.h. der Ausweitung des menschlichen Bewußtseins und danach auch sieben verschiedene Formen menschlicher Daseinsweisen und ihrer Aufgaben (s. Einführung Bild 5). Die sieben Raben kann man daher als das Menschentum in

seinen das Wesen der Welt und des Lebens erkennenden Stufen ansehen. -

Hugin und Munin, die beiden Raben ODINS bedeuten ja auch Erkennen und Gedächtnis. Die Brüder sind zunächst die Welt nur beobachtende, ihre Daseinsformen nach Art und Zweck erkennende Wesen. Erst das Verstehen und Erfassen der seelischen Kräfte und des Sinnes ihres Wirkens ermöglicht später ihre Erlösung. Der Wunsch des Vaters nach einem Töchterchen ist begründet in dessen höherem Wissen, wie sich männliches und weibliches Prinzip zu einer Ganzheit verbinden müssen, damit diese die Lebensvoraussetzung für höheres Leben bildet. Dies kam ja auch im Frieden zwischen Asen und Wanen zum Ausdruck. In jeder der sieben Lebensstufen, die der Mensch im Reifeprozeß seines Lebens durchlebt, muß Seelisches zum geistigen Erkenntnisweg hinzutreten, um zu tieferer Schau zu gelangen.

Um die Erzählung (im Mittelalter) zu retten, mußte das Schwesterchen die „Nottaufe" erhalten und die Brüder sollten das Taufwasser holen - statt des Wassers des Lebens vom Urdbrunnen! Übersehen wir daher jene christlichen Verweltlichungen, wenn wir die Geschichte lesen und wir noch folgendes aus der Wunderwelt der germanischen Vorstellungen dazu bedenken: Das Schwesterchen, das die Seelenkraft der Wanen in sich trägt, findet das Lebensgesetz der Erde - Mitgards - als Mitte zwischen der Kraft der alles verbrennenden Sonne und der Eiseskälte im Kosmos, die hier der Mond ausstrahlt. Es ist der schmale Bereich „Ginungagap", in dem auf der Erde nur Leben möglich ist. Der Morgenstern (Abendstern) bestrahlt jedoch gütig diese Mitte und er gibt Schwesterchen den „Schlüssel" zum Glasberg, auf dem die Brüder auf Erlösung warten. Als Schlüssel erhielt sie nach der Erzählung ein „Hinkelbeinchen". Aber das ist sicher eine Wortverstümmelung, die im Mittelalter entstand, als man die Sprache der Runen nicht mehr kannte. Der Morgenstern (die Venus) ist ja auch der Stern der Liebenden, bei denen sich Geistiges und Erdhaftes, Himmel und Erde, Männliches und Weibliches begegnen und zu einer neuen Einheit verbinden und dieses ist in dem „Hagalbäumchen" (statt Hinkelbeinchen), der Hagalrune erfaßt. Nicht zufällig nimmt die Hagalrune in der Runenfolge nach dem 18er Futhork der Edda die siebente Stelle ein, hat den Zahlenwert Sieben und sie bedeutet Heil. Mit den sieben Raben wird dann auch gezeigt, wie es zum Heil der Menschen kommt.

Es bedeutet die Rune ᛉ das männlich-erkennende Prinzip und ᛦ die weiblich-wurzelhafte Erdkraft. Ihre Verbindung ᛉ + ᛦ = ᚺ ist die „Heil" bedeutende Hagalrune. Der Morgenstern vermittelte also hier mit dieser siebenten Rune den Sinn, der den Brüdern als Erlösungserkenntnis zu überbringen war. Als unser Schwesterchen nun aber beim Glasberg ankam, hatte sie diese Rune verloren, d.h. in ihren Gedanken ist diese ihre Aufgabe zunächst nicht gegenwärtig. Wenn sie die Botschaft des

Morgensterns den Brüdern im Glasberg überbringen will, ist nämlich zunächst noch ein anderer Schlüssel erforderlich um hineinzukommen in das Tor: das Opfer! Der kleine Finger ist das Abbild der I-Rune, die das ICH bedeutet. Dieses „selbstische" Ich zu opfern, gehört zu dem seelenvollen, selbstlosen Wesen der Wanen. Es eröffnete Schwesterchen erst den Weg zu den Brüdern und vermochte diese dann zu erlösen. Dazu trägt sie noch ein von den gemeinsamen Eltern für diese gültiges Symbol der Ganzheit mit: den Ring. Dieses Symbol des WIR, der neuen Einheit, die das männliche Prinzip der ASEN und das Weibliche der WANEN durch ihre Verbindung bildet, mußte in seiner Bedeutung bewußt werden. Der Mensch als Wesen des Mikrokosmos, muß hierin ein Prinzip des Makrokosmos (des Göttlichen) erkennen. Diese Erkenntnis macht aus den „RABEN", d.h. Menschen, die im Erkunden der Erscheinungen der Welt steckengeblieben sind, nun Verstehende der Sinnzusammenhänge. Sie vermögen dann im WIR zu leben und dadurch das sich aus dem WIR erneuernde Leben (den Lebensprozeß) als glückliche und befreite Menschen fortzuführen. Es ist hierbei auch bedeutend, daß die Schwester und nicht eine Gattin die frohe Botschaft der Hagalrune überbringt, die ja auch durch den Ring zum Ausdruck kam. Es ist der Eros, die reine Begeisterung für das Wunder des immer wieder in Schönheit und Harmonie - unter der Voraussetzung der Geborgenheit - sich entfaltenden Lebens.

In den Werken der das Harmonische darstellenden Kunst, im Lachen des Kindes, in der inneren Hinwendung der Liebenden zu dem Ethos des WIR, erfährt der Mensch die höhere Einheit, in der ihm das Göttliche des Kosmos begegnet. Insofern weist auch die Erzählung von den sieben Raben und ihrer Schwester dem fragenden, germanisch geprägten Menschen den Weg zu seiner Religion. Kein Gedanke taucht hier auf an die christliche „Sündigkeit" des Weibes. Alles ist ergriffen von der Einheit, aus der sich das höhere Leben auf der Erde als einer verstofflichten Erscheinungsform des Göttlichen ständig erneuert. Wir sagen „des Göttlichen". Daß es dies auch wird, ist dann eine Führungsaufgabe der zu höherer Erkenntnis erlösten Menschen. Sie vermögen dann auch ihr Bewußtsein zu höherer und weiterer Schau zu entwickeln.

Lesen wir das Märchen unter diesen Gesichtspunkten!

Die sieben Raben

(Br. Grimm Nr. 25)

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich´s auch wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie´s zur Welt kam, war´s auch ein Mädchen. Die Freude war groß, aber das Kind war schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Der Vater schickte einen Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Als sie nicht zurückkamen, ward der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiß, haben sie´s wieder über einem Spiel vergessen, die gottlosen Jungen." Es ward ihm angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und im Ärger rief er: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!" Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es mochte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche Menschenfleisch." Da machte es sich

geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg, da sind deine Brüder."

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen, und es wollte das Beinchen hervorholen; aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? Seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Als es hineingegangen war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?" - „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben", antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein." Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Gewirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen." Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Menschen Mund gewesen." Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst." Wie das Mädchen, das hinter der Türe stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

Das Gebot im Märchen von Rapunzel

(Br. Grimm Nr. 12)

Wie sich aus vielen der aus vorchristlicher Zeit übernommenen Märchen ergibt, hatten die Menschen des arisch-germanischen Kulturkreises eine hohe Auffassung von der Heiligkeit der Ehe und insbesondere der Frau selbst. In den Märchen von der „Kristallkugel", in „Die Rabe" sowie im „Eisenhans", um nur einige Beispiele zu nennen, muß der Königssohn erst gewisse Voraussetzungen erfüllen, ehe er das Mädchen seiner Wahl, die ihm zur Lebensaufgabe wurde, als die Seine voll gewinnen kann und heimführen darf. Als Prinz oder Königssohn gilt dabei von vornherein jeder junge Mann, der aus reinem Gewissen und Verantwortungsgefühl handelt. Er steht für jede seiner Handlungen gerade und es gibt kein Ausweichen. Daß da strenge Bedingungen galten und diese jedem jungen Menschen an Hand der Märchenerzählungen als Leitbild vor Augen geführt wurden, geht auch besonders aus dem Märchen von Rapunzel hervor. Wenn man es liest, sollte man vorher zum leichteren Verständnis noch folgendes beachten, um auch das gegenwärtige, uns immer noch betreffende Problem leichter zu erkennen. Wenn es da so oft in den Märchen heißt „die Zauberin" oder „die Hexe", so ist damit nicht ein zufällig anwesendes böses Weib gemeint. Diese Bedeutung hatten die „Hagedissen" in vorchristlicher Zeit nicht, sondern es waren weise Frauen, die in abseits gelegenen Gärten Heilkräuter heranzogen und die um die tragischen, lebensfeindlichen Perspektiven des Lebens wußten. Wir wollen sie daher hier einfach die Waldfrau nennen. Daß Unbedachtsamkeit und Ichsucht zu Unglück führen, war ihre Erkenntnis, aber auch ihre Sorge. Neben ihrer helfenden sahen sie ihre erzieherische Aufgabe darin, die Menschen zu Selbstbeherrschung und höherer Erkenntnis zu führen, um den Gefahren und Aufgaben des Lebens gewachsen zu sein.

Das Märchen berichtet nun über ein Stück Wirklichkeit aus dem Leben, in dem sich der Sinn der Tätigkeit einer Waldfrau noch sehr deutlich zeigt.

Rapunzel

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind; endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte, die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab; da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt

war; und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern ward und das größte Verlangen empfand, von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, so fiel sie ganz ab, sah blaß und elend aus. Da erschrak der Mann und fragte: „Was fehlt dir, liebe Frau?" - „Ach", antwortete sie, „wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserem Hause zu essen kriege, so sterbe ich." Der Mann, der sie liebhatte, dachte: Eh du deine Frau sterben lässest, holst du ihr von den Rapunzeln, mag es kosten, was es will. In der Abenddämmerung stieg er also über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte sie seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal so viel Lust bekam. Sollte sie Ruhe haben, so mußte der Mann noch einmal in den Garten steigen. Er machte sich also in der Abenddämmerung wieder hinab; als er aber die Mauer herabgeklettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen.

„Wie kannst du es wagen", sprach sie mit zornigem Blick, „in meinen Garten zu steigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu stehlen? Das soll dir schlecht bekommen." - „Ach", antwortete er, „laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen: meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt und empfindet ein so großes Gelüsten, daß sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme." Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und sprach zu ihm: „Verhält es sich so, wie du sagst, so will ich dir gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel du willst, allein, ich mache eine Bedingung: du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es soll ihm gut gehen, und ich will für es sorgen wie eine Mutter." Der Mann sagte in der Angst alles zu, und als die Frau in Wochen kam, so erschien sogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Rapunzel ward das schönste Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahre alt war, schloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag und weder Treppe noch Türe hatte, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn die Zauberin hinein wollte, so stellte sie sich unten hin und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß mir dein Haar herunter."

Rapunzel hatte lange prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold. Wenn sie nun die Stimme der Zauberin vernahm, so band sie ihre Zöpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken, und dann

fielen die Haare zwanzig Ellen tief herunter, und die Zauberin stieg daran hinauf.

Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Turm vorüberkam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er stille hielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinaufsteigen und suchte nach einer Türe des Turms, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag hinaus in den Wald ging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er, daß eine Zauberin herankam, und hörte, wie sie hinaufrief.

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß mir dein Haar herunter."

Da ließ Rapunzel die Haarflechten herab, und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter, auf welcher man hinaufkommt, so will ich auch einmal mein Glück versuchen." Und den folgenden Tag, als es anfing dunkel zu werden, ging er zu dem Turme und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß mir dein Haar herunter."

Alsbald fielen die Haare herab, und der Königssohn stieg hinauf.

Nun besteht ein Naturgesetz, das junge Menschen leicht übersehen. Wir können beobachten, daß jeder weibliche Vogel, bevor das Eierlegen beginnt, mit seinem Männchen erst das Nest baut. Bei den Webervögeln z.B. sitzt das Weibchen als „Gutachter" auf einem Ast und betrachtet skeptisch und prüft unerbittlich, ob vom Männchen das kunstvolle Nest auch sicher und formrichtig angelegt wird. Erst danach beginnt die Erfüllung des Liebesspieles. Wenn ein junger Mann aus der ersten Lebensstufe, der des „Raben" (Merkur; siehe Einführung Abschn. 5 Bild 5) in die zweite, des „Schweigers" (Venus) eingetreten war (die man vom 14. bis zum 21. und vom 21. bis zum 28. Lebensjahr zählte) so war zu erwarten, daß er eines Tages von der Schönheit und Anmut sowie den Eigenschaften eines zu seinem Wesen passenden Mädchens ergriffen wurde und voller Begeisterung war. Es ist das bereits im Symposion von Plato beschriebene Ergriffensein vom Eros.

Aber hier setzt eine Forderung ein, die für die arische Rasse sicher sehr alt ist: Der begeisterte Schwärmer muß erst beweisen, daß er auch die Voraussetzung und Fähigkeit zum „Nestbau" mit sich bringt, sonst führt die tiefste Liebe nur in Leid und Verzweiflung und von dieser Situation berichtet nun das Märchen von Rapunzel. Die Mutter von

Rapunzel hatte bereits einen Hang zu großer Unbeherrschtheit gezeigt. Das Verlangen nach dem Besitz von Dingen, die ihr nicht gehörten - hier der Rapunzelkräuter in Nachbars Garten - hatte bereits ihren Mann zu deren Diebstahl veranlaßt. Ertappt, hatte ihm die Waldfrau unter der Bedingung verziehen, daß das erwartete Kind, in ihre Obhut übergeben würde. Das geschah dann auch. Mit Sicherheit war aber in vorchristlicher Zeit bereits das Problem des Verhaltens der Menschen auf Grund ihrer erblichen Veranlagung oder von Umwelteinflüssen bekannt. Das Ziel der Erziehung durch die Waldfrau war daher, Rapunzel zu einem Menschen heranzubilden, der trotz unguter Veranlagung aus Überlegung und Verantwortungsgefühl handelt.

Unter der liebevollen Fürsorge der Waldfrau wuchs Rapunzel heran. Ab dem zwölften Lebensjahr wurde Rapunzel aber von der Umwelt isoliert und „in einen hohen Turm" (der Schule jener Zeit) gesperrt, deren hochgelegener Wohnraum praktisch nur der Waldfrau zugänglich war. Rapunzel wächst zu blühender Schönheit heran und ihr Gesang als Symbol ihrer seelischen Ausstrahlung dringt in den Bereich des Königssohnes. Bald hat dieser den geheimen Zugang zu der Sängerin erforscht und dringt zu ihr ein in den Zeiten, wo sie von der Waldfrau nicht bewacht wird.

Beide sind also nun für ihr weiteres Tun allein verantwortlich. Das Märchen fährt fort:

Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, als ein Mann zu ihr hereinkam, wie ihre Augen noch nie einen erblickt hatten, doch der Königssohn fing an, ganz freundlich mit ihr zu reden, und erzählte ihr, daß von ihrem Gesang sein Herz so sehr sei bewegt worden, daß es ihm keine Ruhe gelassen und er sie selbst habe sehen müssen. Da verlor Rapunzel ihre Angst, und als er sie fragte, ob sie ihn zum Manne nehmen wolle, und sie sah, daß er jung und schön war, so dachte sie: Der wird mich lieber haben als die alte Frau Gothel, und sagte ja und legte ihre Hand in seine Hand. Sie sprach: „Ich will gerne mit Dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herabkommen kann. Wenn Du kommst, so bring jedesmal einen Strang Seide mit, daraus will ich eine Leiter flechten und wenn die fertig ist, so steige ich herunter und Du nimmst mich auf Dein Pferd. Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abend zu ihr kommen sollte, denn bei Tag kam die Alte.

In dem allen aber lag ein Betrug. Denn Rapunzel hatte, ebenfalls geblendet von der einzigen Tatsache, daß der Königssohn „jung und schön" war, sich ihm hingegeben und dann die Flucht mit ihm geplant. Wie einst ihre leibliche Mutter von dem Anblick des grünen Krautes, so war sie dem Anblick des Jünglings verfallen ohne zu bedenken, daß auch eine tiefe und ehrliche Liebe sowie das Eheversprechen des Königssohnes nicht davor bewahren, daß die Liebe einen Sinn hat,

nämlich den der Fortsetzung des Lebensprozesses und daß der Mensch diesen Sinn nur erfüllen kann durch Tatkraft und Meisterschaft auf einem Gebiet des Broterwerbs, welcher dies auch immer sein mag. Das Leben selbst zeigt seine Härte, wenn man nicht offen diese Fähigkeit „zum Nestbau" unter Beweis stellt. Der Mann insbesondere muß aus der Sphäre der Venus in die des Mars, der Kampfkraft, Tüchtigkeit und Selbstbehauptung, eingetreten sein. Der Zorn der Waldfrau ist daher berechtigt. Denn Rapunzel konnte die Besuche ihres Liebsten nicht mehr verschweigen, weil der Sinn tiefer Liebe eben Kinder sind und deren keimhaftes Heranwachsen nicht mehr zu verbergen war. Rapunzel hatte das Vertrauen der Waldfrau, die doch für sie die Mutter war, mißbraucht und sie hintergangen. Die Folgen, über die das Märchen nun berichtet, entsprechen aber den Gesetzen der Natur, die der Mensch erst lernen muß zu beachten:

Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „Sag sie mir doch, Frau Gothel, wie kommt es nur, sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen als der junge Königssohn, der ist in einem Augenblick bei mir." - „Ach, du gottloses Kind", rief die Zauberin, „was muß ich von dir hören; ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen!" In ihrem Zorne packte sie die schönen Haare der Rapunzel, schlug sie ein paarmal um ihre linke Hand, griff eine Schere mit der rechten, und ritsch, ratsch, waren sie abgeschnitten, und die schönen Flechten lagen auf der Erde. Und sie war so unbarmherzig, daß sie die arme Rapunzel in eine Wüstenei brachte, wo sie in großem Jammer und Elend leben mußte.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte abends die Zauberin die abgeschnittenen Flechten oben am Fensterhaken fest, und als der Königssohn kam und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
Laß dein Haar herunter",

so ließ sie die Haare hinab. Der Königssohn stieg hinauf, aber er fand oben nicht seine liebste Rapunzel, sondern die Zauberin, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah. „Aha", rief sie höhnisch, „du willst die Frau Liebste holen, aber der schöne Vogel sitzt nicht mehr im Nest und singt nicht mehr; die Katze hat ihn geholt und wird dir auch noch die Augen auskratzen. Für dich ist Rapunzel verloren, du wirst sie nie wieder erblicken." Der Königssohn geriet außer sich vor Schmerz, und in der Verzweiflung sprang er den Turm hinab: das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerstachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Walde umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren und tat nichts als jammern und weinen über den Verlust seiner liebsten Frau. So wanderte er einige Jahre im

Elend umher und geriet endlich in die Wüstenei, wo Rapunzel mit den Zwillingen, die sie geboren hatte, einem Knaben und Mädchen, kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und sie deuchte ihm so bekannt. Da ging er darauf zu, und wie er herankam, erkannte ihn Rapunzel und fiel ihm um den Hals und weinte.

Wenn Rapunzel in die „Wüstenei" mit Hunger und Elend gekommen war, so hatte sie den Kampf in der mitleidlosen Umwelt - vielleicht zurückgekehrt in ihr altes Elternhaus - für sich und die geborenen Zwillinge allein auf sich nehmen müssen. Der „Königssohn" andererseits mußte „geblendet" in der Welt umherirren. Das heißt, er hatte noch ganz mit seinen zerstörten Illusionen zu tun und mußte, getrennt von der Liebsten, als Einzelkämpfer und Lernender heranreifen. Seine innere Anständigkeit, sein Gewissen und gegebenes Wort ziehen ihn aber zu der geliebten Gattin zurück und als er sie findet, geben ihm ihre Tränen den ungetrübten Blick zurück: die Einsicht in die Notwendigkeit, Kämpfer zu sein, bevor man den Segen der Liebe zu voller Blüte entwickeln kann. Dies erzählt uns das Märchen so:

Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit Freude empfangen ward, und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt.

Heute glauben manche „intellektuellen Mechaniker", daß die „Pille" solches Rapunzelproblem aus der Welt geschaffen habe. Aber darin liegt sicher ein Irrtum. Denn wer den Lebensprozeß nicht fortsetzt, weil er das Spiel der Liebe als Selbstzweck betrachtet, wird nie die Entfaltung seiner vollen seelischen Kräfte und damit sein echtes Menschsein erfahren, sondern im Gegenteil von wachsender Depression und Ichsucht bedrängt werden. Die Fortführung des Lebensstromes setzt aber voraus, daß wir über den Erlebnisbereich des Venusrings weiter in den des Marsringes eingetreten sind und sogar noch darüberhinaus gemeinsam in höhere Stufen des Schauens und Wissens hineinwachsen. Es ist daher heilige Aufgabe unserer Jugend, entsprechende Forderungen an sich zu stellen und zu warten, bis sie die Verantwortung für all ihr Tun selbst übernehmen können. Nicht die Stimme der Triebe, Herz und Gewissen müssen menschliches Leben leiten. - Unsere „Zauberin", die Hagedisse, stellte damit im Grunde dieselbe Forderung an den Mann, wie die im Märchen von Jorinde und Joringel. Sie verlangten den beruflich fertig ausgebildeten Partner, der für sein Tun die volle Verantwortung zu übernehmen bereit und in der Lage ist.

Das Ende vom Rumpelstilzchen

Wer in seiner Jugend die Geschichte vom Rumpelstilzchen gehört hat, muß später noch manchmal lachen über das tragikomische Ende dieses allmächtigen Wichtelmännchens, das ein Bein vor Zorn in die Erde stampft und das andere so hoch gen Himmel reißt, daß der ganze Kerl sich mitten durch spaltet!

Gewiß hat mancher auch gedacht: siehe, das kommt davon, wenn ein Bauer gegenüber dem König so sehr das Können seiner Tochter übertreibt! Diese brave „Unschuld vom Lande" weiß dann in ihrer Verzweiflung nicht, wie sie aus der Not herauskommen soll, in die sie später die Forderung des Königs stürzte, nun erst einmal zu zeigen, was sie wirklich kann. -

Aber so einfach ist des Rätsels Lösung nicht. Immer schon stand der Bauer seit der Einführung des Christentums unter dem Druck zweier Mächte, die von seiner Arbeitskraft lebten und Forderungen an ihn stellten: Staat und Kirche! - Wer die Sprache der Märchen kennt, weiß, daß mit Gold immer die Weisheit oder ein Wert gemeint ist, der nur durch das geistige Tun erwirkt werden kann. Bei der „Goldmarie" (im Märchen von der Frau Holle) wird Tugend und Tüchtigkeit durch das Überschütten mit Gold beim Durchschreiten des Tores zum Leben belohnt. Im „Allerleirauh" ist es das goldene Kleid, das die Kräfte der Klugheit bezeichnet. Goldene Bälle wirft die Königstochter dem Edelmann-Gärtner im Eisenhans zu als Symbol der klugen Gedanken, die man sich zuwirft, die man auffängt und versteht. Hier müssen wir aber an die Zeit denken, in der die Stedinger Bauern lebten. Sie dürfte dem geistigen Klima entsprechen, in der diese Erzählung entstanden ist. Ihre Vorfahren hatten Moor und Ödland durch Klugheit und Fleiß in fruchtbaren Boden verwandelt. Leben in glücklichen Bauernfamilien war aufgeblüht. Aber nun kamen die Beauftragten der Fürsten und warben um tapfere Söhne für die Kreuzzüge, verlangten den Zehnten als Steuer. Aber das genügte nicht. Auch die Fürsten der Kirche verlangten Abgaben für ihren Aufwand, ihren Kirchenbau, ihre Schulungsstätten (Klöster). Abgeliefertes Getreide und Vieh wurden in den Städten dann verkauft und in „Gold" verwandelt. Da dies über die Kräfte der Bauern ging und auch ihrer natürlichen Aufgabe widersprach, ihre Gemeinschaftspflichten selbst zu regeln (Odalsrecht), kam es zum Widerstand: aber dadurch auch zu vernichtendem Haß des Bischofs v. Bremen, der sie als Ketzer brandmarken ließ und einen vernichtenden Kreuzzug gegen sie bewirkte. Vor und in dieser Zeit hat auch das Rumpelstilzmärchen sicher seine Wurzeln. Seine gemeinte Aussage erfolgt mit der in jener Zeit noch allgemeinverständlichen Symbolsprache. „Stroh zu Gold spinnen", sagte der Bauer zum König, „könne seine Tochter". - Das hieß doch nur, daß sie das, was die Erde hervorbringt, wie auch das Stroh, zu verwandeln, zu veredeln fähig war in das

wertvolle Gut, die wirklichen Werte, die erst das Leben der Menschen ermöglichen. Sie war handwerklich tüchtig, verstand etwas von Ackerbau, von Fruchtfolge, Viehpflege, auch Kinderpflege, konnte weben und kochen und was alles noch im mittelalterlichen Bauernbetrieb hoch wie Gold bewertet wurde. Hatte in den Augen des Königs zunächst „Gold" nur als Metall einen Wert, so entsprach dem das Ergebnis töchterlicher Tüchtigkeit in den Augen eines Müllers oder eines Bauern durchaus.

Wer beutete aber nun dieses bäuerliche „Gold" aus? Einmal der Beauftragte des Königs oder kurz „der König". Aus Gier und Gedankenlosigkeit konnte er nicht genug aus den Bauern, d.h. dem Ergebnis ihres Fleißes herausholen. So auch bei der Tochter. Mit Hilfe des „Wichtelmännchens" steigerte sie dann ja auch noch zweimal ihre Leistung. - Wenn der König schließlich aber dann die Müllerstochter heiratete, so hat er sich damit doch wieder zu dem Bauerntum, zu dem er innerlich gehört, bekannt und scheidet versöhnt aus der Geschichte. - Aber der Priester verhält sich anders. Er ist wohl mit dem „Rumpelstilzchen" gemeint, da er ja berufen war, der Tochter in ihrer seelischen Not zu helfen. Er ist auch zunächst mit dem Schmuck zufrieden. Das Halsband, dann der goldene Ring sind zwar auch Symbole des Seelischen: der Bindung durch Fürsorgepflichten sowie des Verstehens. Hier ist es aber das, wohinein die Tochter ihr „Stroh" verwandelt hatte. In der Form der Schmucksymbole nahm der Priester ihr die Not ab, in die sie geraten war, indem man die mutige Äußerung ihres Vaters wörtlich genommen hatte. Schließlich, als er auch noch das Kind verlangt, greift der Priester aber in einen nicht preiszugebenden Bereich der Seele dieser jungen Frau ein, und da beginnt deren volle Abwehr. Nun erst beginnt das eigene Denken und Suchen, denn siehe da: der scheinbare Helfer und „Goldmacher" verriet seine wahren Absichten. Mit seinem Namen („Rumpeln", d.h. alles durcheinanderbringen) und seinem Verlangen nach der Seele dieses Kindes des Volkes wird der Verkünder des Herrn Jehova durchschaut. Seine Antwort darauf ist symbolhaft: mit einem Bein steckt er tief in der Erde, im Irdischen. Mit dem anderen will er sich gen Himmel reißen! So gespalten, ereilt ihn aber der Tod. Mit diesem Wunschgedanken erhält dieses Märchen erst seine Bedeutung, seinen Sinn. Er wird verständlich, wenn man sich auch an das Geschehen des Kreuzzuges gegen die Stedinger Bauern, dieser bodenständigen Bevölkerung mit ihrer eigenen religiösen Schau, erinnert.

Rumpelstilzchen

(Br. Grimm Nr. 55)

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohlgefällt; wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen." Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach: „Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben." Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat: sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?" - „Ach", antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir´s spinne?" - „Mein Halsband", sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen war auch die zweite voll; und so ging´s fort bis zum Morgen. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was gibst Du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?" - „Meinen Ring von dem Finger", antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen; gelingt dir´s aber, so sollst du meine Gemahlin werden." - Wenn´s auch eine Müllerstochter ist, dachte er, eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht. Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir,

wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?" - „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte", antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind." Wer weiß, wie das noch geht, dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast." Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreiches an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte: „Drei Tage will ich dir Zeit lassen", sprach es, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor: „Heißt du vielleicht Rippenbein oder Hammelswade oder Schürfbein?" Aber es antwortete immer: „So heiß ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has´ sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

„Heute back ich, morgen brau ich,
Übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte sie erst: „Heißest du

Kunz?“ - „Nein.“ -“Heißest du Heinz?“ - „Nein.“
„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?“
„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt“, schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Das Märchen vom Schneeweißchen und Rosenrot

(Br. Grimm Nr. 161)

In neuerer Zeit ist es interessant, bzw. modern geworden, im Sinne S. Freud´s Psychoanalyse an die „Tiefenpsychologische Deutung" der Märchengestalten heranzugehen. Da kann einem Unbefangenen, aber auch einem Kenner der vorchristlichen indogermanischen Lebensschau manchmal ein tiefer Abscheu aufkommen, sich überhaupt noch mit den Gestalten unserer Märchen zu befassen. Alle Schönheit, aber auch alle Sinnhaftigkeit und damit das Erlebnis der aufbauenden Kräfte durch die Märchen kann dabei verloren gehen. Statt zu bedenken, was das Märchen uns sagen will, wird man über die schlechte Phantasie des Erzählers aufgeklärt.

Dafür seien nur kurz drei Beispiele angeführt. Im Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot bringt der Verfasser einer im dtv erschienenen „Analyse" u.a. die Erklärung, daß der Zwerg, dem die beiden Mädchen zunächst begegnen, von diesen als ein sexuell erregtes Wesen beobachtet wird. Der gefällte Baum stelle natürlich die Weiblichkeit dar, die er mit der Axt gespalten und nun den Keil hineingetrieben hatte. Die Mädchen schauen dem interessiert zu und befreien ihn dann, der nun schimpft, weil seine Männlichkeit herabgesetzt sei! - Beim Märchen von Allerleirauh wird seitenlang über den Inzest zwischen liebendem Vater und Tochter philosophiert. Auf den Gedanken, daß man sich dieses Vorspiel geistig-seelischer Bindung im unstofflichen Bereich der Götter vorstellen muß und soll, weil danach sich ja erst das „Gotteskind" Allerleirauh auf die Erde begibt, um dort seinen Schicksalsweg zu gehen, kommt der Verfasser überhaupt nicht. Als letztes Beispiel sei die „tiefenpsychologische Deutung" des Märchens vom Marienkind in einem Buch eines Freiburger Verlages erwähnt. Es kann sich danach von einer Sucht und einem dadurch bleibenden Schuldkomplex nicht befreien, den wir hier nicht näher erläutern wollen. Das Herumwühlen in so einem einseitigen Schuldkomplex stößt eher ab, statt den Mut zur Wahrheit und den Weg zur Befreiung zu fördern, der dann in der Ehe ja die tragende Lebensgrundlage ist.

Aber wenden wir uns nun diesem schönen Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot zu, ohne solche modernen Verkrampfungen.

Wir müssen es, um es auch in seiner heute noch gültigen Bedeutung würdigen zu können, aus dem Weltbild der Entstehungszeit verstehen. Was ist denn seitdem anders geworden? Der Mensch samt seiner Aufgabe, mit Hilfe des Geistes sein Leben in Raum und Zeit der Erde einfügen, um hier seelisch geordnet leben zu können, hat sich nicht geändert. Der Mensch als Geist- und Seelenwesen ist derselbe wie vor dreitausend Jahren. Unsere Umwelt hat sich jedoch verändert. Nicht

mehr leben 85 % der Bevölkerung von der Landwirtschaft, 10 % als Handwerker und 5 % gehören dem geistlichen oder dem Stand der Ritter an, sondern nur noch etwa 5 % bewirtschaften Wald und Feld, die anderen Bürger sind weitgehend verstädtert. Aber dennoch leben auch sie davon, daß sie die Rohmaterialien der Natur in feinste Geräte und Maschinen verwandeln, die wieder in der Welt gebraucht werden, um letztlich ihnen damit Nahrung, Kleidung und Wärme im Winter zu verschaffen. Dazu müssen junge Leute lernen, die Schwierigkeiten zu meistern, die die große Natur ihnen bereitet. Und diese Natur hat drei (bzw. vier) Arten, in denen sie uns begegnet.

Erstens: Als Erde mit Acker, Wald und Rohstoffen mit allen Gefahren von Unfällen.

Zweitens: Als Wasser mit dem Fischreichtum aber auch mit der Gefahr, zu ertrinken.

Drittens: Als Luft mit der Möglichkeit, wie ein Adler zu fliegen, aber auch mit Sturm und Unwetter.

Viertens: Vom Feuer, das sich auch im Glitzern der Edelsteine spiegelt und uns damit täuscht, ist hier weniger die Rede, aber die Märchenerzählung übergeht auch sie nicht.

Alles Lebende samt Pflanze und Tier reagiert in dieser Umwelt mit den Kräften seines seelischen Soseins, seines Willens zum Dasein. In dem Märchen vom Fundevogel wurde z.B. dargelegt - nachdem dort das Denkvermögen (Lenchen) und der Lebenswille (Fundevogel) sich unverbrüchliche Treue und Zusammengehörigkeit geschworen hatten - wie sich das Leben in der Natur durch diese Verbindung gegenüber den drohenden Gefährdungen zu behaupten wußte: der schöpferische Geist schuf darin die rettende Anpassungsform gegenüber der Umweltbedrohung: die Rose schuf sich Dornen, das Tier baut sich eine Höhle, der Mensch ein steinernes Haus, in dem er die Seinen vor Gefahren schützt und sichert, die Ente suchte sich den Teich als rettenden Lebensraum, wo sie der Fuchs nicht erreichen kann usw. - Schneeweißchen und Rosenrot repräsentieren dazu noch zwei weitere Formen seelischer Regsamkeit, in denen sich menschliches Sosein äußert und mit denen es sich im Leben behauptet. Schneeweißchen ist innerlich mehr von Sitte und Gesetz bestimmt, sie ist die nachdenkliche, die abends aus einem Buch vorliest oder Geschichten erzählt. Darauf weist auch die Farbe weiß hin. Rosenrot ist die „Praktische, Soziale", auf Ordnung im Haushalt Bedachte. Rot ist ja die Farbe der seelenvollen Herzenskräfte. Beider Wesenart ist ergriffen beschrieben, weil diese inneren Haltungen auch eine für die Menschen nordischer Art typische und vorbildliche Form des Verhaltens erklären wollen. Allem liegt ja hier ein bestimmtes auch bereits vorchristliches Weltbild zu Grunde, das bei näherer Betrachtung auch für uns noch ebensolche Gültigkeit besitzt. Daß anfangs in die Erzählung noch die Vorstellung eines Schutzengels eingefügt ist, wirkt eher als ein späterer christlicher Zusatz. Er gehört aber kaum zu dem, was uns das Märchen eigentlich darstellen will.

Als Feind der göttlichen Mächte wirkt nach germanischem Mythos im Kosmos die „Urbosheit". Das sind die lebensfeindlich wirkenden Gesetze der Materie. Im „Schwarzalbenheim", dem Gegensatz zum Heim der Lichtalben (der Engel) wohnen danach die Zwerge als Verkörperungen dieser Naturkräfte und damit als geheime Gegner der menschlichen Lebensentfaltung. Da sich edles Menschentum zu den Lichtalben bekennt, ist es erhaben über die Bosheit der Zwerge. Der edle Mensch bedarf daher des Dankes nicht, wenn er die Wirkung der Urbosheit, in die sich ein boshaftes Wesen verstrickt, irgendwo aufhebt. Andererseits muß er aber auch diese Elemente der Natur beherrschen. Die Höhe innerer Haltung edlen Menschentums liegt nach germanischer Auffassung darin, daß er dies bewußt vollbringt. Sie führt ihn zum Bekenntnis zu der geistigen Ordnungsmacht ODIN. - Dies ist dann im Märchen durch das goldene Gewand des Prinzen versinnbildlicht.

In die Gemeinsamkeit mit ihrer Mutter, als der Wissenden, tritt nun plötzlich im Winter der Bär ein. In harmlosen Spielen vertreiben sich die zwei heranwachsenden Mädchen mit ihm die Winterabende. Aber der Bär verrät uns schon bald, daß er gar kein echter Bär ist, er spielt ja mit dem Gedanken, einmal der Freier von Schneeweißchen zu werden. Trieben sie es zu toll mit ihm, so warnte er: „Schneeweißchen, Rosenrot, schlägst dir den Freier tot." - Nach dieser Winteridylle mußte er aber wieder hinaus in den „Wald", d.h. in die Welt. Was er dort mußte, kommt später am Schluß dann heraus. Er mußte nämlich aus dem plumpen, noch unreifen Bärenstadium zu einem vollwertigen, die Naturkräfte geistig beherrschenden und wissenden Manne, dem „golden" gekleideten, (d.h. vom Geiste her gelenkten, disziplinierten) Königssohn werden. In der Sprache des Mithraskultes war er von der ersten Lebensstufe, der des „Raben", nun in die zweite des „Schweigers" (Mysten) gelangt und mußte dann in der dritten, der des Kämpfers, sich als Mann bewähren. Um dies zu sein, mußte er in der Lage sein, den „Zwerg", also die ganze Tücke der unbeherrschten Naturkräfte mit einem Schlag abzutun. - Die Nöte des Zwerges offenbaren nämlich in allen den oben genannten vier Bereichen der Natur die Gefahren, die erst „der Geselle, der was kann, wie auch der Meister, der was ersann" zu beherrschen gelernt haben! Dies alles beschreibt uns das Märchen nun so:

Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen und das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind; Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im

Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, sooft sie zusammen ausgingen, und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen", so antwortete Rosenrot: „Solange wir leben nicht", und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll´s mit dem andern teilen." Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleid, sondern sie kamen vertraulich herbei; das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei, und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos, schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge: Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weitergegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor", und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Türe, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht." Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann; aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Tür hereinstreckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück, das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter

der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen." - „Du armer Bär", sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt." Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meint´s ehrlich." Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk", und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich´s aber gerne gefallen, nur wenn sie´s gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, ihr Kinder!

Schneeweißchen, Rosenrot,
Schlägst dir den Freier tot."

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär: „Du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so bist du vor Kälte und dem bösen Wetter geschützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, soviel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Türe nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen." - „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten; im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht." Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied, und als es ihm die Tür aufriegelte und der Bär sich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen, und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen; aber es war seiner Sache nicht gewiß. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab; sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Als sie näherkamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie: „Was steht ihr da! Könnt ihr nicht herbeigehen und mir Beistand leisten?" - „Was hast du angefangen, kleines Männchen?" fragte Rosenrot. „Dumme neugierige Gans", antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das bißchen Speise, das unsereiner braucht, der nicht soviel hinunterschlingt als ihr, grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunsch gegangen; aber das verwünschte Holz war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen, glatten Milchgesichter! Pfui, was seid ihr garstig!" Die Kinder gaben sich alle Mühe; aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen", sagte Rosenrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe", schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir schon um zwei zuviel: Fällt euch nichts Besseres ein?" - „Sei nur nicht ungeduldig", sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen", holte ein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin: „Ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Bart ab! Lohn´s euch der Kuckuck!" Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?" fragte Rosenrot, „du willst doch nicht ins Wasser?" - „Solch ein Narr bin ich nicht", schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen?" Der Kleine hatte dagesessen und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte, ihn herauszuziehen; der Fisch behielt die

Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen und war in beständiger Gefahr, ins Wasser gezogen zu werden.

Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten, den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Teil desselben verlorenging. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das eine Manier, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden? Nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab; ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!“ Dann holte er seinen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme: „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und täppisches Gesindel, das ihr seid!“ Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehenblieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!“ schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer

Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf; aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben; sehet, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben! Was habt Ihr an mir kleinem schmächtigem Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen; da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Fällte der Zwerg (der als Schwarzalbe zu der boshaften und tückischen Daseinsform des Riesischen, der Materie gehört) einen Baum, so zeigt sich darin die Tücke und Gefahr, die auch einen unerfahrenen, diese Tätigkeit beherrschenden Menschen bedrohen: der fallende Baum, der gespaltene Baum, ein fallender Felsstein, wie alles aus einer Ordnung geratene grobmaterielle Feste, können den Menschen schwer verletzen. Der Mensch, der vom Fischfang lebt, kann ins Wasser gezogen werden, wenn er mit der Angel ungeschickt umgeht. Auch das zeigt der Zwerg. Aber der von guten seelischen Kräften belebte Mensch hilft auch hier stets uneigennützig. Schließlich wird der Zwerg, der sich auf dem Weg in seine Höhle befand, von den Elementen der Luft, einem Adler angegriffen und nur das feste Zupacken der beiden Mädchen kann ihn retten. Aber der Mensch, der über diesen Gefährdungen steht, erwartet auch keinen Dank. Es ist typisch für die germanischen Mädchen und Frauen, daß sie ohne Gehässigkeit oder Schadenfreude diesem bitteren Geschehen in der Natur zuschauen. Sie tragen einen inneren Auftrag in sich, nach dem solches leidhaftes Mißgeschick im Menschentum nicht sein darf. Sie sind, bzw. werden durch Beobachtung Wissende und beseitigen das Leidvolle, weil es der Harmonie im Kosmos, der sie sich zugewandt wissen, widerspricht:

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn", sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seiner Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die

zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

Als letztes Bild erscheint nun in diesem Märchen, wie die Verkörperung der „Urbosheit", der Zwerg, aber auch von der Lust am Besitz von Edelsteinen besessen ist. Das vierte Element, Feuer, ließ seine Edelsteine in allen Farben glitzern. Bei deren selbstgefälliger Betrachtung wird er von den zwei Mädchen überrascht und durchschaut. Aber da tritt nun der jetzt gereifte „Bär" hinzu. Er erzählt, daß er ja von dem Zwerg „verwünscht" war. D.h. in seiner Reifezeit (Jugend) war er den Schwierigkeiten der Natur, die uns in den schweren Massen der Waldbäume, den Gefahren des Wassers und der Luft begegnen, noch nicht gewachsen. Aber nun haute er mit einem Schlag den boshaften Zwerg nieder. Jeder junge Mensch tritt so verwünscht in das Erdenleben bis er erkannt hat, daß er als Geistwesen über den vier Elementen steht. So muß er auch das Geldmachtstreben (die glänzenden Perlen) unterordnen unter das Wissen und den Vorrang der Lebensordnung ODINs, in die das Einzelwesen eingeordnet ist. Aber nun war der Bann gebrochen. Statt eines plumpen Bären stand nun der reife Mann vor Schneeweißchen, der sich gegenüber der Natur zu behaupten weiß. Bei ihm genügt nicht mehr das bloße Empfinden für das Notwendige und Rechte. Er ist der Mann der Tat, der die vier Elemente der Natur beherrscht.

Damit Rosenrot nicht leer ausging, holte der Prinz (Bär) für diese noch seinen Bruder herbei. Nun konnte sich die Verbindung zwischen dem durch geistige Erkenntnis gereiften Mann (s. das goldene Gewand!) und der beseelten jungen Frau in der vollkommenen Ehe vollziehen. Aus dem Spiel, das in der heiteren, unbeschwerten und aufbauenden Phase des Eros begonnen hatte, war man nun in die Ganzheit des Lebens hineingewachsen.

Was hat nun dieses Märchen mit „Sexualität" zu tun? - Gar nichts! Erfreuen wir uns an seiner Schönheit. Meistern wir auch so unser Leben!

Die Bedeutung des Märchens vom „Teufel mit den drei goldenen Haaren“

(Br. Grimm Nr. 29)

Es gibt seit Machtübernahme des Christentums in unseren Landen für uns grundsätzlich zwei verschiedene Einstellungen zur Welt bzw. zu unserer Umwelt. Die christliche ist die, daß die Erde uns untertan sei. Sie ist daher Objekt der Betrachtung, ja der Ausbeutung. Auch andere, irgendwie unterlegene Völker, deren Mitglieder leicht zu überlisten, einzuschüchtern oder waffentechnisch unterlegen sind, können dabei zu Untertanen gemacht werden. Man denke dabei an die Kolonialvölker und insbesondere die englische puritanische Herrschaftspraxis dazu, die wir im 1. und 2. Weltkrieg selbst erfahren mußten.

Die rettende christliche Botschaft, die dazu verkündet wurde, war bzw. ist dabei, daß der Gottes-Sohn Jesus sich für die von Natur aus sündig und schuldig gewordenen Menschen aufopferte. Dazu stieg er selbst, in der Himmelfahrt, zum Schöpfer der Welt, seinem Vater, wieder auf, wo er unter Berufung auf seinen Opfertod Gnade für die sündige Menschheit erwirkte.

Die andere, vorchristliche, also „heidnische“ Auffassung ist dagegen die, daß die ganze Welt beseelt und von einem Lebenswillen und Empfindungen durchdrungen ist, wie wir selbst. In diese beseelt-geordnete Welt ist auch der Mensch eingebettet. Die heidnisch-germanische Grundvorstellung ist dabei, daß im Kosmos ein kämpferischer Gegensatz zwischen den riesischen Kräften der Materie und dem geistigen Prinzip der Ordnung besteht. Letzteres verkörpern die Asengötter, insbesondere darunter ODIN. Die Lebenskraft selbst, den Lebenswillen, das Seelische, führte man jedoch auf die in den Wanengottheiten, in der Göttin FREYA, verkörperten Kräfte zurück.

Der Mensch lebt auf der Erde ebenfalls in diesem Gegensatz zwischen dem materiell Körperlichen und dem Geistigen, als der Gesetzlichkeit im Kosmos, die sich in einer gesunden, geordneten Lebensentfaltung äußert. Dabei ist er dazu bestimmt, mit seiner disziplinierten, das Riesische beherrschenden Haltung, sich als Mitkämpfer der Götter zu bewähren. Die Götter hatten zu diesem Zweck die Menschen ja aus vormenschlichen Leben mit ihrem Geist und ihren seelischen Kräften ausgestattet. Statt des Gottessohnes Jesus ist es bei uns nun der THOR, dem die Betreuung des Menschengeschlechts auf der Erde als Aufgabe zugefallen war. Er galt selbst als „Sohn“ ODINS, dem geistigen Prinzip und der Erdmutter JÖRD, die alle Wachstumskraft und damit das Seelische auf der Erde überhaupt verkörpert (entsprechend der Göttin FREYA).

Wie die Götter selbst, steht THOR mit seiner Seelenkraft im Kampf gegen die lebensfeindlichen riesischen Mächte im Kosmos und - das ist das besondere - er hilft den Menschen bei ihrem Kampf um Lebensbehauptung auf der Erde. Nicht Erlösung durch Gnade, sondern Hilfe für die selbst für den Sieg der göttlichen Ordnungsmächte ringende Menschheit ist sein Anliegen.

Diese Situation ist nun in der Edda und in den alten Märchen aus vorchristlicher Zeit oft in anschaulicher Weise überliefert, sodaß sie auch vom heranwachsenden Menschen leicht begriffen werden konnte.

THOR ist später in christlicher Zeit umgedeutet worden in den Christophorus, der den Jesusknaben in die Welt trägt und dann schließlich in den Weihnachtsmann, dessen bunte Gestalt heute niemand mehr ernst nimmt. In Wirklichkeit, d.h. in seinem Einwirken auf das Seelische der Menschen ist das, was „Gott THOR" bewirkt, aber noch von derselben Bedeutung und Wert, wenn man einem jungen Mann sagte: „Hole Dir erstmal Drei goldene Haare vom THOR" oder „eine Feder vom Vogel Greif". Damit meinte man:gewinne erst einmal die tieferen Erkenntnisse über das, was Du zu tun planst!

Es gibt da insbesondere zwei Quellen, in denen THORs Wesensnatur so lebendig blieb, daß auch wir wieder verstehen können, welche Kraft nun eigenlich durch ihn versinnbildlicht wurde und gemeint war. Die eine ist die Prosa-Edda, die andere sind insbesondere drei alte, aus vorchristlicher Zeit stammende, von den Brüdern Grimm noch eingefangene Märchen und zwar „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" und das ganz ähnliche dazu „Vom Vogel Greif" sowie der „Eisenhans". Von diesen soll hier nun „Der Teufel", das ist ursprünglich THOR, mit seinen goldenen Haaren, näher erläutert werden. Auch THORS Gattin, die Göttin SIF, die eine durchgeistigte Beseeltheit und Lieblichkeit versinnbildlicht, wird mit Goldhaaren ausgestattet beschrieben.

Es gibt für THOR einige charakteristische Wesenszüge und Taten, die bis in die Zeit um 1200 - als die Edda niedergeschrieben wurde - noch jedermann kannte. (Hierzu vgl. Bild hinter dem Märchen v. Eisenhans). Das ist zum einen ein Baum mit drei Wurzeln, auf den er sich stützt, als er einen Fluß durchschreitet. Dieser Baum ist aber nach vorchristlicher Vorstellung der Weltenbaum, durch den die Gesetzmäßigkeit, die den ganzen Kosmos durchdringt, symbolisiert wird (die Weltenesche Ygdrasil). Der Fluß ist einer der im Kosmos gedachten zum Weltenmeer fließenden Arme des Weltenflusses Eliwagar, der mit seinen Armen z.B. die Erdenwelt von der der Riesen, aber auch von der Götterwelt ASGARD trennte.

THOR trägt nach der Edda auch den Gatten der Seherein Groa über einen solchen Fluß auf seinem Rücken aus der Unterwelt zu ihr nach

Asgard. Da haben wir auch bereits das Bild des Helfers, der einem Wesen hilft, die Gefahren eines Flusses zu überwinden.

THOR hat den Hammer Mjölnir, der nach dem Werfen stets in seine Hand zurückkehrt; dazu hat er einen Eisenhandschuh. THOR heißt auch „WAGEN-THOR". Dieser Wagen bedeutet aber die Wolken, mit denen THOR über die Erde fährt, und das Schleudern des Mjölnir bewirkt die Blitze. THOR wurde also stets auch als ein kosmisches Wesen verstanden.

Nach diesem Blick in die Kosmische Bedeutung THORs werfen wir nun einen Blick auf das Märchen, wo er als Helfer der Menschen auftritt.

Bei dem Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" zeigt schon die Überschrift, daß es in christlicher Zeit mit neuem Namen versehen wurde. Aber goldene Haare sind immer das Symbol für gute Gedanken und die hat bekanntlich ein Teufel nicht.

Bevor der Gott im Märchen als Helfer der Menschheit in Erscheinung tritt, wird uns die Geschichte eines „Glückskindes" erzählt. Mit dieser wird gezeigt, daß trotz der lebensfeindlichen Kräfte, die hier durch einen König wirksam sind, die glückliche Entfaltung menschlichen Lebens doch möglich, aber an zwei Voraussetzungen gebunden ist:

1. Die Menschen selbst müssen das Gute, Lebenerhaltende, das auf sie zukommt, auch wollen und bejahen und dann müssen sie
2. die Wege dazu erkennen.

Zum 2. hilft dann der Erkenntnisweg des Glückskindes zum Gotte THOR. Über das erstere berichtet aber nun unsere Märchenerzählung zunächst folgendermaßen:

Es war einmal eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, so ward ihm geweissagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug sich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es Neues gäbe, so antworteten sie: „Es ist in diesen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren: was so einer unternimmt, das schlägt ihm zum Glück aus. Es ist ihm auch vorausgesagt, in seinem vierzehnten Jahre solle er die Tochter des Königs zur Frau haben." Der König, der ein böses Herz hatte und über die Weissagung sich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und sagte: „Ihr armen Leute, überlaßt mir euer Kind, ich will es versorgen." Anfangs weigerten sie sich; da aber der fremde Mann schweres Geld bot und sie dachten: Es ist ein Glückskind, es muß doch zu seinem Besten ausschlagen - so willigten sie endlich ein und gaben ihm das Kind.

Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Wasser kam, da warf er die Schachtel hinein und dachte: Von dem unerwarteten Freier habe ich meiner Tochter geholfen. Die Schachtel aber ging nicht unter, sondern schwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Wasser hinein. So schwamm es bis zwei Meilen vor des Königs Hauptstadt, wo eine Mühle war, an dessen Wehr sie hängenblieb. Ein Mahlbursche, der glücklicherweise dastand und sie bemerkte, zog sie mit einem Haken heran und meinte große Schätze zu finden, als er sie aber aufmachte, lag ein schöner Knabe darin, der ganz frisch und munter war. Er brachte ihn zu den Müllersleuten, und weil diese keine Kinder hatten, freuten sie sich und sprachen: „Gott hat es uns beschert." Sie pflegten den Findling wohl, und er wuchs in allen Tugenden heran.

Es trug sich zu, daß der König einmal bei einem Gewitter in die Mühle trat und die Müllersleute fragte, ob der große Junge ihr Sohn wäre. „Nein", antworteten sie, „es ist ein Findling, er ist vor vierzehn Jahren in einer Schachtel ans Wehr geschwommen, und der Mahlbursche hat ihn aus dem Wasser gezogen." Da merkte der König, daß es niemand anders als das Glückskind war, das er ins Wasser geworfen hatte, und sprach: „Ihr guten Leute, könnte der Junge nicht einen Brief an die Frau Königin bringen, ich will ihm zwei Goldstücke zum Lohn geben." - „Wie der Herr König gebietet", antworteten die Leute und hießen den Jungen sich bereithalten. Da schrieb der König einen Brief an die Königin, worin stand: „Sobald der Knabe mit diesem Schreiben angelangt ist, soll er getötet und begraben werden, und das alles soll geschehen sein, ehe ich zurückkomme."

Der Knabe machte sich mit diesem Briefe auf den Weg, verirrte sich aber und kam abends in einen großen Wald. In der Dunkelheit sah er ein kleines Licht, ging darauf zu und gelangte zu einem Häuschen. Als er hineintrat, saß eine alte Frau beim Feuer ganz allein. Sie erschrak, als sie den Knaben erblickte, und sprach: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" - „Ich komme von der Mühle", antwortete er, „und will zur Frau Königin, der ich einen Brief bringen soll. Weil ich mich aber in dem Walde verirrt habe, so wollte ich hier gerne übernachten." - „Du armer Junge", sprach die Frau, „du bist in ein Räuberhaus geraten, und wenn sie heimkommen, so bringen sie dich um." - „Mag kommen, wer will", sagte der Junge, „ich fürchte mich nicht; ich bin aber so müde, daß ich nicht weiter kann", streckte sich auf eine Bank und schlief ein. Bald hernach kamen die Räuber und fragten zornig, was da für ein fremder Knabe läge. „Ach", sagte die Alte, „es ist ein unschuldiges Kind, es hat sich im Walde verirrt, und ich habe ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen: er soll einen Brief an die Frau Königin bringen." Die Räuber

erbrachen den Brief und lasen ihn, und es stand darin, daß der Knabe sogleich, wie er ankäme, sollte ums Leben gebracht werden. Da empfanden die hartherzigen Räuber Mitleid und der Anführer zerriß den Brief und schrieb einen andern, und es stand darin, sowie der Knabe ankäme, sollte er sogleich mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen ihn dann ruhig bis zum andern Morgen auf der Bank liegen, und als er aufgewacht war, gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg. Die Königin aber, als sie den Brief empfangen und gelesen hatte, tat, wie darin stand, hieß ein prächtiges Hochzeitsfest anstellen, und die Königstochter ward mit dem Glückskind vermählt; und da der Jüngling schön und freundlich war, so lebte sie vergnügt und zufrieden mit ihm.

Nach einiger Zeit kam der König wieder in sein Schloß und sah, daß die Weissagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter vermählt war. „Wie ist das zugegangen?" sprach er, „ich habe in meinem Brief einen ganz andern Befehl erteilt." Da reichte ihm die Königin den Brief und sagte, er möchte selbst sehen, was darin stünde. Der König las den Brief und merkte wohl, daß er mit einem andern vertauscht worden. Er fragte den Jüngling, wie es mit dem anvertrauten Briefe zugegangen wäre, warum er einen andern dafür gebracht hätte. „Ich weiß von nichts", antwortete er, „er muß mir in der Nacht vertauscht sein, als ich im Walde geschlafen habe."

Nachdem sich nun das Leben unseres begabten Glückskindes dank der Fürsorge der Müller-Eltern und auch der Lebensbejahung der „Räuber" (obwohl solche ja zu Feinden der menschlichen Lebensgemeinschaften geworden sind) erhalten hatte, muß es aber nun zu einer höheren menschlichen Reifestufe gelangen. Dazu muß es einen Entwicklungsweg antreten, indem es alle Erschwernisse des Lebens, von denen es Kenntnis erlangt, in ihren Ursachen zu erkennen trachtet. Dieser Erkenntnisweg ist aber ein Weg zum Gott THOR. Er ist, nach germanischer Vorstellung der Helfer, dem die Menschen ihre höheren Erkenntnisse für das praktische Leben zu verdanken haben:

Voll Zorn sprach der König: „So leicht soll es dir nicht werden; wer meine Tochter haben will, der muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von dem Haupte des Teufels holen; bring du mir, was ich verlange, so sollst du meine Tochter behalten." Damit hoffte der König ihn auf immer los zu werden. Das Glückskind aber antwortete: „Die goldenen Haare will ich wohl holen, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht." Darauf nahm er Abschied und begann seine Wanderschaft.

Der Weg führte ihn zu einer großen Stadt, wo ihn der Wächter an dem Tore ausfragte, was für ein Gewerbe er verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles", antwortete das Glückskind. „So kannst du uns einen

Gefallen tun", sagte der Wächter, „wenn du uns sagst, warum unser Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist und nicht einmal mehr Wasser gibt." - „Das sollt ihr erfahren", antwortete er, „wartet nur bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, da fragte der Torwächter wiederum, was für ein Gewerb er verstünde und was er wüßte. „Ich weiß alles", antwortete er. „So kannst du uns einen Gefallen tun und uns sagen, warum ein Baum in unserer Stadt, der sonst goldene Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt." - „Das sollt ihr erfahren", antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam an ein großes Wasser, über das er hinüber mußte. Der Fährmann fragte ihn, was er für ein Gewerbe verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles", antwortete er. „So kannst du mir einen Gefallen tun", sprach der Fährmann, „und mir sagen, warum ich immer hin und her fahren muß und niemals abgelöst werde." - „Das sollst du erfahren", antwortete er, „warte nur, bis ich wiederkomme."

Was galt es nun zu erkennen? Die Ursachen

1. für das Versiegen „des Brunnens";
2. für das Elend des Apfelbaumes;
3. für den Kummer des Fährmanns.

In der zu unserem Märchen ganz ähnlichen Erzählung vom „Vogel Greif" sind es statt dessen

1. das Fehlen des Schlüssels zu einer Geldkiste;
2. die Krankheitsursache der Tochter des Schloßherrn;
3. auch der Kummer des Fährmanns.

Bei all diesen Fragen hatte unser Wanderbursche, das „Glückskind" nun geantwortet: „Ich weiß alles!" aber mit seiner Antwort auf die Rückkehr verwiesen. Er meint aber (und so geht das auch aus dem Märchen mit dem Vogel Greif hervor), daß der Gott THOR, zu dem er ja auf dem Wege ist und mit dem er sich innerlich verbunden weiß, „alles weiß". Hierin zeigte sich der Glaube, daß dem Menschen mit Selbstvertrauen die Erkenntnis aller Geheimnisse des Lebens an sich möglich ist. Es gibt nichts - und unsere moderne Erforschung auch der verborgensten Vorgänge der Biologie weist darauf hin - was sich gründlichem Forschungsdrang verschließt im Bereich der physisch geordneten und aufgebauten Welt. Dieser Glaube an die Erkennbarkeit aller Wurzeln des Lebens und damit seiner Gefährdungen ist hier gemeint. - Wenn wir diese entstandenen und gemeinten Fragen modern ausdrücken, so ist es

1. das wirtschaftliche Wohlergehen. Statt Überfluß herrscht Not und man weiß nicht, wo man die Mittel herbekommen kann, die man braucht.

2. Ist mit der Gesundheit des Apfelbaumes das gesunde Leben, frei von Krankheit gemeint und
3. zeigt uns der Fährmann, der ja den Gottsucher von der Erde (Midgard) in die Götterwelt der Gedanken (Asgard) überführt, daß sich dabei der Mensch erst von der Fesselung an seinen Körper (das Schiff) befreien muß.

Erst solches Denken, das sich nicht mehr an die „Stange des Fährschiffs" oder durch das Stehenbleiben im Übergang vom Irdischen zum göttlichen Bereich gefesselt weiß, wäre frei. So müssen wir auch die Antworten aus dem göttlichen Bereich des THOR und seiner Gattin SIF verstehen.

Als er über das Wasser hinüber war, so fand er den Eingang zur Hölle. Es war schwarz und rußig darin, und der Teufel war nicht zu Haus, aber seine Ellermutter saß da in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?" sprach sie zu ihm, sah aber gar nicht so böse aus. „Ich wollte gerne drei goldene Haare von des Teufels Kopf", antwortete er, „sonst kann ich meine Frau nicht behalten." - „Das ist viel verlangt", sagte sie, „wenn der Teufel heimkommt und findet dich, so geht dir´s an den Kragen; aber du dauerst mich, ich will sehen, ob ich dir helfen kann." Sie verwandelte ihn in eine Ameise und sprach: „Kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher." - „Ja", antwortete er, „das ist schon gut, aber drei Dinge möchte ich gerne noch wissen, warum ein Brunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken ist, jetzt nicht einmal mehr Wasser gibt; warum ein Baum, der sonst goldene Äpfel trug, nicht einmal mehr Laub treibt, und warum ein Fährmann immer herüber und hinüber fahren muß und nicht abgelöst wird." - „Das sind schwere Fragen", antwortete sie, „aber halte dich nur still und ruhig, und hab acht, was der Teufel spricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe."

Als der Abend einbrach, kam der Teufel nach Haus. Kaum war er eingetreten, so merkte er, daß die Luft nicht rein war. „Ich rieche, rieche Menschenfleisch", sagte er, „es ist hier nicht richtig." Dann guckte er in alle Ecken und suchte, konnte aber nichts finden. Die Ellermutter schalt ihn aus: „Eben ist erst gekehrt", sprach sie „und alles in Ordnung gebracht, nun wirfst du mir´s wieder untereinander; immer hast du Menschenfleisch in der Nase. Setze dich nieder und iß dein Abendbrot." Als er gegessen und getrunken hatte, war er müde, legte der Ellermutter seinen Kopf in den Schoß und sagte, sie solle ihn ein wenig lausen. Es dauerte nicht lange, so schlummerte er ein, blies und schnarchte. Da faßte die Alte ein goldenes Haar, riß es aus und legte es neben sich. „Autsch!" schrie der Teufel, „was hast du vor?" - „Ich habe einen schweren Traum gehabt", antwortete die Ellermutter, „da hab ich dir in die Haare gefaßt." - „Was hat dir denn geträumt?" fragte der Teufel. „Mir hat geträumt, ein

Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, sei versiegt, und es habe nicht einmal Wasser daraus quellen wollen, was ist wohl schuld daran?" - „He, wenn sie´s wüßten!" antwortete der Teufel, „es sitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen; wenn sie die töten, so wird der Wein schon wieder fließen." Die Ellermutter lauste ihn wieder, bis er einschlief und schnarchte, daß die Fenster zitterten. Da riß sie ihm das zweite Haar aus. „Hu! was machst du?" schrie der Teufel zornig. „Nimm´s nicht übel", antwortete sie, „ich habe es im Traume getan." - „Was hat dir wieder geträumt?" fragte er. „Mir hat geträumt, in einem Königreich stand ein Obstbaum, der hätte sonst goldene Äpfel getragen und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben. Was war wohl die Ursache davon?" - „He, wenn sie´s wüßten!" antwortete der Teufel, „an der Wurzel nagt eine Maus; wenn sie die töten, so wird er schon wieder goldene Äpfel tragen; nagt sie aber noch länger, so verdorrt der Baum gänzlich. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruhe; wenn du mich noch einmal im Schlafe störst, so kriegst du eine Ohrfeige." Die Ellermutter sprach ihm gut zu und lauste ihn wieder, bis er eingeschlafen war und schnarchte. Da faßte sie das dritte goldene Haar und riß es ihm aus. Der Teufel fuhr in die Höhe, schrie und wollte übel mit ihr wirtschaften, aber sie besänftigte ihn nochmals und sprach: „Wer kann für böse Träume!" - „Was hat dir denn geträumt?" fragte er und war doch neugierig. „Mir hat von einem Fährmann geträumt, der sich beklagte, daß er immer hin und her fahren müßte und nicht abgelöst würde. Was ist wohl schuld?" - „He, der Dummbart!" antwortete der Teufel, „wenn einer kommt und will überfahren, so muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der andere überfahren, und er ist frei." Da die Ellermutter ihm die drei goldenen Haare ausgerissen hatte und die drei Fragen beantwortet waren, so ließ sie den Drachen in Ruhe, und er schlief, bis der Tag anbrach.

Als der Teufel wieder fortgegangen war, holte die Alte die Ameise aus der Rockfalte und gab dem Glückskind die menschliche Gestalt zurück. „Da hast du die drei goldenen Haare", sprach sie, „was der Teufel zu deinen drei Fragen gesagt hat, wirst du wohl gehört haben." - „Ja", antwortete er, „ich habe es gehört und will´s wohl behalten." - „So ist dir geholfen", sagte sie, „und nun kannst du deiner Wege ziehen." Er bedankte sich bei der Alten für die Hilfe in der Not, verließ die Hölle und war vergnügt, daß ihm alles so wohl geglückt war. Als er zu dem Fährmann kam, sollte er ihm die versprochene Antwort geben. „Fahr mich erst hinüber", sprach das Glückskind, „so will ich dir sagen, wie du erlöst wirst", und als er auf dem jenseitigen Ufer angelangt war, gab er ihm des Teufels Rat: „Wenn wieder einer kommt und will übergefahren sein, so gib ihm nur die Stange in die Hand." Er ging weiter und kam zu der Stelle, worin der unfruchtbare Baum stand und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört

hatte: „Tötet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldene Äpfel tragen." Da dankte ihm der Wächter und gab ihm zur Belohnung zwei mit Gold beladene Esel, die mußten ihm nachfolgen. Zuletzt kam er zu der Stadt, deren Brunnen versiegt war. Da sprach er zu dem Wächter, wie der Teufel gesprochen hatte: „Es sitzt eine Kröte im Brunnen unter einem Stein, die müßt ihr aufsuchen und töten, so wird er wieder reichlich Wein geben." Der Wächter dankte und gab ihm ebenfalls zwei mit Gold beladene Esel.

Unser Glückskind war nun mit den Antworten auf die drei Fragen in unsere Welt zurückgekehrt. Über den Fährmann sagten wir schon, daß er den Menschen bedeutet, der aus der Gedankenwelt der Erde in die Welt der Ideen, der Götter, übergeht. Um frei zu sein, muß er die „Stange", die ihn an sein Fährschiff - den Körper - bindet, los lassen. Es ist ein Hinweis für den nachdenkenden, meditierenden Menschen; nur die verstehende Hingabe an das Überpersönliche macht frei.

Die weiteren Antworten erscheinen einfach und burschikos, aber sie sind ja auch an die einfachen Wärter gerichtet. Andererseits verfügen diese aber doch über viel Gold und wollen damit zeigen, wie wertvoll ihnen diese Antworten sind. Die Maus, die das sonst blühende Leben an der Wurzel annagt und damit zerstört, ist etwas, das sich verbirgt und von Habgier erfüllt ist. Es können dies Krankheiten sein; aber aus dem Vergleich mit dem Greifenmärchen ergibt sich, daß hier an Wirtschaftliches gedacht war. Sicher hatte man den Bürgern viel zu hohe Abgaben auferlegt (Steuern) und diese fraßen die gesunde Entwicklung auf. Hierzu war ein guter Rat notwendig. Ähnliches bedeutet die Kröte, die den sonst gesunden Brunnen verstopft. Sie ist an sich Ausdruck der Erd- und Wachstumskraft. Sie lebt ja sonst im stillen, feuchten Bereich der Erde, wo das Leben der Pflanzen das notwendige Wasser findet. Hier aber verstopfte sie das Gesundmachende des menschlichen Lebens. Dies bedeutet, daß hier die Menschen im Denken an das Materielle stecken bleiben. Es bedarf aber für ihn der Hinwendung zum Lichten. Die Gedanken müssen frei sein vom erdhaften Denken. Solches Denken bringt dann die selbstlos für die Gemeinschaft sorgenden Menschen zur Führung, denen das Wohl der Mitmenschen höher steht als das eigene. Durch ihr Wirken vermag der Brunnen des Lebens dann auch wieder Wein zu spenden.

Nachdem unser Wanderer zu THOR diese edlen Gedanken erfaßt und vermittelt hatte, konnte er mit seinem reichen Wissen (dem Gold) zu seiner Gattin heimkehren. Der König jedoch wurde ein Opfer seiner rücksichtslosen Härte und seiner Habgier. Dazu berichtet unser Märchen zum Schluß:

Endlich langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wiedersah und hörte, wie wohl ihm alles

gelungen war. Dem König brachte er, was er verlangt hatte, die drei goldenen Haare des Teufels, und als dieser die vier Esel mit dem Golde sah, ward er ganz vergnügt und sprach: „Nun sind alle Bedingungen erfüllt, und du kannst meine Tochter behalten. Aber, lieber Schwiegersohn, sage mir doch, woher ist das viele Gold? Das sind ja gewaltige Schätze!" - „Ich bin über einen Fluß gefahren", antwortete er, „und da habe ich es mitgenommen, es liegt dort statt des Sandes am Ufer." - „Kann ich mir auch davon holen?" sprach der König und war ganz begierig. „Soviel Ihr nur wollt", antwortete er, „es ist ein Fährmann auf dem Fluß, von dem laßt Euch überfahren, so könnt ihr drüben Eure Säcke füllen." Der habsüchtige König machte sich in aller Eile auf den Weg, und als er zu dem Fluß kam, so winkte er dem Fährmann, der sollte ihn übersetzen. Der Fährmann kam und hieß ihn einsteigen, und als sie an das jenseitige Ufer kamen, gab er ihm die Ruderstange in die Hand und sprang davon. Der König aber mußte von nun an fahren zur Strafe für seine Sünden.

„Fährt er wohl noch?" - „Was denn? Es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben."

Wie wir wohl erkennen, ist im Mittelalter der Gott THOR, der den in Not befindlichen und zu ihm kommenden Menschen durch rettende Gedanken hilft, dann so dargestellt worden, daß er als Teufel erscheint, der sogar Menschen frißt, und vor dem die Menschen durch eine gütige Großmutter versteckt werden müssen. In Wirklichkeit war aber der Heidenglaube von tiefer Innigkeit und Vertrauen erfüllt.

Glaube!

Wenn der Vogel sein Nest baut
und selbst an den Polen der Erde
der Bär seinen Jungen die Höhle,
wo – verborgen vor Sturm und Frost –
Mutterliebe sich schützend entfaltet
in der sich Leben lustig forschend, im Spiel dann
zu neuen Taten emporringt.

Wenn so auch der Mensch stets emportsteigt,
geschützt zunächst,
dann mutig das eigene Schicksal gestaltend,
wie wirken da Glaube, wie Hoffnung? –

Dies wird uns nicht sichtbar,
wo das Licht uns blendet,
und die Geräusche des Tags
das Denken bezwingen!

Hoffnung erträumt, daß auch morgen,
ja, daß über jede Zeit
sich Leben entfalte, heilig,
als Mahnmal allgöttlichen Daseins.

Und der Glaube ist´s,
der uns gewiß macht, daß Göttliches wirkt,
zielgerichtet, im selbstlosen Tun.
Ein überirdischer Glanz
als Leitbild sinngestaltender Tatkraft.

Was verkündet der Trommler?

(vergl. das entsprechende Märchen der Br. Grimm Nr. 193)

Die Erzählung vom Trommler zeigt in besonders anschaulicher Form die Idee der Erlösung, wie sie auch in verschiedenen anderen Märchen dargestellt ist. Dies geschieht hier für einen Menschen, der zu höherer Verantwortung berufen ist und in seiner seelischen Entwicklung die höheren Lebensstufen erreicht.

Ein Blick auf die Lebenswirklichkeit zeigt uns dazu:
Jede Pflanze, jedes Tier will sich artgemäß voll entwickeln.

Es will ganz sein! Das gilt auch für den Menschen. Aber wie geschieht das bei ihm? Was heißt für ihn „ganz sein"? Er ist ja bei der Geburt noch längst nicht fertig. Er ist mehr als ein „Nesthocker". Er lernt sprechen, lernt denken, erfaßt die nahe Umwelt in Begriffen, die die Fülle der Erscheinungen und Ordnungen in je einem Wort zusammenfassen. Dann wird er geschlechtsreif; zunächst rein äußerlich, körperlich; aber dazu muß dann noch die geistige Reife kommen, denn die Nachkommenschaft braucht Geborgenheit und Nahrung. Der Mensch muß daher insbesondere in das Bewußtsein hineinwachsen, daß er selbst verantwortlich ist für das alles: für den Partner und den Ablauf des Lebensprozesses, den er mit weiterträgt. Dann will er auch einen Sinn in diesem allen erkennen und verwirklichen.

Das Verantwortungsgefühl weist aber schon über den Einzelnen hinaus. Auch Partnerschaft allein wäre ein Stehenbleiben in Ichbefangenheit, ohne daß der Mensch in die tieferen Sinnzusammenhänge hineinwächst. Menschliches Tun hat jedoch einen umfassenderen Sinn, indem es mitwirkt an der gesunden Selbstbeherrschung und Harmonie des Ganzen, dem man selbst angehört. Eine Familie lebt in der Fürsorge für die Nachkommenschaft mit Sprache und Gesang, mit Märchen und Geschichte; aber diese Familie lebt im Ganzen eines Dorfes, einer Stadt sowie des Volkes, dem man angehört mit seiner Wirtschaft, seinem Rechtswesen, seinem Verkehr u.a. In dieses Ganze muß der Mensch aber seit uralten Zeiten immer erst hineinwachsen. Dabei zeigt sich, daß er im Grunde ein Geistwesen ist, das sich durch Entwicklung eines Könnens auf irgendeinem Gebiet sowie durch Arbeit an sich selbst, in das Ganze einordnet. Dazu gehört aber auch die Erfahrung der eigenen Veranlagung sowie der Antriebskräfte, die in den verschiedenen Mitmenschen wirksam sind und mit denen diese sich in der Lebensgemeinschaft behaupten, zu der man auch selbst gehört und zu denen man daher auch eine Zugehörigkeit empfindet. Ihre Tätigkeiten erfolgen in verschiedenen Berufen. Diese Berufsgruppen muß der Heranwachsende mit seinen seelischen Kräften, d.h. vom Gefühl her erfassen und begrifflich verstehen.

Da ist der Bauer, der sich mit seinen vitalen Kräften behaupten muß. Er muß Land pflügen, säen, ernten, Tiere züchten. Dann der Handwerker, der Kaufmann, der Beamte, wo technisches Fachwissen, Weitsicht, Anwendung und Kenntnis der bürgerlichen Gesetze erwartet werden. Dann der Gelehrte, der Philosoph und Naturforscher, die die Gesetze des Lebens selbst erkennen wollen usw.

Solche Berufsgruppen bilden, wie früher die Zünfte, auch Ganzheiten, in denen nicht nur ein bestimmtes Wissen begrifflich erfaßt wird, sondern in diesen sind als Ausbildungs- und Betätigungsziele Ideen lebendig, die von den Führungspersönlichkeiten dieser Gruppen erfaßt sein müssen, um ihre Auswirkung einem noch höheren Sinn einzuordnen. Dazu gehört insbesondere die Einordnung in die übergeordnete Ganzheit Volk, in dem höchste Werte als Ordnungsmächte des Lebens lebendig sind.

Wenn man den Trommler richtig verstehen will, muß man davon ausgehen, daß in dieser Erzählung das Sich-bewähren und der Schicksalsweg einer solchen Führungspersönlichkeit dargestellt werden sollte, die einen Überblick über den Sinn der Ganzheit Volk gewann und dabei selbst zu höchster Schau des Wesentlichen gelangte. Ein Trommler ist ja eine Person, die etwas zu verkünden hat. Was sie verkündet muß dann aber etwas Verbindliches sein, das alle betrifft. Es muß einer Gesetzlichkeit des Lebens entsprechen.

Soweit alle die vorgenannten Menschengruppen in ihren Berufsständen handeln ohne das Sinnerlebnis, das sich auf ein höheres Ganzes bezieht, gelten diese Triebkräfte in der vorchristichen Mythologie jedoch als blind und „riesisch". Von dieser Fesselung wird der Mensch erst frei und damit erlöst, indem er sein Tun bewußt in den Dienst einer übergeordneten göttlichen Gesetzlichkeit stellt, deren Wesen der Mensch erkannt hat, von der er erfüllt ist. Denn nicht nur der Einzelmensch, auch die Gemeinschaften wie etwa „die Bauern" oder „die Ritter" können nicht in ihren Bräuchen so dahinleben ohne das Wissen um die Ganzheit des Lebens, in der sich erst das Sinnhafte, das Göttliche erfüllt, von dem sie nur ein Teil sind. Auch für solche Teilgruppen bedeutet daher „Erlösung" die sinnhafte Einordnung ihres Tun in das übergeordnete Ganze des Lebens.

Wenn wir uns nun diesem in eine Märchenerzählung eingekleideten Reife- und Schicksalsweg zuwenden, muß man auf den großen Unterschied aufmerksam machen in der religiösen Grundeinstellung, die nach Einführung des Christentums hier entstanden ist. Die indogermanischen Religionen, zu denen wir im Grunde gehören, wollen den Menschen zur inneren Freiheit führen. Dabei wird das Göttliche als eine kosmische Gesetzlichkeit der Ordnung und der Liebe (Güte) erkannt und innerlich erfahren, die sich hier auf der Erde auch in

Ganzheiten von Völkern vielfach verwirklicht. Indem der Mensch solchem Ziel dient, wächst er dem Göttlichen zu. - Das Christentum basiert aber im Denken und Handeln auf der mosaischen Gottesvorstellung, dem jenseitigen Gott Jehova, zu dem Jesus sich als seinem Vater bekennt.

Hier wird nur das an diesen glaubende „auserwählte" Volk von seiner Sündigkeit durch Gnade erlöst. Für die anderen Menschen gelten die Gebote des Moses, wie des Jesaijas, gegenüber den sogenannte Heiden, von denen es u.a. heißt: „Hüte Dich, daß Du nicht einen Bund machst mit den Einwohnern des Landes, da Du hineinkommst, sondern ihre Altäre sollst Du stürzen, ihre Haine ausrotten, sollst sie vernichten und aus ihrer Heimat vertreiben ...." Diese gegensätzliche innere Einstellung zum Göttlichen wurde auch zur Tragik der Deutschen Geschichte bis in unsere Zeit, auf die hier aber nicht weiter eingegangen werden kann. Aber man erkennt, und wir sollten es uns bewußt machen: Gottunmittelbarkeit und Hineinreifen zu innerer Freiheit als einem Dienst am Göttlichen stehen gegenüber: Sündenbewußtsein, Gnadeerwartung und Demutshaltung mit Anerkennung einer gottstellvertretenden Priestergewalt.

Den ersteren Entwicklungsweg will die Erzählung vom Trommler veranschaulichen als Beispiel echter religiöser, vom christlichen Denken noch unbeeinflußter innerer Haltung und Erfahrung.

Für diejenigen, die diese Erzählung der Brüder Grimm nicht kennen, werden der Beginn und einige wichtige Stücke der Erzählung im folgenden gekürzt nacherzählt.

Der Trommler

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See; da sah er an dem Ufer drei Stückchen weiße Leinewand liegen. „Was für ein feines Leinen", sprach er und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm, als nennte jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief: „Trommler, Trommler, wach auf." Er konnte, da es finstere Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor, als schwebe eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. „Was willst du?" fragte er. „Gib mir mein Hemdchen zurück", antwortete die Stimme, „das du mir gestern abend am See weggenommen hast." - „Du sollst es wieder haben", sprach der Trommler, „wenn du mir sagst, wer du bist." - „Ach", erwiderte die Stimme, „ich bin die Tochter eines mächtigen Königs; aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden; aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fortfliegen. Meine

Schwestern haben sich fortgemacht, ich aber habe zurückbleiben müssen. Ich bitte dich, gib mir mein Hemdchen wieder." - „Sei ruhig, armes Kind", sprach der Trommler, „ich will dir´s gerne zurückgeben." Er holte es aus seiner Tasche und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie erfaßte es hastig und wollte damit fort. „Weile einen Augenblick", sagte er, „vielleicht kann ich dir helfen." - „Helfen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber zu dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kannst du nicht hinauf." - „Was ich will, das kann ich", sagte der Trommler, ich habe Mitleid mit dir, und ich fürchte mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der nach dem Glasberge führt." - „Der Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menschenfresser hausen", antwortete sie, „mehr darf ich dir nicht sagen."

Darauf hörte er, wie sie fortschwirrte.

Bei Anbruch des Tages machte sich der Trommler auf, hing seine Trommel um und ging ohne Furcht in den Wald hinein.

Wenn dieses Märchen Jugendlichen erzählt wird, wie so ein tapferer junger Mann sich dann gegenüber allen möglichen Gefahren behautpet, so macht es diese sicher auch frohgestimmt, mutig und nachdenklich. Der reifere Mensch wird aber von der Bedeutung, die hinter den Figuren dieser Erzählung steckt und ihrem Schicksal immer tiefer ergriffen, je mehr er das Wunder der Erlösung, um das es sich hier wieder handelt, zu verstehen und zu begreifen beginnt. Auch hier sind noch einige Vorbemerkungen dazu nützlich, denn die erzählte Geschichte benutzt ja die Vorstellungselemente der vorchristlichen Zeit und bestimmte Symbole aus dem Weltgeschehen, das heute wie damals unter denselben Gesetzen abläuft. Darum verdeutlicht es auch heute wie in alter Zeit, wie sich religiöses Erleben eigentlich vollzieht. Die innerseelische Entwicklung, die hier beschrieben wird, besitzt auch für unsere Zeit noch volle Gültigkeit und man kann in Persönlichkeiten wie z.B. Martin Luther, Richard Wagner, van Gogh bis zu den großen Denkern unserer Gegenwart erstaunliche Parallelen dazu erkennen.

Der „Glasberg", der dem Trommler zunächst als Zielvorstellung gegeben wird, den er dann aber auch erreichen und „besteigen" muß, ist - wie in vielen entsprechenden Märchen - der Bereich der reinen Erkenntnis. In der germanischen Mythologie war „Glastheim" der Bereich des Gottes Forsetis in Asgard, der das Prinzip der Gerechtigkeit, der Versöhnlichkeit bedeutete und auch die in den Lebensgemeinschaften wirkenden Ideen des Rechts verkörperte. Dies entspricht auch der Ideenlehre Platons. Auf den Glasberg gelangen, heißt Erleuchtung gewinnen. Glastheim galt auch als eine Stätte, von der Seelenwesen ihrer inneren Sehnsucht und Haltung nach mit den seelischen Kräften des irdischen Lebens in

Verbindung treten, es schicksalhaft bestimmen. (Zum Sagenkreis Forsetis gehört auch, daß er mit einer Barke über das Weltenmeer fährt, die von drei Schwänen gezogen wird. Wenn diese drei Schwäne auf die Erde kommen um zu baden, so legen sie nachts ihr Schwanenkleid ab. Falls ein Finder - wie hier - zufällig das Gewand entdeckt und an sich nimmt, so kann der Schwan nicht mehr zurück und muß menschliche Gestalt annehmen.)

Das von unserem Trommler nach dem Märchenbericht zunächst so gefangene Wesen erklärt, „Tochter eines mächtigen Königs" zu sein und bekennt sich mit diesem Hinweis zu den hohen geistigen Kräften, denen es sich verbunden weiß. Als „Schwan" wird es Symbol einer Idee, die den Trommler nun ergreift, der selbst von der Unerlöstheit der vielen Ganzheiten des Lebens ergriffen ist. Durch die von ihm nun angestrebte Erlösung der „Königstochter" kann er auch selbst erlösend auf das Leben einwirken, wozu bestimmte seelische Kräfte und Fähigkeiten erforderlich sind.

Zum Begriff der Erlösung im germanischen Mythos sei noch einmal kurz erwähnt, daß hierunter zu verstehen ist, daß sein Handeln voll im Dienste des göttlichen Gestaltungswillens steht - einer Idee, die dem Entwicklungsziel eines göttlich geordneten Lebens entspricht, bei dem sein „Ich" völlig zurücktritt. Es ist der Reifezustand, bei dem z.B. Meister Eckehardt sinngemäß sagte ... „Wenn ich den Bereich der Natur unter mir gelassen habe, bin ich dort, wo „Ich und Gott eins sind". Der Menschen Handeln ist dann die Verwirklichung der göttlichen Gestaltungskräfte im Leben. Wie im Märchen „Die Rabe" konnte hier im Trommler ein weibliches Seelenwesen dabei aber nur seine Erlösung finden, wenn es sich einem Manne erschließen kann, d.h. voll in ihm als Kraft wirksam werden kann, der selbst auch ganz in den Dienst solcher Ideen tritt und dazu sein Ich opfert. Das bedeutet, daß er „unerschrocken in den Wald" (d.h. in die Welt) nun hineinging.

Werfen wir dazu einen Blick in unsere Daseinswirklichkeit, so können wir z.B. in der Ehe von Richard Wagner mit seiner Gattin Cosima ein Beispiel dafür finden: Ob es der Tannhäuser, der Parzival oder der Ring des Nibelungen ist, beide haben sich gemeinsam die in diesen Sagen steckenden Ideen geistig wie musikalisch so erschlossen, daß ihr ganzes Denken und Erkennen nur der Gestaltung dieser Inhalte gewidmet war.

Hier im Märchen stand das auf Erlösung harrende Wesen noch unter Bedingungen, die es unfrei machte. Die „Königstochter", die hier dem Trommler zur inneren Berufung wurde, stand dabei, wie es heißt, unter dem Gebot einer „Hexe". Der Begriff „Hexe" entspricht aber späterer christlicher Deformierung. Im vorchristlichen Mythos dürfte entweder auch eine Göttin, z.B. die Gattin Thors - „SIF", als Erzieherin in Glastheim wirken oder, eine andere der (zwölf) Asinnen, z.B. die WAR,

die dem Wesen Forsetis als Hüter und Schutzgott von Verträgen gemäß wirkt und hier die Bewährung eines Menschen bei der Durchführung von Lebensaufgaben bewirkt. (Daß bei Grimm „die Hexe" sogar mit einer Brille auf der Nase beschrieben wird, zeigt, daß hier eine spätere Ausschmückung erfolgt ist. Wir wollen daher hier weiterhin von der Asin statt von der Hexe sprechen). Zur Bewährung gehört auch die Überwindung der Furcht. Jede Furcht ist ja immer eine Sorge um den Verlust des Ich, der Selbstgeltung und Selbstbestimmung. Diese Furcht gilt es auch zu überwinden, damit Erlösung erfahren werden kann, wie es in einem Liede heißt: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein".

Im germanischen Mythos (siehe Einführung) wird ferner von der Erkenntnis ausgegangen, daß sich Leben im Kosmos überhaupt nur in dem schmalen Bereich zwischen den extremen riesischen Mächten der festgewordenen Materie (des Eises) und der in Strahlung aufgelösten Materie, dem Feuer, entwickeln und erhalten konnte.

Zwischen diesen Extremen kann sich Leben und der Mensch darin aber zusätzlich nur durch das Beachten der Naturgesetze behaupten und das heißt für den Menschen: nur durch sittlich geordnete Lebenskraft und wachsende Erkenntniskräfte, die er in seinen Lebensstufen gewinnt.

Nach der germanischen Göttervorstellung sind die Menschen von den Göttern mit Geist und Seele erfüllt worden, um mitzukämpfen für den Sieg der göttlichen Ordnungsmächte gegenüber dem Riesischen. Dieses Bewußtsein, Helfer und Mitstreiter des Göttlichen zu sein, ist Grundlage der Ethik der heidnischen Germanen. Erst der vollerlöste Mensch gilt eigentlich als „König" und kann danach seiner göttlichen Aufgabe gerecht werden.

Der Trommler erweist sich nun als ein Kämpfer, der seiner inneren Berufung folgt. Die nächtliche Stimme der unerlösten Königstochter, die ihm sagte, daß er nur helfen könne, wenn er selbst auf den Glasberg steigt, wurde ihm zum Anlaß, zur Aufforderung, seiner inneren Berufung zu folgen. Im dazu angekündigten Kampf mit den riesischen Mächten des „Waldes", d.h. der Welt, mußte er seine Furchtlosigkeit und denkerische Kraft erweisen. Deuten wir die Kräfte der Riesen, so sind diese hier Untergruppen des Selbsterhaltungswillens der Menschen des Volkes, denen der Trommler entstammte. Der erste Riese der schlafend im Gras gelegen hatte, stellt das Wollen der unmittelbar von den Kräften der Erde lebenden Menschen dar, der Bauern. Diesem imponierte die Überzeugungskraft und Tatkraft des Trommlers. Daher ließ er es nicht auf einen Widerstand ankommen, sondern trug ihn auf seinen Schultern wie eine körperliche Last, voran in Richtung Glasberg. Der Riese trägt ihn im Knopfloch seiner Jacke, d.h. in der Nähe des Herzens, wo die Kräfte der Begeisterung in der Gemeinschaft wirken, im Bürgertum. Der

dritte Riese befördert ihn endlich zum Fuß des Glasbergs auf dem Hutrand, also in der Nähe des Kopfes, dem die geistig schaffenden Kräfte des Volkes entsprechen. Aber dort begegnet er zwei Riesen, die sich wie zwei Gelehrte durch den Streit der Worte - das rein rationale Denken und ihr Geltungsbedürfnis - selbst lähmen. Unser Trommler überlistet sie und kann daher ihre Möglichkeit, mit Hilfe des „Sattels" auf den Glasberg zu gelangen, für sich benutzen. Er steht nun über allen diesen begrenzten Denkformen, weil er alle diese riesischen Kräfte als Anteile des übergeordneten Volksganzen innerlich überwunden und in seinen Dienst gestellt hatte.

Aber die Bewährung beginnt nun erst. Denn auf den Glasberg gelangen heißt ja, daß der Mensch mit seinem Denken und Schauen die seelischen Fähigkeiten nun beweist und auch anwendet, die im Bereich der Wirklichkeit des Lebens das Geschehen bewirken. Jemand, der Verantwortung trägt für das Ganze muß ja ganz andere Maßstäbe besitzen für das Erforderliche! Dies will die Erzählung im folgenden nun verdeutlichen. In den alten Märchen ist der König immer der höchste Wahrer des Rechts, d.h. der Verwirklicher der in FORSETI verkörperten Rechtsidee; seine „Töchter" (die Schwäne) sind daher auch in diesem Sinne wirkende Wesenheiten. Von der den Trommler dann auf die Probe stellenden Asin, zu der er nun gelangt war, heißt es im Märchen:

Am Morgen, als er ausgeschlafen hatte, nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem dürren Finger, reichte ihn dem Trommler hin und sagte: „Jetzt geh an die Arbeit und schöpfe den Teich draußen mit diesem Fingerhut aus; aber ehe es Nacht wird, mußt du fertig sein, und alle Fische, die in dem Wasser sind, müssen nach ihrer Art und Größe ausgesucht und nebeneinandergelegt sein." - „Das ist eine seltsame Arbeit", sagte der Trommler, ging aber zu dem Teich und fing an zu schöpfen. Er schöpfte den ganzen Morgen. Aber was kann man mit einem Fingerhut bei einem großen Wasser ausrichten, und wenn man tausend Jahre schöpft? Als es Mittag war, dachte er: Es ist alles umsonst und ist einerlei, ob ich arbeite oder nicht, hielt ein und setzte sich nieder. Da kam ein Mädchen aus dem Haus gegangen, stellte ihm ein Körbchen mit Essen hin und sprach: „Du sitzest da so traurig. Was fehlt dir?" Er blickte es an und sah, daß es wunderschön war. „Ach", sagte er, „ich kann die erste Arbeit nicht vollbringen! Wie wird es mit den andern werden? Ich bin ausgegangen, eine Königstochter zu suchen, die hier wohnen soll, aber ich habe sie nicht gefunden; ich will weitergehen." - „Bleib hier", sagte das Mädchen, „ich will dir aus deiner Not helfen. Du bist müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und schlaf. Wenn du wieder aufwachst, so ist die Arbeit getan." Der Trommler ließ sich das nicht zweimal sagen.

Die den Trommler auf die Probe stellende Asin hatte ihm also für die entscheidende Aufgabe ein Gerät angeboten, das nur von einem im kleinen irdischen Denken befangenen Menschen angewendet würde. Es ist so, als wenn beispielsweise einem Verantwortlichen unseres Volkes für die Lösung der heutigen Bauernprobleme nur ein Spaten in die Hand gedrückt werden würde. Solch ein Gerät ist hier im Bereich der Ideen aber gänzlich ungeeignet und das will die Erzählung auch ersichtlich machen. Die Lenkung und Ordnung durch die höheren Geisteskräfte beginnt mit dem Blick für das Wesentliche, über den aber die unerlöste „Königstochter" verfügte.

Der See auf dem Glasberg ist auch kein wirklicher See, sondern der Bereich, in dem die jeder Art von Fischen zu Grunde liegenden Ideen gegenwärtig sind. Das richtige Denken vermag diese Ideen leicht zu erkennen und zu unterscheiden und so kann die „Königstochter", der Schutzengel des Trommlers, schnell die gestellte Aufgabe lösen. Eine dieser Ideen, ein besonderer Fisch, ist aber ein eindrucksvolles Beweisstück dafür. Dieses schleudert dann der Trommler der Asin entgegen. - Ähnlich ist es mit den Lebenskräften des Waldes, die danach zu ordnen waren, wobei „Wald" immer für Welt oder Volk steht.

Durch Rechtswesen, Sitte und Brauchtum, Rangordnungen, Ständewesen, Sprache , Kleidung ist das Volksleben in eine Vielheit von Ideen gegliedert. Deren Aufgliederung ist mit plumpen, stumpfen Mitteln nicht möglich, sondern es bedarf auch hier eines höheren Unterscheidungsvermögens, das das Wesentliche in Begriffe zu ordnen vermag. Die einzelnen „Holzarten" entsprechen wieder den Ganzheiten, auf die eingangs hingewiesen wurde. Auch hierbei hilft sein guter Geist, die Königstochter, das Wesentliche zu erkennen und zu trennen und auch hier gibt es eine besondere „Holzart", die als Beweis für die bewältigte Aufgabe diente. Mit diesem Holz bekam die Asin dann einen Schlag. Das Märchen erzählt das so:

„Die Alte kam, lachte höhnisch und sprach: „Morgen früh sollst du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden und verbrennen". Er stand mit Anbruch des Tages auf und fing an, das Holz herbeizuholen. Aber wie kann ein einziger Mensch einen ganzen Wald zusammentragen? Die Arbeit rückte nicht fort. Doch das Mädchen verließ ihn nicht in der Not; es brachte ihm mittags seine Speise, und als er gegessen hatte, legte er seinen Kopf in den Schoß und schlief ein. Bei seinem Erwachen brannte der ganze Holzstoß in einer ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel ausstreckte. „Hör mich an", sprach das Mädchen, „wenn die Hexe kommt, wird sie dir allerlei auftragen! Tust du ohne Furcht, was sie verlangt, so kann sie dir nichts anhaben; fürchtest du dich aber, so packt dich das Feuer und verzehrt dich. Zuletzt, wenn du alles getan hast, so packe sie mit beiden Händen und wirf sie mitten in

die Glut.“ Das Mädchen ging fort, und die Alte kam herangeschlichen. „Hu! Mich friert“, sagte sie; „aber das ist ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird mir wohl. Aber dort liegt ein Klotz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Hast du das noch getan, so bist du frei und kannst ziehen, wohin du willst. Nur munter hinein.“ Der Trommler besann sich nicht lange, sprang mitten in die Flammen; aber sie taten ihm nichts, nicht einmal die Haare konnten sie ihm versengen. Er trug den Klotz heraus und legte ihn hin. Kaum aber hatte das Holz die Erde berührt, so verwandelte es sich, und das schöne Mädchen stand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte; und an den seidenen goldglänzenden Kleidern, die es anhatte, merkte er wohl, daß es die Königstochter war.

Alle diese Kräfte des Waldes, also der Welt, standen in Flammen der Erregung oder der Begeisterung. Bei solcher lodernden Glut galt es noch einmal für den Trommler, seine Furchtlosigkeit zu beweisen. Dies gelang ihm, indem er einen nicht brennenden, also vom Feuer selbst nicht ergriffenen, d.h. sachlich und nüchtern gebliebenen „Klotz" aus dem Feuer der Leidenschaften herausholte. Dies war die Tat der Erlösung. Das hieß: Wer ruhige Besinnung bewahrte, auch wenn die Wogen der Leidenschaften emporstiegen, hatte sich bewährt, mit dem konnte sich die Königstochter verbinden. Die Königstochter, der unverbrannte Klotz, die Idee des Ganzen, stand also selbst über all den lodernden Gefühlen und auch der Erlöser sah wohl die Kräfte der Begeisterung, des Feuers, mußte selbst aber nur vom Gedanken der Pflicht und der Furchtlosigkeit erfüllt sein, um handeln zu können. Das war die Voraussetzung dazu. - Es ist eine Haltung, die so mancher tapfere Soldat auch im Kriege zu beweisen hatte, wenn er die innere Furcht überwand, um seiner Pflicht, auszuhalten und zu kämpfen, nachzukommen.

Wer in unserem Volk noch die Jahre nach dem 1. Weltkrieg erlebt hat, findet auch hier eine sich geradezu aufdrängende Parallele zum Trommler, die sich zu vergegenwärtigen wir jedem überlassen wollen. Eine Gestalt, die bis in unsere jetzigen Tage gegenüber der Gewalt „Lokis" ihren Dienst im Göttlichen nicht verleugnet hat, soll als Beispiel der Realität von Trommlerschicksalen in unserer Zeit erwähnt werden: Der ehemalige Reichsminister Rudolf Heß erklärte beim Scheingericht von Nürnberg 1946 aus dem Bewußtsein, vom „Glasberg" aus die göttlichen Gesetze des Lebens erkannt und beachtet zu haben, nach denen sich ein Volk, insbesondere das deutsche, gesund und harmonisch entfalten kann (und ohne die Notwendigkeit oder den Willen, andere Völker zu vergewaltigen): „Stünde ich wieder am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte, auch wenn ich wüßte, daß am Ende ein Scheiterhaufen für meinen Flammentod brennt. Gleichgültig was Menschen tun, dereinst stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen: Ihm werde ich mich verantworten und ich weiß: Er spricht mich frei!" Bei ihm war also das Bewußtsein begründet lebendig, daß sein gesamtes Handeln im Dienste einer gestaltenden göttlichen Idee gestanden hatte. Diese Persönlichkeit hatte somit auch voll ihre Erlösung erfahren.

Unser Trommler will nun aber nach seiner Erlösungstat wieder in die Umwelt der Mitmenschen zurück. (Es ist der Weg eines Bodhisattvas im Buddhismus.) Dabei begleitet ihn die erlöste Königstochter als Braut. Mit dem Drehen ihres „Wunschringes" hatte sie erreicht, daß sie gleich vor den Toren der elterlichen Stadt angekommen waren. - Dem „Wunschring" liegt dabei auch ein Gedanke zu Grunde, der für Jemand, der sich mit Phänomenen der Parapsychologie beschäftigt hat, nichts Unlogisches und Unbekanntes bedeutet.

Im nachtodlichen, unkörperlichen Bereich des Seelischen, in der „astralen Welt", wie es heißt, sind eben die Gedanken selbst schon die Antriebskräfte, weil materielle Körper nicht zu bewegen sind und jeder selbstlose Wunsch verwirklicht sich auch sogleich in diesem Seinsbereich. So wurde und wird ja auch Wiedergeburt als Folge des eigenen Wunschdenkens gedacht. - Wenn die erlöste Braut ihn warnt, „wenn Du Deine Eltern küßt, so wirst Du mich und die ganze Erlösungstat vergessen," so ist hier ein Geschehen angedeutet, als ob der Trommler als Mensch nicht erst „nach drei langen Jahren" zurückgekehrt wäre, sondern überhaupt nach einer Zeit, die für beide eine neue Wiedergeburt in ein neues Leben bedeutet hat. Denn als er seine Eltern nun wiederfindet, küßt er sie doch und das ganze vorhergehende Leben mit seiner geistigen Reifung ist zunächst vergessen, bleibt aber doch vom Unbewußten her in ihm wirksam.

Das Märchen erklärt danach eigentlich noch eine weitere Art der Erlösung, wo die Königstochter-Braut infolge ihrer höheren geistigen Reife den zunächst noch verblendeten Mann schließlich erlöst. Denn es folgt nun auch eine neue Erlösungstat, nun umgekehrt durch die Königstochter für den jungen Trommler. Wie ein ganz junger Mann war er zunächst noch ganz den üblichen Auffassungen der Mitmenschen seiner Zeit gefolgt. Diese Braut, die die Trommler-Eltern ihm zugeführt hatten, war noch ganz von Eitelkeit erfüllt. Das „goldene Kleid", das die vergessene, die Königstochter-Braut, auf deren Hochzeit trägt (und das Geltung durch kluges Wissen bedeutet) , möchte sie auch gern haben und opfert dafür die erste Brautnacht. Dann möchte sie auch ebenso wie die vergessene Braut mit dem „silbernen Kleid" ausgestattet sein, d.h. über dieselben seelischen Kräfte verfügen. Dafür opferte sie die zweite Brautnacht. Es ist ergreifend, wie das Gewissen des Trommlers da angesprochen wird, wenn die Königstochter-Braut ihm durch die offene Kammertür zuflüstert:

> Trommler, Trommler, hör mich an,
> hast Du mich denn ganz vergessen?
> Hast Du auf dem Glasberg nicht bei mir gesessen.
> Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt Dein Leben.
> Hast Du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
> Trommler, Trommler, hör mich an.

Ein neues Leben beginnt dann wieder für ihn, weil er doch noch der Stimme seiner inneren Berufung folgte, die ihn schon in seinem früheren Leben (bzw. Lebensabschnitt) geleitet hatte, als ihn die „drei Riesen" zum Glasberg trugen. Er bekennt sich dann, erlöst, zu seiner ebenfalls erlösten, d.h. mit der Schau des Wesentlichen begabten - Braut. Wieder ist dies eine Situation, die wir in den Lebensbeschreibungen z.B. des Naturforschers Ernst Häckel, des älteren Richard Wagner, in der Ehe Robert Schumanns oder anderer bedeutender Persönlichkeiten auch in unserer Zeit finden, die lange mit sich rangen, bis sie, ihrer

inneren Berufung bewußt zu folgen vermochten indem sie auch der ihrem inneren Auftrag gemäßen Gattin begegneten.

Wir konnten erkennen: Im Trommler wurde symbolisch erst der auf dem Glasberg festgehaltene Schutzgeist, die „Königstochter" als Symbol einer überpersönlichen Idee zum Ansporn einer heroischen Erlösungstat, die mit Hilfe der riesischen Kräfte des Volkes sowie eigener Tapferkeit und Lauterkeit vollbracht werden konnte. (Es ist dies der innere Entwicklungsweg von der dritten Lebensstufe (Mars) bis zur fünften (Saturn). In weiterer Folge wurde dann die durch das zeitgebundene Massendenken (zunächst wieder) eingefangene Seele des Trommlers erlöst. - So gesehen ist „Der Trommler" eines der schönsten Beispiele vorchristlicher aber auch immer wieder gegenwärtiger religiöser Haltung des godischen Ringens um den Sieg des Lichts, das heißt zu einem Handeln aus höherer Erkenntnis der Lebensgesetze.

Zu den Quellen
Gering nur ist unser Wissen von Welt!
Bald schon finden wir Grenzen -
Drum lehrt uns ein Machtspruch der Priester:
„Ihr seid zum Glauben bestellt!"

Wieviel Leid trägt die Pflanze -
und wieviel fröhliches Hoffen,
wenn sie im Glanze des Blühens
der Zukunft offen! -

Geblendet geht auch der Mensch:
Er kann den Sinn nicht sehn
von diesem Werden
und diesem Untergehn. -

Doch wenn er sich Selbst und alles Dieses
tief und tiefer dann bedenkt,
so wird dem Suchenden
sein „Auferstehn" geschenkt:

Im Erdenstoff, in seiner seelenkraftgesteuerten Gestalt
(die er beherrscht, dann ruhen läßt mit ihrer Gewalt wie ein
nicht mehr benötigtes Gerät),
wirkt noch ein Höh'res Sein, ein Sinn,
den sich der Wissensdrang, der Geist erspäht. -

Hier, geht er furchtlos über diese Schwelle,
findet er auch seines Soseins,
seines Schicksals tief verborgene,
vor unbekannten Zeiten selbst gefaßte Quelle! -

Unsere Hoffnung: Das Wasser des Lebens

(Br. Grimm Nr, 97)

Wenn wir die Bedeutung und die Weisheit dieses Märchens voll erfassen wollen, müssen wir uns zunächst mit den Gestalten und Bildern etwas näher vertraut machen, die dieses Märchen verwendet. Sie entstammen der germanischen Gottesvorstellung und sind ein Hinweis für die religiöse Verinnerlichung und auf die Ethik in vorchristlicher Zeit. Mit dem „Wasser des Lebens" ist der Unsterblichkeitstrank gemeint, von dem in der Edda kurz berichtet wird „ODIN und SAGA trinken dort alle Tage glücklich aus Goldbechern". Die Göttin SAGA galt als Tochter ODINS und hatte ihren Sitz im Bereich der Asengottheiten in Asgard. Nun waren die Gottheiten aber stets als unstoffliche Gedankenkräfte verstanden und daher kann die Göttin SAGA (Asin) auch nur aus dem Gedankenmeer (mittels des Goldbechers) Gedanken spenden, die unsterbliche, d.h. ewige Geltung besitzen. An anderer Stelle berichtet die Edda, daß ODIN seine Weisheit täglich aus dem Brunnen Mimir am Fuße einer der Wurzeln der Weltenesche schöpfe. Mimir ist aber ein Riese und somit Bild der Naturkraft. Diese dort geschöpfte Weisheit bedeutet danach das Wissen um die Gesetze der zur M a t e r i e gewordenen Welt. – Die „kühlen Wellen" und der Goldbecher der SAGA bedeuten das Wissen um die Gesetze des L e b e n s. Der als geistige Kraft verstandene Gott ODIN wird dadurch von Erkenntnissen erfüllt, die ewig Gültiges für die Erhaltung des Lebensstromes auf der Erde sichern. Wer „Wasser des Lebens" zu sich nehmen kann, wird danach von hohen lebenserhaltenden Gedanken erfüllt und wir werden sehen, welche Voraussetzungen dazu erforderlich sind.

Der König ist stets nicht nur Hüter des Rechts innerhalb der Gemeinschaft seines Volkes, sondern auch Kenner und Wahrer der Lebensgesetze. Noch war ja die Trennung von geistiger und weltlicher Macht undenkbar. Darüber hinaus ist er aber Repräsentant des Volkes, dem er entstammt und das er führt. Wird er als krank bezeichnet, so ist damit gemeint, daß sein ganzes Volk durch eine Krankheit und damit eine Naturwidrigkeit erkrankt ist. Es ist aber auch die Vermutung begründet, daß der König bzw. sein Volk deshalb erkrankt sind, weil durch die Einführung des Christentums die alte Werteordnung, z.B. die Auffassung von Treue, von Achtung, von Liebe u.a. ins Wanken geraten waren. Die Lehre vom Wasser des Lebens will daher und dagegen auf die Weisheit verweisen, die von den alten Göttern ausging und mit den Naturgesetzen im Einklang stand.– Der König hat nun drei Söhne und sie können hier als Vertreter seiner Aufgaben gedacht werden als Steuereinnehmer, Jäger, priesterliche Berater o.ä. – Sie trauern alle mit dem König und begegnen durch ihre Trauer einem „alten Mann". Dieser hat nun aber als Berater die Rolle des Gottes Heimdall – wie wir das auch aus den Märchen „Die Bienenkönigin" oder „Der gläserne Sarg" kennen. Nur deshalb kann er auch den Rat geben, das „Wasser des Lebens" zu holen! Dies bedeutet aber: die richtige lebenserhaltende Erkenntnis zu gewinnen.

Unser Märchen berichtet dazu:

Das Wasser des Lebens

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davonkäme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm, ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte:„Ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens; wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund: es ist aber schwer zu finden." Der älteste sagte: „Ich will es schon finden", ging zum kranken König und bat ihn, er möchte ihm erlauben, auszuziehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. „Nein", sprach der König, „die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben." Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen: Bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.

Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach: „Wo hinaus so geschwind?" – „Dummer Knirps", sagte der Prinz ganz stolz, „das brauchst du nicht zu wissen", und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger taten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich, das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn: „Vater, laßt mich ausziehen und das Wasser suchen", und dachte bei sich: Ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu. Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Weg fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhielt und fragte, wohin er so eilig wollte. „Kleiner Knirps", sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen", und ritt fort, ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht´s aber den Hochmütigen.

Wir erfuhren hier nun, daß die älteren beiden Brüder infolge ihres Hochmuts und dadurch infolge ihrer geistigen Enge, sich festrennen. Die Zwerge galten als die wirkenden Kräfte unterhalb der Erdoberfläche. Ihnen stehen daher auch die helfenden Kräfte zur Verfügung, die das Leben auf der Erde zum Blühen und Gedeihen führen. Diese müssen

aber auch besonders geachtet und anerkannt werden, wenn der König bzw. sein Volk wieder gesund werden soll. Als Helfer wird hier ein Mensch verlangt, der nicht, wie die beiden älteren Brüder, im Grunde egoistisch denkt und „allein das Reich erben" will, um die Macht zu seinem Nutzen auszuüben, sondern einer, der dem Leben dient und daher auch die Antriebskräfte des Lebens, die der Zwerg vertritt, erkennt und achtet.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste, auszuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete und dieser fragte, wohin er so eilig wolle, so hielt er an, gab Rede und Antwort und sagte: „Ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist

sterbenskrank." – „Weißt du auch, wo das zu finden ist?" – „Nein", sagte der Prinz. „Weil du dich betragen hast, wie sich´s geziemt, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen, wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses; aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen; inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperren; wenn du aber jedem ein Brot hineinwirfst, so werden sie still, und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens, bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu, und du bist eingesperrt."

Unser Prinz hatte nun durch seine Beachtung und Würdigung der Lebenskräfte, die durch den Zwerg verkörpert zu ihm sprachen, erfahren, was zu tun ist, um zu dem Wasser des Lebens, d.h. zu der erleuchtenden Erkenntnis zu gelangen. Das „verwünschte Schloß" ist ja nun kein irdisches Bauwerk, sondern ein rein gedankliches, zu dem man auch

nur durch bestimmte geistige Regeln und Gebote gelangen kann. Die eiserne Rute bedeutet dabei Selbstbeherrschung, bzw. Selbstüberwindung, die darin besteht, daß man auf das Wesen der Dinge, die man verstehen will, achtet statt auf das eigene „Ich". Wenn man dadurch das Tor in die geistige Welt (das himmlische Schloß) geöffnet hat, so muß man dabei die eigenen Triebkräfte, die Löwen, besänftigen. Man gibt den zwei Löwen daher ihr Brot und diese sind dann beruhigt; das heißt, man läßt das Denken an Körperliches hinter sich und schreitet der höheren Erkenntnis zu. – Dabei warnte ihn der Zwerg, daß er zurückkehre, „ehe es zwölf schlägt". Das ist wohl der Zeitpunkt zwischen Tag und Nacht, zwischen Rückkehr in das tätige Leben oder in die Abkehr davon. Wie dies alles sich nun ereignete, berichtet das Märchen weiter:

Der Prinz dankte ihm, nahm die Rute und das Brot und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Tor sprang beim dritten Rutenschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot besänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen schönen Saal, darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wieder käme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh es zwölf schlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes, frischgedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollt´ er erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es dreiviertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte, daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Tor hinausging, da schlug´s zwölf, und das Tor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Wir haben nun die Wanderung unseres Prinzen durch dieses „verwünschte Schloß" unserer Gedankenwelt miterlebt. Die verwünschten Prinzen darin hatten Ringe an den Fingern, die sie ihm wohl gaben. Aber jeder Ring ist ja ein Symbol einer Erkenntnis über eine Ganzheit unseres Lebens, in dem Gestaltendes und Erhaltendes zusammenwirken. Er nimmt damit Erkenntnisse, Einsichten entgegen. Das Schwert, das er noch an sich nimmt, bedeutet Überzeugungskraft und Willen zur Selbstbehauptung, wie sich später noch erweisen wird. Das Brot ist das Wissen um die Nahrungskräfte der Erde, denn unser Zwerg wird erklären, daß es unvergänglich ist. Aber die schöne Jungfrau, die hier wie die Göttin SAGA den Schauenden empfängt und ihm den

Brunnen mit dem Lebenswasser zeigt, ist die Idee des ewigen Lebens, des Lebenswillens. Daß er in diesem Traumland beinahe verharrte und erst im letzten Augenblick die Rückkehr zu seiner Aufgabe in der Welt noch bedachte, unterstreicht noch die Bedeutung seiner Erkenntnis. – Diese Rückkehr in die Wirklichkeit der irdischen Welt vollzieht sich aber nun nicht ohne Gefahren und Enttäuschungen. – Wir hören dazu:

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „Damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all." Der Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem Vater nach Haus kommen und sprach: „Lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind? Sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wiedergekommen." – „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen", sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren." Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie wieder losließ; aber er warnte ihn und sprach: „Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz."

Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon, er müßte verderben, so groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er sein ganzes Reich speiste und sättigte; und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich: „Der jüngste hat das Wasser des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen." Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten, bis er einmal fest eingeschlafen war; da gossen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bitteren Meerwasser

getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an, er hätte ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden und ward stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngsten, verspotteten ihn und sagten: „Du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast die Mühe gehabt und wir den Lohn; du hättest klüger sein und die Augen aufbehalten sollen; wir haben dir´s genommen, während du auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr da holt sich einer von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich, daß du nichts davon verrätst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir´s geschenkt sein."

Der alte König war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof versammeln und das Urteil über ihn sprechen, daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm: „Lieber Jäger, was fehlt dir?" Der Jäger sprach: „Ich kann´s nicht sagen und soll es doch." Da sprach der Prinz: „Sage heraus, was es ist, ich will dir´s verzeihen." – „Ach", sagte der Jäger, „ich soll Euch totschießen, der König hat mir´s befohlen." Da erschrak der Prinz und sprach: „Lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein schlechtes." Der Jäger sagte: „Das will ich gerne tun, ich hätte doch nicht nach Euch schießen können." Da tauschten sie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein.

Es gibt bis in unsere Zeit hinein Beispiele, durch die sich zeigt, daß bedeutende Persönlichkeiten wie Widukind, Ulrich v. Hutten, Friedrich der Große sowie auch Reformatoren unserer Zeit, die überragende Erkenntnisse der wesentlichen Gesetze des Lebens gewonnen hatten, dann von dieser Sicht aus das Leben ihres Volkes neu ordnen wollten und konnten. „Ältere Brüder" aber vermochten das Werk dieser Erkennenden dann doch wieder aus Egoismus zu zerstören! Ihr Kampfmittel ist dabei die Lüge. Es scheint dies eine besondere Tragik der Menschen germanischen Blutes und Denkens zu sein. Aber dennoch blieb hier die Hoffnung, daß sich die Wahrheit der Erkenntnis darüber, was blühendes Leben unsterblich macht, schließlich durchsetzt, indem sich Erfolge erwiesen. Es sind die durch „Schwert und Brot" geretteten Könige, die Dankesgaben schicken.

Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn; sie waren aber von den drei Königen geschickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geschlagen und mit seinem Brot ihr Land ernährt hatten und die sich dankbar bezeigen wollten. Da dachte der alte König: Sollte mein Sohn unschuldig gewesen sein? und sprach zu seinen Leuten: „Wäre er noch am Leben, wie tut mir´s so leid, daß ich ihn habe töten lassen." – „Er lebt noch", sprach der Jäger, „ich konnte es nicht übers Herz bringen, Euren Befehl auszuführen", und sagte dem König wie es zugegangen war. Da fiel dem König ein Stein vom Herzen, und er ließ in allen Reichen verkündigen, sein Sohn dürfte wiederkommen und sollte in Gnaden aufgenommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Leuten, wer darauf geradewegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte und den sollten sie einlassen; wer aber daneben käme, der wäre der rechte nicht und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteste, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für den Erlöser ausgeben, da bekäme er sie zur Gemahlin und das Reich daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er: Das wäre jammerschade,wenn du darauf rittest, lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute zu ihm, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, und wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er: Es wäre jammerschade, da könnte etwas abtreten, lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen.

Die goldene Straße vor dem Schloß der Königstochter hat ja nun auch ihre besondere Bedeutung. Nehmen wir das Bild als Wirklichkeit, so zeigen die zwei älteren Brüder, daß sie alles Goldene und Glänzende zwar hoch achten, aber daß sie in Wirklichkeit daran vorbeigehn, weil es ihnen nicht gemäß ist. Nehmen wir aber diese Straße zum Schloß als Symbol, so sind es die guten Gedanken, die zu ihm führen! Diese aber haben die zwei älteren Brüder gerade nicht, sondern sie gehen den schmutzigen und zerstörerischen Gedanken neben dieser Straße des Geistes entlang. Dies aber entsprach nicht dem Wesen unseres Prinzen und so kann unser Märchen zum Schluß berichten:

Als nun das ganze Jahr herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also machte er sich auf und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei ihr gewesen und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es aufgetan, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden und

sagte, er wär ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß sein Vater ihn zu sich entboten und ihm verziehen hätte. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

Das Märchen lehrt uns dabei: Betrug und Verrat waren wegen des Sieges des Göttlichen außer Landes gegangen. Die Kraft der Erkenntnis, das Wasser des Lebens, konnte daher alles Kranke wieder in blühendes Leben verwandeln. Der Jäger, d.h. die Kraft des Rechts und der Gerechtigkeit hatte den jüngsten Sohn als Retter und Schauenden der Lebensgesetze am Leben erhalten. Dieser Glaube an den Sieg des Göttlichen als der wahren Kraft des Lebens war für die germanischen Menschen stets tiefster Lebensinhalt. Doch baten sie dazu einen Gott um Hilfe? – Heidenglaube war eine Besinnung auf die ethischen Werte, die sich aus eigener Kraft im Leben behaupteten und bewährten.

Heidenglaube

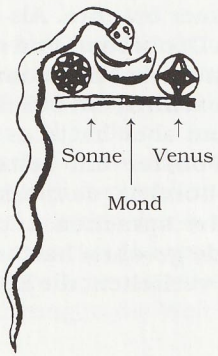
Nicht im grausigen Opfer eines Erlösers,
nicht im bettelnden Wort
vor einem fernen Schöpfer der Welt
liegt der gequälten Menschheit
so oft zerbrochene Hoffnung. –
Daß sich das Göttliche immer erneut
der ringenden Menschheit erbarmt,
in Völkern Führer gebiert,
selbstlos, wissend und frei,
nur vom Adel der guten Gesinnung
sichtbar geprägt:
Das ist unsere Hoffnung,
ja eingeborene Gewißheit! –
Immer wieder beweist sich Erhabenes
im selbstlos wirkenden Vorbild
aus Gottesgewißheit,
dem des Volkes Heil Auftrag ist,
des Gewissens nie ermüdender Ansporn! –
Sollte jetzt die Erde fern sein dem Licht
als unserer Taten Sinnziel
und heimatlos irren in den Weiten des Kosmos?
Nein – noch hofft ja alles, was je sich liebte,
und in den Herzen brennt noch
der Glaube an Ewiges als sinngestaltender Macht.
Den Kräften des Werdens, in wacher Gemeinschaft,
bleibt auch der Wissenden tiefe Verehrung. –
Den Göttern ein Urbild der Freude! –

Zum Märchen von der weißen Schlange

(Br. Grimm Nr. 17)

Um die tiefere Bedeutung dieses Märchens zu verstehen, müssen wir uns zunächst klarmachen, welches Geheimnis sich mit der „weißen Schlange" verbindet. In der alttestamentarischen Legende von Adam und Eva im Paradies ist sie die Verführerin, die Eva verbotswidrig den Apfel vom Baum der Erkenntnis essen läßt und Adam dann ebenfalls dazu verführt. Diese Tat macht dann beide schuldig und sündig, sodaß Gott sie aus dem Paradies in die harte Welt verjagt. – Diese Legende ist aber als eine Gegendarstellung zu der viel älteren Schau der Indogermanen, insbesondere des Mithraskultes, zu betrachten.

In der Mithraslehre bildet die Selbstüberwindung der Naturkräfte im Menschen und dadurch das Gewinnen der befreienden Erkenntnis der göttlichen Lebensgesetze den Hauptgedanken. Es galt als „Auferstehung", deren Ergebnis der königliche Mensch war. Dieser überschaut die Gesetze des Lebens auf der Erde und, da er alle Ichsucht (den Stier in sich) überwunden hatte, konnte er selbstlos und gerecht als Segen über die ihm anvertrauten Menschen wirken. Die weiße Schlange hatte dabei im Mithraskult die symbolische Bedeutung der befreienden Suche nach Erkenntnis. Indem sie sich häutet, wirft sie Vergangenes ab und wächst dabei in neue Lebensstufen hinein. Auf jedem der Kultbilder des stiertötenden Mithras´ ist sie daher als dessen Begleiter dargestellt (vgl. Bilder zur „Kristallkugel" und zum „gläserner Sarg"). Wir finden sie aber auch abgebildet, wie sie aus der Schale des Halbmondes das Wasser des Lebens trinkt und dadurch auch das Wissen über alle Gesetzlichkeiten des Lebens auf der Erde erfährt und vermittelt:



Sie bildet demnach den Gegensatz zur Schlange im Paradies. Sie ist nicht Verführerin, sondern Helferin. Sie ist aber auch Gegenkraft zur Midgardschlange der germanischen Mythologie, die das Leben auf der Erde bedroht.

Der König ist – wie der Gott Heimdall – als ein von umfassendem Wissen erfülltes Wesen gedacht und sein „Diener" ist der Mensch selbst, der vom Wissensdrang um die Gesetze des Lebens erfüllt wurde. Doch dieser Weg zur höchsten Erkenntnis hat im menschlichen Leben mehrere Stufen, die auch in der Erzählung von der weißen Schlange nacheinander sichtbar werden. Ohne deren Kenntnis kann das Märchen in seiner vollen Bedeutung nicht recht verstanden werden. Es wird daher die Erzählung nach den einzelnen Abschnitten kurz

unterbrochen und jeweils darauf hingewiesen, welche Lebensstufe der „Diener", d.h. der Mensch in seiner seelisch geistigen Entwicklung erreicht hat, bis er endlich zu seiner höchsten, der **sechsten** Stufe gelangt ist (hierzu vgl. Einführung Bild 5). Die Erzählung läßt uns aber auch noch das Gesetz von Ursache und Wirkung, wie es im seelischen Bereich wirkt, erleben (das sog. Karma-Gesetz). Im Teil I der Erzählung führt rechte Erkenntnis auch zu rechtem Handeln und im Teil II erntet unser Diener die sich daraus ergebenden Früchte seines guten und einsichtsvollen Tuns. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob da eine Gottheit wäre, die Lohn und Strafe erteilt, sondern es besteht auch im seelischen Bereich eine Gesetzlichkeit, die verdeutlicht werden soll. Diese erweist sich, indem aus rechter Einsicht, auch rechtes Handeln erfolgt, und dieses festigt wieder die charakterliche Haltung eines Menschen. Daraus erwächst ihm die Fähigkeit zu weiterem sinnvollem Handeln und führt ihn dadurch aber auch zum Erleben des Glückes innerer Freiheit.

Die weiße Schlange

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, der die Schüssel wieder wegtrug, die Neugierde, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Als er die Tür sorgfältig verschlossen hatte, hob er den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Lust nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die miteinander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Tiere zu verstehen.

Hiermit ist für unseren „Diener" die **erste** Lebensstufe, die des Raben (Merkur) beendet. Sein Erkenntnisdrang wurde nun für ihn richtungsweisend. Dieser hatte ihm „die Sprache der Vögel" und das Verstehen aller anderen Lebewesen erschlossen. Er begriff damit aber auch, daß der Mensch mit seiner Sprache nur ein Sonderfall des Lebens auf der

Erde ist. Danach erreichte er die zweite Lebensstufe, die des „Mysten" (Venus). Wir hören dazu:

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fortkam und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Täter nicht zu nennen wüßte, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem bessern Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst ging er hinab auf den Hof und bedachte, wie er sich aus seiner Not helfen könnte. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich nebeneinander und ruhten, sie putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute morgen all herumgewackelt wären und was für gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich haben einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinuntergeschluckt." Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese ab, sie ist wohl genährt." – „Ja", sagte der Koch und wog sie in der Hand, „die hat keine Mühe gescheut, sich zu mästen, und schon lange drauf gewartet, gebraten zu werden." Er schnitt ihr den Hals ab, und als sie ausgenommen ward, fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gutmachen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hof wünschte.

Wenn der Diener in den Verdacht gekommen war, den Ring der Königin zu besitzen, so bedeutet dies auch, daß er in dieser Lebensstufe des Schwärmens eine innere Bindung zu ihr empfunden hatte, die ihm als Diener nicht zukam. Darüber ist dann wohl auch ein Gerücht entstanden, wofür die Ente als Symbol galt. Er kann den Ring dann, dessen tieferen Sinn er in dieser **zweiten** (Venus=) Lebensstufe erkannt hat, zurückgeben. Hierbei hatte er aber auch erkannt, daß er sich erst im Leben bewähren muß, um seine Herzenskräfte entfalten zu können. Dadurch erreicht er die **dritte** Lebensstufe des Kämpfers (Mars) und drängt als solcher zur Bewährung in die Welt. In dieser erlebt er nun folgendes:

Der Diener schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust, die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Als seine Bitte erfüllt war, machte er sich auf den Weg und kam eines Tages an einem Teich vorbei, wo er drei Fische bemerkte, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser

schnappten. Obgleich man sagt, die Fische wären stumm, so vernahm er doch ihre Klage, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude, streckten die Köpfe heraus und riefen ihm zu: „ Wir wollen dir´s gedenken und dir´s vergelten, daß du uns errettet hast."

In der Erlebnisstufe des Kämpfers zeigt sich, daß unser junger Mann zwei wichtige Tugenden besitzt. Als erste die der Fürsorge. Sein Kampf ist demnach nicht durch Ichsucht geprägt, sondern durch Selbstlosigkeit und Verantwortungsgefühl. Dies gilt der Erhaltung des Lebens ganz allgemein. Wie die drei Fische, so ist alles Lebendige durch die Naturkräfte der Erde auch gefährdet. Dies können Dürre, Feuer, Frost, Hagel, Erdrutsche oder Ähnliches sein. Unser Mann erweist sich dabei als helfender Diener des Lebens.
Aber auch das harmonische Leben in den Lebensgemeinschaften der Völker ist oft gehemmt und hierbei erweist sich eine weitere Tugend:

Er ritt weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie ein Ameisenkönig klagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den ungeschickten Tieren vom Leib blieben! Da tritt mir das dumme Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder!" Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dir´s gedenken und dir´s vergelten."

Die Sprache der Ameisen ist aber zugleich die seiner fleißigen Mitbauern und Mitbürger. Der Huftritt der Pferde steht hier an der Stelle einer harten und rücksichtslosen Obrigkeit. Daher führt er sein Pferd auch verständnisvoll um diese fleißigen Mitlebewesen herum.
Bei der Beobachtung und rücksichtsvollen Bewertung dieser seiner Mitlebewesen, die eifrig um die Erhaltung ihres Lebens bemüht sind, erweist unser junger Mann Achtung und Verstehen der seelischen Kräfte, die sich aus dem Selbsterhaltungswillen der Menschen ergeben. Ein zur Menschenführung berufener „König" wird diesen Willen als Teil der göttlichen Schöpferkraft achten und sich bemühen, ihn zu ordnen und zu schützen. Unser junger Mann entwickelt damit auch ein Verstehen der Ideen, die dieser Lebensentfaltung zu Grunde liegen. Solche Ideen entstanden nach der germanischen Mythologie durch die Helferinnen der Wanen-Göttin FREYA. Man verehrte solche Waninnen für das Vermitteln von Klugheit, ärztlicher Kunst, ehelichen Frieden, Schutz der Verträge, Webkunst u.a.
Nach der Lebensstufe des Kämpfers (Mars) reift der Mensch dann in die des „Löwen" (Jupiter), der Glaubenskräfte, hinein. Dies ist ein wichtiger innerer Wandlungsvorgang. Es wird dazu berichtet:

Der Weg führte ihn in einen Wald, und da sah er einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die standen bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel", riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug und könnt euch selbst ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen und schrien: „Wir hilflosen Kinder,wir sollen uns selbst ernähren und können noch nicht fliegen! Was bleibt uns übrig, als hier Hungers zu sterben!" Da stieg der gute Jüngling ab, tötete das Pferd mit seinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dir´s gedenken und dir´s vergelten."

Raben sind ja auch Begleiter ODINS und gelten als Vermittler von Erkenntnis und Weisheit. Wenn unser Mann den jungen Raben hilft, so unterstützt er diese Wesen zur Förderung dieser ihrer Rolle, Vermittler von Weisheit im Lebensprozeß zu sein. Daß die Rettungstat diese Bedeutung hat, wird sich am Schluß der Erzählung noch beweisen.
Die Rabeneltern zeigen aber auch ein Gesetz des Lebens, nach dem jedes Individuum letztlich den Kampf ums Dasein selbst auf sich nehmen muß. Dies allein ist aber auch der Weg zur Erkenntnis all der Gegebenheiten der Erde, auf deren Nutzung unsere Lebenserhaltung beruht. Unser Diener hilft der jungen Generation diesen ihren Erkenntnisweg zu beschreiten, um ihre Lebensaufgabe erfüllen zu können. Aber die Boten ODINS veranlassen unseren nachdenklichen jungen Mann zugleich zu einer Tat der inneren Befreiung: In der Symbolsprache des Mithras´ wird als Voraussetzung zur Erlangung höherer Erkenntnis „der Stier", d.h. die Naturtriebkraft getötet bzw. untergeordnet. Hier ist dies nun das Pferd, das die Rolle des Stieres übernimmt. Durch diese Handlung wird gesagt: Statt auf den Glauben an die Naturkraft stützt er seinen künftigen Lebensweg auf die Erkenntnis. Diese fußt aber auf der Denkkraft und damit auf dem eigenen Inneren. Hierzu gehört andererseits auch das Erkennen der gestaltenden Kräfte des Lebens. Dies ist aber ein Merkmal für die **vierte** Lebensstufe, des „Löwen" (Jupiter), in der die Glaubenskräfte hervortreten. In dieser wird das Gegenwärtige und Wirksame all der oben genannten Ideen (der Waninnen) erlebt, die uns helfen, unser menschliches Leben zur Entfaltung zu bringen. Dies hat hier nun zur Folge, daß der Jüngling um die Gewinnung der „Königstochter" ringt, in der sich diese Ideen verkörperten und die daher nun Forderungen zur Bewährung stellt. Damit reift der junge Mann in die Lebensstufe des Löwen (Jupiter). (Auch im Märchen vom „Goldenen Vogel" hat die Prinzessin diese Aufgabe).

Er mußte jetzt seine eigenen Beine gebrauchen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen und kam einer zu Pferde und machte

bekannt: Die Königstochter suche einen Gemahl; wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter sah, ward er von ihrer großen Schönheit so verblendet, daß er alle Gefahren vergaß, vor den König trat und sich als Freier meldete.

In der Stufe des „Löwen", in der den Menschen das Göttliche bewußt wird, bewähren sich auch die Tugenden, bzw. die innere Haltung, die die Menschen in der vergangenen Lebenszeit in sich entwickelt haben. Daher kann unser Märchen weiter berichten:

Alsbald ward er hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen. Dann hieß ihn der König, diesen Ring aus dem Meeresgrund wieder hervorzuholen, und fügte hinzu: „Wenn du ohne ihn wieder in die Höhe kommst , so wirst du immer aufs neue hinabgestürzt, bis du in den Wellen umkommst." Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn dann einsam am Meere zurück. Er stand am Ufer und überlegte, was er wohl tun sollte. Da sah er auf einmal drei Fische daherschwimmen, und es waren keine andern als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittlere hielt eine Muschel im Mund, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige und erwartete, daß er ihm den verheißenen Lohn gewähren würde.

Zu diesem Erfolg hatte ihm also die in ihm gepflegte Selbstlosigkeit geholfen. Der Ring bedeutet auch hier die innere Verbindung der männlichen schöpferischen Kraft mit dem weiblichen, dem lebenserhaltenden Fürsorgewillen, auf der sich alles höhere Leben aufbaut. Aber diese unser Gefühl ergreifende Bindung reicht nicht aus; sie erfaßt den ganzen Prozeß der Lebensentfaltung auf der Erde noch nicht. Es muß noch weiteres hinzukommen, und so heißt es:

Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte zuvor eine zweite Aufgabe lösen. Sie ging hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirse ins Gras. „Die muß er morgen, eh´ die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben", sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Der Jüngling setzte sich in den Garten und dachte nach, wie es möglich wäre, die Aufgabe zu lösen; aber er konnte nichts ersinnen, saß da ganz traurig und erwartete, bei Anburch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohlgefüllt nebeneinander stehen, und kein Körnchen

fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen tausend und tausend Ameisen in der Nacht angekommen, und die dankbaren Tiere hatten die Hirse mit großer Emsigkeit gelesen und in Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war.

Hier hatten sich nun die Tugenden der Achtsamkeit und des Fleißes bewährt. Nicht das Gefühl der Bewunderung genügt zu höherer Erkenntnis. Es muß das Wissen um die Vielheit der Lebenserscheinungen hinzutreten, in denen sich die lenkenden Ideen und Gesetze der Natur offenbaren. Die Hilfe der Ameisen, das ist hier auch seine eigene geistige Kraft; und die Hirse meint das tausendfache Leben auf der Erde, das es zu verstehen und zu pflegen gilt.

Interessant ist auch die in vielen entsprechenden Märchenerzählungen betonte Frage der Ebenbürtigkeit. In alter Zeit wußte man, daß nicht nur Pflanze und Tier, sondern auch der Mensch dadurch höher gezüchtet, d.h. mit wertvollen Fähigkeiten ausgestattet wird, daß sich erblich gut veranlagte Menschen verbinden. Erst danach stellt nun die „Königstochter" noch eine letzte Bedingung. Denn eine wichtige Erkenntnis ist noch erforderlich, um die nächste **fünfte** Lebensstufe des „Mondes" (Saturn) zu gewinnen. In dieser wird den Menschen auch das Ewige, das Sonnenhafte, bewußt.

Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling wußte nicht, wo der Baum des Lebens stand; er machte sich auf und wollte immerzu gehen, solange ihn seine Beine trügen, aber er hatte keine Hoffnung, ihn zu finden. Als er schon durch drei Königreiche gewandert war und abends in einen Wald kam, setzte er sich unter einen Baum und wollte schlafen; da hörte er in den Ästen ein Geräusch und ein goldener Apfel fiel in seine Hand. Zugleich flogen drei Raben zu ihm herab, setzten sich auf seine Knie und sagten:„Wir sind die drei jungen Raben, die du vom Hungertod errettet hast; als wir groß geworden waren und hörten, daß du den goldenen Apfel suchtest, so sind wir über das Meer geflogen bis ans Ende der Welt, wo der Baum des Lebens steht, und haben dir den Apfel geholt."

Die Raben, die als Folge seines „Weges nach Innen" und seines Strebens nach Erkenntnis lebten, hatten nun die „Äpfel vom Baum des Lebens" gebracht. Diese goldenen Äpfel bedeuten auch hier das Ewige, Unvergängliche im Menschen, seinen Wesenskern, das „Selbst". Wie die goldenen Äpfel fiel ihm die Erkenntnis zu. Erst nachdem also die Boten Gottes diese Erkenntnis des Unvergänglichen dem unter einem Baum Sinnenden, d.h. Meditierenden, ver-mittelt haben, kann die Verbindung

mit der Königstochter, dem Unsterblichen ihrer Seele als eine Form der Erlösung stattfinden. Dazu sagt uns das Märchen:

Voll Freude machte sich der Jüngling auf den Heimweg und brachte der schönen Königstochter den goldenen Apfel, der nun keine Ausrede mehr übrigblieb. Sie teilten den Apfel des Lebens und aßen ihn zusammen: da ward ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt, und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

Durch die weiße Schlange, die um die tiefe Lebensgesetzlichkeit und um ihren Sinn weiß, die das Wasser des Lebens aus der Schale des Mondes trinkt und daher den Menschen den Erkenntnisweg eröffnet, war unserem „Diener", dem Menschen, auch diese erlösende Erkenntnis des unvergänglichen Wesenskerns im Menschen vermittelt worden. Hierdurch hatten beide aber die **sechste** Lebensstufe des Uranos oder Heliodromos (s. Einführung, Bild 5) erreicht und den hohen Grad innerer Freiheit, der damit verbunden ist. Unser „Diener" wurde daher mit seiner Königstochter dann auch nicht aus dem Paradies vertrieben, sondern sie hatten es durch den Erkenntnisweg erst entdeckt! – Das Märchen will uns aber auch das Gesetz des Karma lebendig vor Augen führen. Die gute helfende Tat (Fische), die Achtung vor dem selbstlosen Lebenskampf anderer (Ameisen) und die mitdenkende Fürsorge (Raben) waren es, die ihm halfen, seine späteren Lebensaufgaben und seinen inneren Weg zum weisen Helfer der Menschen erfolgreich zu Ende zu führen.
Das Glück des hohen Alters ist dann noch ein Merkmal der **siebenten** Lebensstufe, der des „Vaters".
– Welch ein Unterschied zur alttestamentarisch-christlichen Lehre vom Sündenfall! –